

# Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft



Journal for Cultural Analysis and European Ethnology

---

## **Christoph Bareither**

Kulturen der künstlichen Intelligenz.  
AI Assemblages und die Transformationen des Alltags

## **Roundtable**

Das Digitale des Alltäglichen und das Alltägliche des Digitalen.  
Transkript des Roundtables der Kommission Digitale Anthropologie im Rahmen des 44. DGEKW-Kongresses in Dortmund, 5. Oktober 2023

## **Maren Heibges**

Mix-a-lot: Impulse der Mixed-Methods-Forschung für die Empirische Kulturwissenschaft

## **Markus Tauschek**

Gegen die Essenzialisierung.  
Kulturelle Aneignung als Problem

## **Forum: dringend!?! Zeithorizonte kulturwissenschaftlicher Sprachfähigkeit**



Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft.

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology

(bis 2021 Zeitschrift für Volkskunde)

Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft  
(www.dgekw.de)

herausgegeben von Regina Bendix, Claus-Marco Dieterich, Anne Dippel,  
Timo Heimerdinger, Manfred Seifert, Markus Speidel, Thomas Thiemeyer,  
Barbara Wittmann und Sabine Zinn-Thomas



#### **Anschriften der Redaktionen:**

**Aufsatzteil und Forum (aufsaetze@zekw.de):** Regina Bendix (Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Göttingen); Anne Dippel (Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften, Jena); Timo Heimerdinger (Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Freiburg); Thomas Thiemeyer (Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen);

**Berichte (berichte@zekw.de):** Manfred Seifert (Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft, Marburg);

**Buchbesprechungen (rezensionen@zekw.de):** Markus Speidel (Landesmuseum Württemberg, Stuttgart/Waldenbuch); Barbara Wittmann (Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Bamberg); Sabine Zinn-Thomas (Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart)

**Abstracts:** Bearbeitet von Ramona Lenz

Die Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft durchläuft ein Peer-Review-Verfahren. Sie ist indiziert in der MLA International Bibliography, im Arts & Humanities Citation Index und bei Scopus (Stand April 2021). Die Zeitschrift ist in weiteren Datenbanken zur Indizierung vorgechlagen.

#### **Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen:**

Die Zeitschrift erscheint in zwei Halbjahresbänden. Der Bezugspreis beträgt im Abonnement jährlich 52 €, ein Einzelheft kostet 26 € (je inkl. 7% MwSt.). Alle Preise zzgl. Porto- und Versandkosten. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Ablauf des Jahresabonnements. Online erscheint die Zeitschrift als Open-Access-Ressource auf der Website [www.zekw.de](http://www.zekw.de) unter der Lizenz CC BY 4.0.



ISSN 2752-1591 E-ISSN 2752-1605

© Waxmann Verlag GmbH, Steinfurter Str. 555, 48159 Münster

Internet: [www.waxmann.com](http://www.waxmann.com), E-Mail: [info@waxmann.com](mailto:info@waxmann.com)

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Münster

Satz: satz&sonders, Dülmen

Printed in Germany

# Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology



**Inhalt** **120. Jahrgang**

---

<b>Editorial</b>	3
<b>Christoph Bareither</b> Kulturen der künstlichen Intelligenz. AI Assemblages und die Transformationen des Alltags	5
<b>Roundtable</b> Das Digitale des Alltäglichen und das Alltägliche des Digitalen. Transkript des Roundtables der Kommission Digitale Anthropologie im Rahmen des 44. DGEKW-Kongresses in Dortmund, 5. Oktober 2023	27
<b>Maren Heibges</b> Mix-a-lot: Impulse der Mixed-Methods-Forschung für die Empirische Kulturwissenschaft	62
<b>Markus Tauschek</b> Gegen die Essenzialisierung. Kulturelle Aneignung als Problem	90
<b>Forum: dringend!? Zeithorizonte kulturwissenschaftlicher Sprachfähigkeit</b>	108
<b>Berichte</b>	119
<b>Buchbesprechungen</b>	157
<b>Anschriften der Autorinnen und Autoren</b>	196



---

## Editorial

Der digitale Alltag beschäftigt die *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* in letzter Zeit verstärkt. Nicht nur hat die Zeitschrift ihre Transformation zu einem frei zugänglichen Online-Journal weitgehend vollzogen, auch inhaltlich drängen Themen der digitalen Anthropologie zunehmend ins Blatt. In der letzten Ausgabe hat Lina Franken in ihrer Antrittsvorlesung an der Universität Vechta über Algorithmen und Daten in der kulturwissenschaftlichen Forschung nachgedacht. In dieser Ausgabe beschäftigt sich Christoph Bareither in seiner Tübinger Antrittsvorlesung mit „Kulturen der Künstlichen Intelligenz“. Zentral ist für ihn die Frage, welchen Beitrag die EKW im interdisziplinären Forschungsfeld der KI leisten kann: Welche Fragen stellt sie? Und welche Theorien und Konzepte nutzt bzw. entwickelt sie?

Über die Relevanz und Effekte digitaler Technologien im Alltag diskutierte auch die Kommission *Digitale Anthropologie* im Oktober bei ihrem *Roundtable* auf dem DGEKW-Kongress in Dortmund. Das Transkript der Diskussion, die wir in dieser Ausgabe in Absprache mit den Kongressveranstalter\*innen dokumentieren, machen auf lebhaft Weise das aktuelle Spektrum von Positionen und spezifischen Herausforderungen der EKW im Hinblick auf „Das Digitale des Alltäglichen und das Alltägliche des Digitalen“ zugänglich. Zugleich öffnet sich die Zeitschrift damit einem neuen Format jenseits des klassischen Aufsatzes.

Den gibt es natürlich auch: Maren Heibges fragt in ihrem Beitrag nach den Potenzialen des Mixed-Methods-Ansatzes als Forschungsmethode, die qualitative und quantitative Ansätze kombiniert, für die EKW. Und Markus Tauschek widmet sich mit „Kultureller Aneignung“ einem heißen Thema unserer aktuellen politischen Diskussion, mit dem die Volkskunde/EKW schon seit der Folklorismusdebatte der 1960er-Jahre immer wieder zu tun hat.

Das von Timo Heimerdinger betreute *Forum* fragt diesmal unter dem Titel „dringend!? Zeithorizonte kulturwissenschaftlicher Sprachfähigkeit“ nach unterschiedlichen Zeitlichkeiten kulturwissenschaftlicher Arbeit zwischen Dringlichkeit und dem Wunsch nach gründlicher Reflexion. „Mal ist kurzfristig Expertise gefordert, die erst durch längerfristige Forschung aufgebaut werden müsste, wozu aber die Zeit fehlt. Mal werden langfristige Forschungsperspektiven erfragt, die aber ohne hellseherische Fähigkeiten kaum seriös benannt werden können. Und dann gibt es ja auch noch die zyklisch auftretenden Anfragen (Osterhaseninterviews), deren Bearbeitung in die Rhythmen medialer Textproduktion eingepasst werden muss.“ Das Forum reflektiert diese Relationierungen und möchte damit zu einer Diskussion um Rhythmen, Kongruenzfragen und Zeithorizonte kulturwissenschaftlicher Wissens-

---

produktion in unterschiedlichen medialen, institutionellen und zivilgesellschaftlichen Kontexten beitragen. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der Arbeit in Landesstellen und Museen, deren Zeitrhythmen sich von denen in Universitäten zum Teil deutlich unterscheiden.

*TT für die Redaktion*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.01>

Christoph Bareither

## Kulturen der künstlichen Intelligenz

AI Assemblages und die Transformationen des Alltags

*Christoph Bareither*

*Cultures of Artificial Intelligence. AI Assemblages and the Transformations of Everyday Life*

*Abstract:* Artificial Intelligence is one of the keywords of our time, and AI systems are currently initiating numerous transformations in various areas of everyday life. How can cultural anthropology and “Empirische Kulturwissenschaft” at the interface with digital anthropology contribute to understanding these transformations and to shaping social and cultural negotiation processes around AI? To answer this question, this article develops the concept of AI assemblages, which aims to illuminate the dynamics of sociotechnical relations between human and more-than-human actors or components surrounding AI systems. Assemblage thinking allows to reflect upon and describe numerous “small” transformations of everyday life connected to AI without uncritically reproducing grand narratives of sociotechnical change and upheaval. On a more general level, analyzing AI assemblages is a way to study cultures of AI, that is, to study “a whole way of life” (Williams) in which routines, relationships, and cultural orders are increasingly shaped by AI systems. Three examples illustrate this perspective: AI assemblages in memory culture (virtual survivor testimonies in Holocaust remembrance), in popular culture (social media and their algorithms), and in academic culture (generative AI in academic research and teaching).

*Keywords:* Artificial Intelligence, Assemblage, Transformation, Everyday Life, Culture

„Künstliche Intelligenz“ (im Folgenden: KI bzw. AI für Artificial Intelligence) gehört zu den zentralen Schlagworten der Gegenwart. Keine andere Technologie wird derzeit so viel und so kontrovers diskutiert. Die Forschung zu KI wird aktuell von der Informatik geprägt, gefolgt von den Naturwissenschaften. Längst hat sich aber auch ein interdisziplinäres kultur-, sozial- und geisteswissenschaftliches Feld rund um KI gebildet. Es setzt sich aus so unterschiedlichen Fächern wie der Philosophie und Ethik, Soziologie sowie den Medien-, Sprach-, Informations-, Erziehungs-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften zusammen. Für die Empirische Kulturwissenschaft/ Kulturanthropologie/ Europäische Ethnologie (im Folgenden zusammenfassend: EKW) stellt sich die Frage, welchen Beitrag ein ‚kleines Fach‘ im Kontext dieser vielfältigen Perspektiven und analytischen Zugänge leisten kann. Welche Fragen stellt die EKW an

KI? Und geleitet von welchen theoretisch-konzeptuellen Perspektiven kann sie die gesamtgesellschaftlichen Debatten in diesem Feld mitgestalten?

Der folgende Text gibt mögliche Antworten auf diese Fragen.<sup>1</sup> Um die Stärken von EKW und Digitaler Anthropologie zu verknüpfen, möchte ich vorschlagen, Kulturen der KI in ihrer Erscheinungsform als „AI Assemblages“ in den Blick zu nehmen. Ich werde diese Perspektive zuerst theoretisch-konzeptuell skizzieren, um sie dann anhand von drei exemplarischen Forschungsfeldern zu erläutern, die alle mit aktuell (an-)laufenden Forschungsprojekten an der Universität Tübingen in Verbindung stehen. Dass der Begriff der „künstlichen Intelligenz“ als solcher auch problematisch ist und warum ich ihn dennoch für analytisch sinnvoll halte, adressiere ich im Fazit.

### **Künstliche Intelligenz aus Perspektive der „Beziehungswissenschaft“ EKW**

Um KI kulturanalytisch einzuordnen, kann die EKW eine ihrer Kernkompetenzen stark machen: die Kompetenz für die Analyse von Beziehungen. Rolf Lindner schreibt in einem vielzitierten Satz, „dass die Kulturanalyse ein Denken in Relationen erfordert; sie geht von der Grundannahme aus, dass der Sinngehalt kultureller Phänomene erst durch die Untersuchung des Beziehungsgeflechts entschlüsselt wird, dem sie ihre spezifische Gestalt verdanken“ (Lindner 2003: 179). Jens Wietschorke (2012) hat die EKW deshalb auch treffend als eine „Beziehungswissenschaft“ bezeichnet. Das Fach greift dabei auf unterschiedliche theoretische Konzepte zurück. Um die rund um KI-Systeme entstehenden Beziehungsgeflechte zu beleuchten, halte ich insbesondere das Konzept der Assemblage für wegweisend.<sup>2</sup> Zurückgehend auf die Philosophie von Gilles Deleuze und Félix Guattari (1992) und weiter oder neu gedacht von Theoretiker\*innen wie Manuel DeLanda (2006, 2016), Bruno Latour (2005) oder Jane Bennett (2005), wird das Konzept heute auch in der kulturanthropologischen und sozialwissenschaftlichen Forschung häufig eingesetzt (Hansen/Koch 2022; Welz 2021).

1 Es handelt sich um die verschriftlichte Version meiner Antrittsvorlesung an der Universität Tübingen im Juni 2023, deren mündlicher Vortragsstil hier weitgehend beibehalten und an einigen Stellen um weiterführende Informationen zum Forschungsstand ergänzt wird. Die mit der Vorlesung angetretene Professur hat die Aufgabe, die Perspektiven der EKW mit den Zugängen der interdisziplinären Digitalen Anthropologie zu verknüpfen. KI ist dabei eines von vielen Themen – allerdings eines, das aktuell besonders drängende kultur- und sozialwissenschaftliche Fragen aufwirft. Daher fokussierte die Antrittsvorlesung auf diese Thematik, der ich in den kommenden Jahren verstärkte Aufmerksamkeit widmen möchte.

2 Ich verwende hier die englische Schreibweise, da es keine eingedeutschte Variante des Begriffs Assemblage gibt. Im Französischen lautet der ursprünglich von Gilles Deleuze und Félix Guattari eingeführte Begriff „Agencement“ und wird im Englischen standardmäßig mit „Assemblage“ übersetzt (vgl. auch Buchanan 2021: 41). Eine mögliche deutsche Übersetzung ist der Begriff „Gefüge“, den ich gelegentlich auch in diesem Text verwende. Siehe dazu den Kommentar der Herausgeber zur deutschen Ausgabe von Deleuze und Guattari „Tausend Plateaus“ (1992: 12) in Fußnote Nr. 1.



Der Begriff der Assemblage bezeichnet „wholes whose properties emerge from the interactions between parts“ (DeLanda 2006: 5). Gemeint sind soziotechnische Gefüge aus Menschen, Dingen, Räumen, Praktiken usw., deren spezifische Eigenschaften nicht nur aus der Summe ihrer Teile bestehen, sondern aus den Beziehungen zwischen ihren heterogenen Komponenten hervorgehen. Diese Beziehungsgeflechte werden in der Assemblagetheorie weder als wahllos noch als statisch gedacht. Assemblages befinden sich vielmehr in einer kontinuierlichen Bewegung, die von einer (zumindest partiell) nachvollziehbaren Dynamik bestimmt wird. Da es streng genommen nicht *die* Assemblagetheorie gibt, sondern eine Vielzahl an Denkansätzen, die mit dem Begriff der Assemblage verbunden sind, wird dieser Zugang inzwischen häufig als „Assemblage Thinking“ gerahmt (Anderson et al. 2012; Hansen/Koch 2022: 10; Müller/Schurr 2016; Tseng 2022; Welz 2021: 164) – eine begriffliche Wendung, die ich im Folgenden übernehme.

Aus Perspektive der Digitalen Anthropologie ist dabei entscheidend, dass die Komponenten einer Assemblage sowohl menschliche als auch nicht-menschliche bzw. mehr-als-menschliche Akteur\*innen sowie Elemente ihrer Umwelt umfassen. Handlungsmacht ist dabei verteilt – Assemblages zeichnen sich durch „distributive agency“ aus (Bennett 2005: 462). Zwar bilden für die EKW (meistens) noch immer menschliche Akteur\*innen einen Ausgangs- und Ankerpunkt der Forschung, aber das Fach erkennt an, dass sich der Alltag von Menschen nicht ohne ein Verständnis ihrer Beziehungen zu mehr-als-menschlichen Elementen verstehen lässt. Dieser Kerngedanke einer relationalen Anthropologie korrespondiert auf produktive Weise mit Assemblage Thinking (Welz 2021: 173). Letzteres integriert dabei auch Denkansätze der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) (Fariás 2011: 7; Müller/Schurr 2016; Welz 2021: 164–165), allerdings sind Assemblage Thinking und ANT trotz ihrer Verwandtschaft keinesfalls deckungsgleich. Assemblage Thinking erweist sich begrifflich und konzeptuell als besonders offen für eine Kombination mit anderen Theoriebeständen, was diesen Zugang gerade für die mit heterogenen theoretischen Perspektiven arbeitende EKW anschlussfähig macht. Am Schnittfeld von EKW und Digitaler Anthropologie ergeben sich beispielsweise vielfältige Anschlusspunkte zwischen Assemblage Thinking und Praxis-, Affordanz- oder Infrastrukturtheorien.

Ein zentrales theoretisches Argument von Assemblage Thinking ist, dass sich die Komponenten einer Assemblage zueinander in „relations of exteriority“ und nicht in „relations of interiority“ (DeLanda 2006: 18) befinden. Das bedeutet erstens, dass Assemblages niemals in sich geschlossen sind. Ihre Komponenten sind vielmehr eigenständig und offen für weitere Verbindungen: Sie können auch unabhängig von der Assemblage existieren und/oder Teil mehrerer Assemblages zugleich sein.

Darin impliziert ist zweitens die Annahme, dass Assemblages auf unterschiedlichen Mikro- und Makro-Ebenen existieren. So können wir bspw. von einer soziotechnischen Assemblage sprechen, wenn sich wechselseitige Beziehungen zwischen

einer spezifischen Person, ihrem Smartphone und den Feeds der Social-Media-Plattform TikTok ergeben (Mikro). Genauso können wir aber auch die Gesamtheit der Beziehungen zwischen dieser Social-Media-Plattform und allen damit verbundenen Smartphones/Endgeräten, allen relevanten Daten, allen User\*innen und allen damit verbundenen Praktiken als Assemblage betrachten (Makro). Im Assemblage Thinking können einzelne (Mikro-)Assemblages dementsprechend auch Populationen bilden, die umfassendere (Makro-)Assemblages hervorbringen – und umgekehrt können (Makro-)Assemblages zahlreiche kleinere (Mikro-)Assemblages umfassen (DeLanda 2006: 16–17).

Hier wird, drittens, bereits sichtbar, dass Assemblages miteinander verflochten sind, sei es über eine oder mehrere ihrer Komponenten. Die Grenzen einer Assemblage sind dementsprechend schwierig zu ziehen. Welche Komponenten und Beziehungen jeweils zu einer Assemblage gehören, ist nicht objektiv identifizierbar, sondern ergibt sich durch den jeweils spezifischen analytischen Blickwinkel auf ein gegebenes soziotechnisches Gefüge.

Viertens schließt diese Perspektive ein, dass Assemblages mehr sind als die Summe ihrer Teile. Es sind eben nicht nur die Eigenschaften der Komponenten ‚an sich‘, die ihre Funktion innerhalb einer Assemblage bestimmen, sondern ihre Kapazitäten in Relation zu anderen Komponenten (DeLanda 2006: 11).

Diese Art des Assemblage Thinking kann dabei helfen, der zunehmenden Komplexität von Mensch-Technik-Beziehungen als Teil umfassender soziotechnischer Gefüge gerecht zu werden. Der Vorschlag, Assemblage Thinking auf digitale Technologien und Algorithmen (oder Code) anzuwenden, ist – bspw. für die interdisziplinären Critical Algorithm Studies (Kitchin 2017) – nicht völlig neu. Allerdings werden, trotz der häufigen Nennung des Begriffs, selten konkrete Bezüge zu den theoretischen Potenzialen von Assemblage Thinking hergestellt. Ausnahmen bestätigen hier eher die Regel: Einige Texte diskutieren theoretische Aspekte von Assemblage Thinking in Verbindung mit Algorithmen (Carlson et al. 2021; Hopkins 2019; Rosenbaum 2020; Taylor 2009) und in wenigen Fällen bereits mit Bezug zu KI (Kim et al. 2022; Tseng 2022; Vepřek 2023).

Der folgende Text möchte diese Ansätze aufgreifen und weiterdenken. Es geht mir dabei nicht um theoretische Details, sondern um das Aufzeigen analytischer Potenziale anhand exemplarischer Beispiele. Assemblage Thinking erlaubt danach zu fragen – und auch ethnografisch zu beschreiben<sup>3</sup> –, welche Funktionen KI-Systeme innerhalb konkreter soziotechnischer Gefüge aus menschlichen und mehr-als-menschlichen Komponenten einnehmen, wie sie die Dynamiken solcher Assemblages ko-konstituieren und welche Transformationsprozesse sie in Gang setzen. Die

3 Für eine Reflexion der Rolle von „AI ethnography“ vgl. Dippel/Sudmann (2023).

Analyse von konkreten AI Assemblages erlaubt zugleich, etwas über die Verflechtungen von KI mit den Routinen, Beziehungen und Ordnungen des menschlichen Zusammenlebens zu lernen. Oder anders formuliert: Die Analyse von AI Assemblages ermöglicht ein besseres Verständnis von Kulturen der KI.

### 1. AI Assemblages & Erinnerungskultur

Die von Steven Spielberg gegründete USC Shoah Foundation hat bereits Mitte der 2010er-Jahre ein System entwickelt, mit dessen Hilfe Besucher\*innen von Holocaust-Museen oder auch User\*innen zuhause vor ihren Bildschirmen ‚Gespräche‘ mit virtuellen Überlebenden des Holocaust führen können.<sup>4</sup> In einem von der Stiftung veröffentlichten Video beschreibt der Gründer des Projekts, Stephen Smith, dessen Intention mit den Worten: „That conversation [with a Holocaust survivor, C.B.], that moment of dialogue, where I ask my question, and I get it answered, is just as magic in the room when that happens. And we want to try and find a way to preserve that as best possible“ (USC Shoah Foundation 2020).

Um das zu ermöglichen, hat die Stiftung verschiedenen Holocaust-Überlebenden jeweils um die 1000 Fragen gestellt und die Antworten als Video aufgezeichnet. Die Videoaufnahmen wurden dann in ein technisches System eingearbeitet, mit dem User\*innen interagieren und verbal offene Fragen stellen können, woraufhin dieses System eine ‚passende‘ Videoantwort des bzw. der jeweiligen Zeitzeug\*in abspielt. Aktuell ist das System auf zweidimensionalen Interfaces nutzbar – bspw. auf großflächigen Displays in ausgewählten Holocaust-Museen oder online zuhause am eigenen Computer.<sup>5</sup> Die Videos wurden zudem in einem aufwendigen Verfahren mit volumetrischen Aufnahmen angefertigt, um sie in Zukunft auch als dreidimensionale Hologramme ausspielen zu können. So soll die für Gespräche mit Holocaust-Überlebende charakteristische „magic in the room“ (siehe Zitat oben) für zukünftige Generationen erhalten werden. Aus Sicht der Entwickler\*innen dient das System dazu, im Zeitalter der aussterbenden Zeitzeug\*innen eine emotionale Verbindung zu den Opfern des Holocaust lebendig zu halten. Es geht hier also nicht einfach um Wissensvermittlung. Vielmehr soll das System es ermöglichen, Emotionspraktiken des Gedenkens in Form des ‚lebendigen‘ Dialogs mit Zeitzeug\*innen digital in die Tat umzusetzen.<sup>6</sup> Dass

4 Dieses Beispiel steht in Verbindung mit dem Projekt „From the Era of Witness to Digital Remembrance: New Media, Holocaust Sites and Changing Memory Practices“ (gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft – 502423016). Das Projekt ist eine Kooperation zwischen der Universität Tübingen und der Ben-Gurion University of the Negev in Israel. Die ethnografische Forschung zu virtuellen Zeitzeug\*innen wird im Projekt von Berit Zimmerling durchgeführt. Weitere Informationen: <https://uni-tuebingen.de/de/236757>

5 Das System kann unter folgendem Link genutzt werden: <https://iwatch.usc.edu/sites/dit>

6 Ich beziehe mich hier auf die Theorie der Emotionspraktiken (Scheer 2016) sowie Diskussionen zur Rolle affektiver Praktiken im Kontext von Erinnerungskultur (Wetherell et al. 2018).

dabei ein KI-System eine entscheidende Funktion einnimmt, wird von der Stiftung in ihrer Außenrepräsentation eher als Nebensache behandelt. Tatsächlich ist das KI-System aber in vielerlei Hinsicht entscheidend.

Um seine Rolle zu verstehen, hilft ein Blick auf die Assemblage des Holocaust-Gedenkens (hier aus einer Makro-Perspektive).<sup>7</sup> Diese besteht aus einer Vielzahl an menschlichen und mehr-als-menschlichen Komponenten. Relevante materielle Räume und Dinge sind bspw. Gedenkorte, Museen, Archive und materielle Zeugnisse. Relevante menschliche Akteur\*innen sind u. a. die Nachfahr\*innen, Besucher\*innen, Kurator\*innen, Historiker\*innen, Tour Guides oder Politiker\*innen, die sich mit erinnerungskulturellen Fragen befassen. Die Assemblage des Holocaust-Gedenkens besteht aber nicht nur aus Menschen und materiellen Orten und Dingen, sondern auch aus etablierten Praktiken des Gedenkens (bspw. Emotionspraktiken) oder aus schriftlichen und bildlichen Dokumenten (bspw. historische Quellen, erinnerungspolitische Positionspapiere oder didaktische Konzepte für die Bildungsarbeit). Zahlreiche weitere Komponenten ließen sich aufzählen. Was die Assemblage des Holocaust-Gedenkens ausmacht, ist aber nicht die Summe dieser Teile, sondern die Beziehungen zwischen ihnen, durch die sich ihre spezifische Dynamik konstituiert.

Eine besondere Funktion innerhalb dieser Assemblage nehmen Holocaust-Überlebende in ihrer Funktion als Zeitzeug\*innen ein. Diese prägen unter anderem, welche emotionalen Beziehungen junge Generationen zur Vergangenheit des Holocaust herstellen. Sie tragen dadurch zur Stabilisierung und inneren Kohärenz der Assemblage des Holocaust-Gedenkens bei. Doch die letzten Zeitzeug\*innen sterben. Damit droht der Verlust einer konstitutiven Akteursgruppe und der mit ihr verbundenen Funktionen, die Assemblage zu destabilisieren.

Aus dieser assemblagetheoretischen Perspektive ist die Entwicklung von virtuellen Zeitzeug\*innengesprächen gewissermaßen logisch und konsequent. Auch wenn die Stiftung betont, dass nichts das erinnerungskulturelle Gespräch zwischen lebenden Menschen ersetzen kann, werden die virtuellen Zeitzeug\*innen offensichtlich als ein Ersatz für die tatsächliche Face-to-Face-Interaktion mit Zeitzeug\*innen imaginiert. Die Stiftung spricht bezeichnenderweise von einer „humanizing technology“ (USC Shoah Foundation 2023b: 1). Die emotionalen Affordanzen der virtuellen Körper der Zeitzeug\*innen werden genutzt, um etablierte erinnerungskulturelle Emotionspraktiken in Form eines direkten Dialogs mit Überlebenden weiterhin in die Tat umsetzen zu können. Dadurch soll die Assemblage, in Anbetracht des Ausscheidens einer zentralen Gruppe menschlicher Akteur\*innen, ein Stück weit technisch stabilisiert werden.

7 Assemblage Thinking wurde schon verschiedentlich in den Museum and Heritage Studies produktiv gemacht, vgl. für einen Überblick auch Bareither (2023: 103).

Zu diesem Zweck wurde zugleich ein KI-System als neue Komponente in die Assemblage eingeführt. Dessen zentrale Aufgabe besteht darin, die Fragen der menschlichen User\*innen entgegenzunehmen, sie mithilfe von Natural Language Processing (NLP) algorithmisch zu verarbeiten und schließlich die ‚passendste‘ Antwort aus der Auswahl der Videos abzuspielen. Dadurch soll eine flüssige und emotional involvierende „conversation-like experience“ ermöglicht werden (UNC Shoah Foundation 2023a).

Zentral ist dafür das Verfahren, mit dem das NLP-System lernt, die Fragen von Besucher\*innen ‚richtig‘ zuzuordnen. „Trained on questions and their associated answers,“ so erläutern die Entwickler\*innen in einer ihrer technischen Publikationen, „a statistical algorithm builds a model that predicts words that are likely to appear in the answer, given the words that are seen in the question. Responses are ranked based on how closely they match the predicted answer words“ (Traum et al. 2015b: 6). Das KI-System wird also darin trainiert, Beziehungen zwischen möglichen Fragen und vorgesehenen Antworten ‚selbstständig‘ herzustellen. Es bestimmt (neben Entwickler\*innen und Tester\*innen) aktiv mit, was die ‚passendste‘ Antwort zu einer Frage ist.

Gleichzeitig wird das KI-System für eine Gesprächssituation trainiert, in der nur ein Teil der Fragen überhaupt beantwortet werden kann. Welche Antworten zur Verfügung stehen, hängt davon ab, welche Fragen im Rahmen der Interviews mit den Zeitzeug\*innen überhaupt gestellt wurden. Das Entwickler\*innenteam hat sich dabei bemüht, auch Fragen tatsächlicher User\*innen bzw. Museumsbesucher\*innen mit einzubeziehen. Dennoch können diese Fragen nur den aktuellen Stand der Gesprächskonventionen im Kontext des Holocaust-Gedenkens reflektieren. Denn auch wenn eine hohe Anzahl an Videoantworten aufgezeichnet wurde, so können diese niemals *alle* potenziell möglichen Fragen von User\*innen abdecken. Das System kann also nur Fragen verarbeiten, deren ‚passende‘ Antworten bereits in Form von aufgezeichneten Videos verfügbar sind (Traum et al. 2015a: 203).

Dadurch schreiben sich unwillkürlich die „hidden cultural assumptions“ der Entwickler\*innen sowie der ausgewählten Test-User\*innen in das KI-System ein (Forsythe 1996). Mit dem Begriff der „hidden cultural assumptions“ beschreibt Diana Forsythe, eine Pionierin der kulturanthropologischen Forschung zu KI, wie die kulturellen Haltungen, Vorannahmen und Konventionen der Entwickler\*innen in KI-Systeme eingehen. Im Falle unseres Beispiels werden die Vorannahmen der Entwickler\*innen ergänzt um die Perspektive der als Testgruppe befragten Besucher\*innen, die ihre eigenen Konventionen und Vorstellungen davon mit einbringen, was ‚normale‘ Fragen im Kontext des Holocaust-Gedenkens sind.

Dieser Umstand ist entscheidend für die Funktionsweise des Systems. Es muss die Fragen in ein algorithmisch verankertes Muster einpassen, das aus diesen Vorannahmen und Konventionen hervorgeht – oder scheitern. Wenn eine Frage nicht

passt, reagiert das System mit unpassenden oder ausweichenden Antworten, oder sagt geradeheraus, dass die Frage nicht beantwortet werden kann, und bittet um eine andere. „[T]he NDT [New Dimensions in Testimony] project“, so der israelische Kommunikationswissenschaftler Amit Pinchevski, „is about eliminating contingencies so as to sustain functional human-computer interaction“ (Pinchevski 2019: 97). Ziel der Entwicklung und Weiterentwicklung des KI-Systems ist nicht, jede mögliche Frage zu beantworten. Ziel ist vielmehr, den User\*innen die Illusion einer Gesprächssituation zu vermitteln, die besondere emotionale Erfahrungen ermöglicht – auch wenn das heißt, die User\*innen und ihre Fragen möglichst in das System einzupassen. Wir begegnen hier einem Phänomen, das für Kulturen der KI bezeichnend ist: Damit die Vielschichtigkeit und Messyness alltäglicher Umgangsweisen für Computer handhabbar wird, muss eine Komplexitätsreduktion stattfinden. Die US-amerikanische KI-Forscherin Kate Crawford spricht von einem „epistemological flattening of complexity into clean signal for the purposes of prediction“ (Crawford 2021: 213). Auch die Komplexität von Dialogen mit Zeitzeug\*innen muss heruntergebrochen werden, um algorithmisch verarbeitbar zu sein. Kurz gesagt: Die Einführung des KI-Systems wirkt darauf hin, dass innerhalb der Assemblage des Holocaust-Gedenkens spezifische Arten der algorithmisch funktionalen Dialogführung mit virtuellen Zeitzeug\*innen etabliert und gefördert werden.

Die Komplexitätsreduktion prägt dann auch, wie sich die Gesprächssituationen mit virtuellen Zeitzeug\*innen überhaupt entfalten können. So hat die Stiftung beispielsweise eine Handreichung für Schüler\*innen und Lehrer\*innen herausgegeben, in der erklärt wird, wie man mit virtuellen Zeitzeug\*innen sprechen muss, um eine immersive und emotional intensive Erfahrung zu erreichen (USC Shoah Foundation 2023a). Dazu gehören auch ganz konkrete Fragen, die man stellen soll, bspw.: „How were you liberated?“, „When did you first feel free?“, „What is your message for us?“ (USC Shoah Foundation 2023a). Auf diese Weise werden die Erinnerungspraktiken der menschlichen User\*innen so ausgerichtet, dass sie mit den Potenzialen des KI-Systems kompatibel sind.

Spätestens hier wird eine für den gesellschaftlichen Diskurs zum Holocaust-Gedenken wichtige Frage aufgeworfen: Ist die Zuweisung erinnerungskultureller Agency an ein KI-System und die damit verbundene Notwendigkeit der Einhegung und Ausrichtung von Erinnerungspraktiken ein akzeptabler Preis für eine Technologie, die im Idealfall die Aufrechterhaltung emotionaler Verbindungen zu den Zeitzeug\*innen des Holocaust begünstigt? Die hier vorgeschlagene Perspektive auf AI Assemblages kann diese Frage zwar nicht beantworten, aber sie kann analytisch greifbar machen, wie sich ein KI-System auf zugleich subtile und weitreichende Weise in die Assemblage des Holocaust-Gedenkens einschaltet. Das so generierte ethnografische Wissen kann dabei helfen, die oben gestellte Frage differenzierter zu

diskutieren und dabei die Komplexität der digitalen Transformationen von Erinnerungskultur anzuerkennen.

## 2. AI Assemblages & Populärkultur

„Je länger ich TikTok nutze, desto erstaunlicher ist es zu beobachten, wie gut der Feed meine eigenen Vorlieben widerspiegelt. Manchmal erscheint es mir gerade so, als ob TikTok mich besser kennt als mir lieb ist. Öffne ich die App, werden mir Videos vorgeschlagen – unabhängig davon, wie mein Tag ist/war – und sie treffen nach wenigen Minuten bzw. wenigem Scrollen auf der ForYou-Page genau das, was ich sehen möchte. [...] Meine ForYou-Page präsentiert mir laufend Videos, die oft erschreckend genau meinen Geschmack treffen und somit meine Aufmerksamkeit fesseln. Daher wundert es mich nicht, dass ich lange Zeit auf der Plattform verbringen kann und von Video zu Video gezogen werde. [...] Besonders fällt mir auch auf, dass die Werbung inhaltlich sehr abgestimmt ist auf den Content, den ich konsumiere, daher bleibe ich auch immer mal wieder an den Werbevideos hängen. [...]

Auf die Frage ‚Wie gut kennt mich mein TikTok-Feed?‘ würde ich nach regelmäßiger Nutzung sagen: Es erscheint oft tatsächlich so, als würde er mich genau kennen, meine Interessen, meine Ansichten und auch meinen Humor. Dennoch lässt sich der Feed mit relativ wenig Aufwand schnell verändern und beeinflussen. Es kommt neuer Content hinzu und anderer Content wird nach hinten gedrängt. Daher erzeugt die App meiner Meinung nach nur den Anschein, mich als Nutzerin wirklich zu kennen. Tatsächlich kennt sie meine Erfahrungen, Meinungen oder auch Emotionen nicht wirklich, sondern erzeugt diesen Schein allein basierend auf meinem Nutzungsverhalten, das sich aber jeden Tag aufs Neue ändern könnte.“ (Annika Traub)

Dieser Text ist ein leicht redigierter und gekürzter Auszug aus einem Essay, den eine langjährige Nutzerin der Social-Media-Plattform TikTok (und zugleich eine Studentin der EKW) im Rahmen eines Seminars zur Frage „Wie gut kennt mich mein TikTok-Feed?“ verfasst hat. Als Feeds werden die endlosen Ströme an Bildern, Videos, Texten und Sounds bezeichnet, die Social-Media-Plattformen für ihre User\*innen generieren. Diese Ströme aus digitalem Content sind, wie es die Plattform TikTok auf ihrer Webseite formuliert, „curated to your interests“ (TikTok 2020).

Social-Media-Feeds stehen in integraler Verbindung zu Content-Producer\*innen, User\*innen, Clickworker\*innen, Daten, Content, Interfaces und Algorithmen. Gemeinsam bilden sie das, was wir in einem aktuellen Forschungsprojekt als „Curatorial Assemblages“ beschreiben.<sup>8</sup> Bei der Herstellung dieser Curatorial

8 Projekttitel „Curating the Feed: Interdisciplinary Perspectives on Digital Image Feeds and their Curatorial Assemblages“ (gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft – 421299207). Das Projekt ist eine interdisziplinäre Kooperation zwischen der Universität Tübingen und der Bauhaus-Universität Weimar. Die ethnografische Forschung in diesem Projekt wird von Ann-Marie Wohlfarth durchgeführt. Weitere Informationen: <https://uni-tuebingen.de/de/239241>.

Assemblages nimmt im Fall von TikTok ein KI-System eine entscheidende Funktion ein. Die Plattform gilt als besonders effektiv darin, den Geschmack und die Interessen ihrer User\*innen zu erkennen und ‚passende‘ Inhalte zu präsentieren. Dass die Zahl derjenigen, die von TikTok-Feeds ‚hineingezogen‘ werden, gerade unter jungen Menschen immer größer wird, zeigen auch die Nutzungsstatistiken: Laut der jährlichen ARD/ZDF-Onlinestudie lag unter den 14-29-Jährigen in Deutschland im Jahr 2022 die wöchentliche Nutzung von TikTok bereits bei 44%, Tendenz steigend (Koch 2022: 472). Für fast jede zweite Person im jugendlichen oder jungen Erwachsenenalter gehören die Videofeeds dieser Plattform hierzulande also bereits zum Alltag.<sup>9</sup>

Die Frage nach dem Verhältnis von KI und Alltag ist im gesellschaftlichen Diskurs ohnehin sehr präsent. Klar ist, *dass* KI aktuell unseren Alltag verändert. Aber wir wissen noch sehr wenig darüber, *wie* sie ihn verändert. Die EKW kann hier einen Beitrag leisten, indem sie die tatsächlichen alltäglichen Praktiken und Erfahrungen im Kontext von KI ethnografisch beleuchtet. Diese Perspektive steht nicht neben dem Ansatz des Assemblage Thinking, sondern lässt sich damit produktiv verbinden. Denn aus Perspektive der EKW sind alltägliche Routinen bzw. Praktiken zentrale Komponenten innerhalb von AI Assemblages. Auch Manuel DeLanda verweist auf die konstitutive Funktion, die „habitual repetition“ innerhalb von Assemblages einnimmt (DeLanda 2006: 50). Die EKW ist gut dafür gerüstet, diese Funktion alltäglicher Routinen innerhalb von Assemblages zu erforschen, weil sie bereits vielschichtiges Grundlagenwissen zu unterschiedlichen alltagskulturellen Feldern mitbringt.

TikTok beispielsweise ist eingewoben in die alltäglichen Routinen der Populärkultur. Die Plattform ist Teil von Freizeitgestaltung, Unterhaltung und Vergnügung und entsprechend durchdrungen von den Logiken des Populären: Kurze, knackige, lustige, entspannende, aufwühlende, traurige oder beeindruckend schöne Inhalte stehen im Fokus. Um diese Verschränkung von TikTok mit Populärkultur zu verstehen, hilft die Theorie des ästhetischen Erlebens von Kaspar Maase (2022). Er greift u. a. auf das Vokabular der Praxistheorie und ANT zurück, um „[ä]sthetische Interaktion als Ko-laboration“ zwischen menschlichen und mehr-als-menschlichen Akteur\*innen und Elementen zu beschreiben (Maase 2022, 115–120). In solchen Ko-laborationen bilden sich, so Maase, „ästhetische Beziehungen zur Welt, zu uns selbst und zu den Texten, mit denen wir ko-laborieren“ (Maase 2022: 54).

9 Auch der Feed der Plattform Instagram wird laut Entwickler\*innen von einer KI gesteuert (Meta 2023). Die wöchentliche Nutzung von Instagram unter den 14-29-Jährigen in Deutschland liegt sogar bei 74% (Koch 2022: 472). Im Projekt „Curating the Feed“ beleuchten wir sowohl Instagram als auch TikTok. Im vorliegenden Artikel konzentriere ich mich exemplarisch aber nur auf letztere Plattform.



Auch das KI-System von TikTok bringt ästhetische Ko-laborationen hervor. Es identifiziert zunächst mithilfe von Pattern-Recognition-Verfahren Muster im Rezeptionsverhalten einzelner User\*innen und vergleicht diese mit dem Rezeptionsverhalten anderer User\*innen.<sup>10</sup> Die Muster werden aus Signalen abgeleitet, die User\*innen bei ihrer alltäglichen Nutzung senden – bspw. durch das Liken von Inhalten oder das Followen von Accounts. Solche Signale müssen nicht unbedingt aktiv gesendet werden. Die Plattform registriert beispielsweise auch, wie lange ein\*e User\*in ein bestimmtes Video ansieht, und leitet daraus Rückschlüsse über das Geschmacksmuster der Person ab. Das KI-System stellt dann anhand der hinterlassenen Datenspuren vergleichende Beziehungen zwischen ästhetischen Präferenzen unterschiedlicher User\*innen her. Dieser Vergleich wird wiederum zum Ausgangspunkt der algorithmischen Sortierung der Inhalte in den Feeds einzelner User\*innen gemacht: Mir wird das angezeigt, was auch anderen gefällt, denen etwas gefällt, das auch mir gefällt.

Der dadurch ermöglichte Prozess der ästhetischen Ko-laboration ist nicht einfach einer zwischen Menschen und Algorithmen. Das KI-System ermöglicht zugleich eine ästhetische Ko-laboration zwischen Menschen und anderen Menschen, die aber nicht direkt, sondern über die im System hinterlassenen Datenspuren und deren Verknüpfung mit den Massen an digitalem Content realisiert wird. TikToks KI-System webt also ein Netz aus Beziehungen zwischen Akteur\*innen, das in Routinen des ästhetischen Erlebens mündet, die zugleich das Netz aus Beziehungen stabilisieren. So entsteht für individuelle Nutzer\*innen eine jeweils global vernetzte und doch einzigartige Curatorial Assemblage – und für viele wird sie zum integralen Bestandteil des eigenen Alltags.

Dabei vollzieht sich zugleich eine Verschränkung von digitaler Populärkultur und ökonomischen Logiken. KI-Systeme werden aktuell in ungekanntem Ausmaß monetarisiert, und Plattformen wie TikTok sind ein Vorreiter dieser Prozesse. Der ökonomische Gewinn wird dabei überwiegend durch Werbeeinnahmen erzeugt. „Social media platforms“, so der australische Kommunikationswissenschaftler Nicolas Carah, „bring together the mediation of everyday life with a technical apparatus that rationalises and valorises those communicative practices“ (Carah 2014: 137). KI-Systeme ermöglichen eine Maximierung dieser algorithmischen Inwertsetzung von Kommunikationspraktiken: Je besser das KI-System die User\*innen in das Netz

10 Die genauen algorithmischen Funktionsweisen von TikTok sind weitgehend unbekannt. Sowohl Meta als auch TikTok führen seit einigen Jahren Transparency-Initiativen durch (Meta 2023, TikTok 2020), deren Erkenntnismehrwert allerdings fraglich bleibt (Grandinetti 2023), da viele Details fehlen. Dass bspw. Pattern-Recognition-Verfahren eine zentrale Rolle für TikTok spielen, geht erst aus einer der raren Aussagen des TikTok CEO Shou Chew in einem Fernsehinterview hervor (TED 2023, 5:55). Unabhängig überprüfen lassen sich diese Informationen nicht.

aus ästhetischen Beziehungen einwebt, desto länger scrollen sie durch den Feed, desto mehr zwischengeschaltete Werbung kann verkauft werden und desto größer ist der ökonomische Erfolg der Plattform. Wer TikTok nutzt, wird unweigerlich Teil KI-gestützter Datenökonomien.

Um User\*innen möglichst lange auf der Plattform zu halten, bedienen die Plattformen auch sehr spezifische Interessengebiete und bringen ‚Nischen‘ für individuelle Geschmäcker hervor. Das US-amerikanische Wall Street Journal führte eine Testreihe mit vorprogrammierten Bots durch, die das Verhalten von TikTok-User\*innen simulierten (Wall Street Journal 2021). Gezeigt wird durch die Tests, wie User\*innen in „rabbit holes“ aus Inhalten ‚hineingezogen‘ werden können (Wall Street Journal 2021, 10:40). „[T]he algorithm“, kommentiert der Gründer von Algotransparency, Guillaume Chaslot, in einer Videodokumentation zu diesem Projekt, „is pushing people towards more and more extreme content, so it can push them toward more and more watch time“ (Wall Street Journal 2021, 09:52). Beispielsweise werden User\*innen, die wiederholt traurigen Content ansehen, leicht in ein Netz aus melancholisch-schönen bis hin zu explizit depressiven Inhalten eingewoben.<sup>11</sup>

Spätestens hier stellt sich die Frage, inwiefern die durch KI geformten Curatorial Assemblages nicht nur konkrete alltägliche Routinen ko-konstituieren, sondern dadurch auch auf einer breiteren Ebene prägen, wie User\*innen ihre alltäglichen Umwelten und ihre eigene Rolle darin wahrnehmen. Über die TikTok- oder Instagram-Kanäle junger Menschen werden nicht nur Themen wie Depression, sondern auch der Alltag in der Schule, Beziehungsprobleme, Körperbilder, Klimawandel, Krieg usw. verhandelt. Natürlich ist es nichts Neues, dass Populärkultur solche alltagsweltlichen Themen verarbeitet. Populärkultur ist – mit der Perspektive von Peter Berger und Thomas Luckmann (2012) gesprochen – prägend für die Aushandlung intersubjektiver Alltagswirklichkeiten. Neu daran ist allerdings, dass die Curatorial Assemblages von Social-Media-Plattformen diese populärkulturellen Aushandlungsprozesse für Millionen User\*innen *gleichzeitig* und *personalisiert* ko-kuratieren und dadurch die Konstitution intersubjektiver Alltagswirklichkeiten auf besonders vielschichtige Weise mitgestalten.

### 3. AI Assemblages & Wissenschaftskultur

Das Jahr 2023 war das Jahr des Durchbruchs generativer KI, also von KI-Systemen, die aufbauend auf sehr umfangreichen Trainingsdaten Text- und Bildinhalte selbst generieren können (Cao et al. 2023). Textbasierte generative KI-Systeme werden auch als Large Language Models (kurz: LLMs) bezeichnet. Das aktuell bekannteste

11 TikTok selbst widerspricht dieser Annahme allerdings und verweist inzwischen auch dezidiert darauf, dass das KI-System den Feed gezielt „diversifiziert“ (TikTok 2020).

System, das einen wesentlichen Teil zum ‚Hype‘ um diese Art der KI beiträgt, ist der Generative Pre-Trained Transformer (kurz: GPT) der US-amerikanischen Firma OpenAI.<sup>12</sup> GPT wurde mit umfangreichen Datenmengen aus dem Internet trainiert. Mithilfe neuronaler Netze kann das System Häufigkeiten, Wahrscheinlichkeiten und Beziehungsverhältnisse zwischen Wordelementen (Tokens) erkennen und aufbauend auf diesem Wissen neue Texte generieren. Es kann beliebige Textinputs (Prompts) interpretieren und einen meist schlüssigen und relativ kohärenten Textoutput generieren. GPT kann problemlos Texte zusammenfassen, Kernargumente wiedergeben, wissenschaftliche Disziplinen beschreiben oder theoretische ‚Gedanken‘ und Zusammenhänge formulieren.

Die Popularität von GPT ist aber nicht unbedingt durch einen technischen Quantensprung bedingt. Die Versionen 3.5 und 4.0 (bekannt als „ChatGPT“ und „ChatGPT Plus“) markierten zwar eine neue Phase im öffentlichen KI-Diskurs, waren aber aus technischer Perspektive eher Erweiterungen bereits etablierter Systeme. Was ChatGPT bei dessen Veröffentlichung auszeichnete, so zumindest argumentiert der CEO von OpenAI, Sam Altman, in einem Interview, „wasn’t the underlying model [...], it was the usability of it [...].“ (Fridman 2023, 5:50). Die deutlich erhöhte Nutzungsfreundlichkeit ermöglichte es nun auch User\*innen ohne besondere Technik- oder Programmierkenntnisse, mit wenig Aufwand komplexe Textoutputs zu erzeugen oder flüssige Gespräche mit dem KI-System zu führen.

Durch diese neue Zugänglichkeit generativer KI geraten aktuell in verschiedenen Alltagsbereichen kulturelle Ordnungen in Bewegung – das betrifft auch die Universitäten. Zahlreiche Studierende nutzen generative KI bereits für die Erstellung von Texten, und auch etablierte Wissenschaftler\*innen beginnen, die Technologie in ihre epistemischen Praktiken einzubinden. Dadurch eröffnet sich eine Fülle an möglichen Potenzialen und Problemen. Universitäten in der ganzen Welt sind unerwartet mit der Notwendigkeit konfrontiert, Richtlinien für den Umgang mit generativer KI zu erlassen. So bezeichnete beispielsweise der Director of Policy and Foresight der European University Association (EUA) auf einer gut besuchten Online-Veranstaltung im Sommer 2023 das Aufkommen generativer KI als einen „wake-up call to just how disruptive these new technologies can be“ (European University Association 2023, 1:55).

Assemblage Thinking kann dabei helfen, solche KI-bedingten Disruptionen kultureller Ordnungen zu verstehen. In der Assemblage-Theorie spricht man von Prozessen der (Re-)Territorialisierung und Deterritorialisierung. Jedes Gefüge (bzw.

12 Zu unterscheiden ist dabei zwischen dem Modell GPT (dem LLM) und dem umfassenderen System GPT, das einen Chatbot, Interfaces auf verschiedenen Endgeräten, multimodale Interaktionsmöglichkeiten, Programmierschnittstellen (und mehr) umfasst. Im Folgenden meine ich mit GPT immer das umfassende System GPT.

jede Assemblage) hat, so formulieren es Deleuze und Guattari, „einerseits reterritorialisierte oder territoriale Seiten, die es stabilisieren, und andererseits Deterritorialisierungspunkte, die es fortreißen“ (Deleuze/Guattari 1992: 124). Es geht also, vereinfacht gesprochen, um Prozesse der Stabilisierung und kontinuierlichen (Re-)Manifestierung einer Assemblage einerseits und der Fragmentierung und Auflösung einer Assemblage andererseits. Davon sind unterschiedliche Disziplinen und Fächergruppen, die sich aufgrund ihrer je eigenen epistemischen Routinen und Konventionen als je eigene Assemblages beschreiben lassen, auf unterschiedliche Weise betroffen. Für die Informatik als Assemblage hat der Erfolg von KI bspw. nicht nur, aber sicher auch stabilisierende Effekte. Die Assemblages der Kultur-, Sozial- und Geisteswissenschaften werden durch KI hingegen zunächst einmal destabilisiert und infolge notwendigerweise transformiert.

Die erste Transformation wird durch die Problematik der plötzlich auftretenden Intransparenz der Autor\*innenschaft wissenschaftlicher Texte bedingt. Diese wird aktuell meist im Kontext von Plagiaten und Betrugsversuchen diskutiert. Tatsächlich reicht das Problem aber deutlich tiefer. Denn die Intransparenz von Autor\*innenschaft führt unweigerlich zu Vertrauensverlusten: bspw. zwischen Lehrenden und Studierenden, oder zwischen Kolleg\*innen, die sich nicht mehr sicher sein können, dass sich andere noch an den etablierten Wert des Originals halten. Klar ist deshalb, dass etablierte Vorstellungen von authentischer Autor\*innenschaft und die an sie gebundenen Vertrauensverhältnisse durch generative KI nachhaltig erschüttert werden. Gerade für die Assemblages der Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaften, in denen besonders enge und oft individuelle Verhältnisse zwischen Texten und Autor\*innen gepflegt werden und in denen das eigenständige Schreiben komplexer Texte einen hohen Stellenwert in Lehr-Lern-Prozessen einnimmt, hat diese Entwicklung deterritorialisierende Effekte.

Das ist aber nur die eine Seite der Medaille. Eine weitere Transformation geht aus dem Umstand hervor, dass generative KI epistemische Praktiken in der Forschung nachhaltig verändern könnte. Wo Wissenschaftler\*innen mit dieser Möglichkeit konfrontiert sind, deutet sich eine potenziell noch weitreichendere Deterritorialisierung wissenschaftlicher Assemblages durch generative KI an.

Zur Erläuterung gebe ich ein Beispiel für einen Dialog mit GPT (Version 4.0), der im Sommer 2023 geführt wurde. Ich nutze dabei zur Vereinfachung und Versinnbildlichung der Gesprächssituation bewusst anthropomorphisierende Begriffe (z. B. „GPT erklärt X“). Ich begann das Gespräch mit der Kernfrage, die auch den vorliegenden Artikel leitet: „What would it mean to apply assemblage theory to artificial intelligence?“ Als Antwort erklärte GPT zunächst – mit einer sehr guten Kurzdefinition – was Assemblage Theory im Kern ausmacht. Dann fuhr das System fort:

„Applying Assemblage Theory to Artificial Intelligence would involve analyzing AI not as an isolated, singular entity but as a complex system that emerges from the interactions of various components. These components could be understood in many ways, such as hardware, software, algorithms, data sets, designers, users, socio-cultural contexts, legal frameworks, ethical considerations, etc.

According to this perspective, the capacities, behaviors, and effects of an AI system cannot be fully understood by analyzing its individual components alone. Instead, they emerge from the interactions, relationships, and synergies among these components. [...]“

Der von GPT hier vorgeschlagene Ansatz entsprach also in seinen Grundzügen der im vorliegenden Artikel entwickelten Perspektive. Aufbauend darauf entspann sich ein längerer wissenschaftlicher Dialog zwischen mir und GPT, wobei ich das System bat, verschiedene Punkte zu vertiefen. Beispielsweise sprachen wir darüber, welchen Beitrag Kulturanthropolog\*innen zur Analyse von AI Assemblages leisten können. Wir gingen auch auf spezifische Fragen wie die Dynamik von Re- und Deterritorialisierung wissenschaftlicher Assemblages im Kontext von generativer KI ein. Oder wir diskutierten, welche emergenten Eigenschaften von Komponenten möglicherweise innerhalb akademischer Assemblages entstehen, wenn generative KI mit ins Spiel kommt. In diesem komplexen Dialog machte GPT immer wieder listenartige Vertiefungsvorschläge: Facetten, die ich berücksichtigen könnte, Gedanken, die vielleicht erwähnenswert sind, Argumente, die schlüssig erscheinen, usw.

Was sich zwischen mir und GPT hier entwickelte, lässt sich als hybride epistemische Praxis beschreiben. Wir sprachen *gemeinsam* über ein Forschungsinteresse und entwickelten potenzielle Ideen und Denkansätze. Wie schon bei vielen vorangegangenen Dialogen wurde ich auch hier mit meiner eigenen Verblüffung über die epistemischen Fähigkeiten des Systems konfrontiert. Denn ich wusste ja, dass GPT im Grunde genommen nur Bruchstücke von und Relationen innerhalb bestehender Textdaten reproduzieren, rekombinieren und variieren kann. Das System ist, so eine einschlägige Formulierung von Emily M. Bender u. a., ein „stochastic parrot“ (Bender et al. 2021). Wenn man so will, dann gibt GPT letztlich vor allem Klischees von Texten und Textgenres wieder, ohne ein Verständnis für ihre Bedeutung entwickeln zu können. Aber wenn nun dieses System *trotzdem* auf ähnliche Ideen wie ich selbst kommt und durchaus interessante Denkvorschläge macht, was sagt das dann über mich und meine eigenen (menschlichen) epistemischen Praktiken aus?

Um mich vor diesen Überlegungen zu retten, versuchte ich GPT schließlich in eine argumentative Falle zu locken. Ich schrieb: „Let’s consider the social science and humanities as an assemblage within which human actors (researchers and students, for example) form hybrid epistemic practices with generative AI (such as yourself). Who is in control of these practices?“ Meine Hoffnung war, dem System

eine analytische Dichotomie zu präsentieren, die nur falsche Antworten zulässt. GPT fiel allerdings nicht auf den Trick herein, sondern antwortete:

„The question of control in hybrid epistemic practices involving human actors and generative AI is complex and multifaceted. It’s important to note that ‚control‘ might not be the best framing for these relationships, as it implies a hierarchical relationship that may not capture the nuances of how humans and AI interact in practice. Rather, these practices could be better understood in terms of collaboration, interaction, or mutual shaping. [...] So, control in hybrid epistemic practices involving human actors and generative AI is distributed and contextual. It’s not accurate to say that either the human actors or the AI are solely in control. Rather, they interact in complex ways, with different degrees of influence over different aspects of the practices. [...]“

Meine Hoffnung, GPT als Textklischee-Reproduktionsmaschine zu entlarven, erfüllten sich also nicht. Vielmehr zeigte sich, dass GPT auf eigentümliche Weise auch ‚kritisch‘ sein kann. Hier wies mich das System zurecht darauf hin, dass die Frage „Who is in control?“ zu einseitig gestellt ist und einer genaueren Ausdifferenzierung bedarf. Oder war diese Art der Kritik letztlich selbst wiederum ein wissenschaftliches Klischee, das GPT hier gekonnt reproduzierte?

Was bleibt, ist ein Moment der Verunsicherung, eine Destabilisierung oder Deterritorialisierung der mich umgebenden wissenschaftlichen Assemblage, in der ich mich selbst mit meinen epistemischen Praktiken bewege. In diesem Moment der Verunsicherung verbirgt sich tatsächlich eine Bedrohung für die etablierten Routinen der Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaften, aber zugleich auch eine Chance für ihre Weiterentwicklung. Denn während GPT (genau wie vergleichbare Systeme aus dem Bereich der generativen KI) wissenschaftliche Assemblages einerseits verunsichert, werden zugleich neue Kapazitäten und Relationen innerhalb derselben erschlossen. Das ist möglich, weil substanzielle Teile dieser Assemblages in Form wissenschaftlicher Texte bereits als Datengrundlage in GPT eingespeist wurden. Darauf aufbauend stellt das System Beziehungen zwischen heterogenen Wissenskomponenten der jeweiligen Assemblage her, die zur Grundlage für Dialoge mit menschlichen User\*innen werden und dadurch hybride epistemische Praktiken ermöglichen.

Es ist zu erwarten, dass dadurch (über längere Zeiträume hinweg) Intraversionen zwischen Menschen und KI-Systemen entstehen, die eine prägende Rolle in wissenschaftlichen Assemblages einnehmen. Mit dem Begriff der „intraversions“ beschreibt Libuše Hannah Vepřek „processual forward movements and shifts within relations between humans and technology“ im Kontext von KI (Vepřek 2023: 4). Innerhalb dieser Vorwärtsbewegungen werden Subjekt/Objekt-Positionen und die Verteilung von Agency neu ausgehandelt. Dieser Prozess erfasst aktuell auch die Universitäten und wird sie voraussichtlich nachhaltig verändern. Eine aktuelle Umfrage der Universität Hamburg vom September 2023 ergab, dass „70% der Studie-

renden und etwa 80% der Lehrenden“ generative KI „in unterschiedlichem Umfang und für verschiedenste Aufgaben“ nutzen (Preiß et al. 2023: 45). Die Universitäten müssen sich vor diesem Hintergrund einem kritischen Abwägungsprozess stellen. Assemblage Thinking kann in diesem Kontext helfen, sowohl den potenziellen Mehrwert als auch die problematischen Implikationen von KI innerhalb wissenschaftlicher Assemblages besser zu erkennen und differenzierter zu beschreiben.<sup>13</sup>

### **Schluss: Von Kulturen der KI zu AI Assemblages**

KI-Expert\*innen verweisen zu Recht darauf, dass der Begriff der „künstlichen Intelligenz“ problematisch ist. Erstens droht er, die extraktivistischen Prozesse zu verschleiern, die mit KI-Systemen verbunden sind. Dazu gehören die Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft, die Verrechnung und Monetarisierung von Datenspuren nichtsahnender User\*innen und der Verbrauch wertvoller natürlicher Ressourcen (Crawford 2021: 69). Zweitens sind aus Perspektive der Informatik Begriffe wie „maschinelles Lernen“ wesentlich adäquater im Vergleich zu „künstlicher Intelligenz“ (von Luxburg 2020: 2). Drittens reproduziert der Begriff der KI den mit ihm verbundenen ‚Hype‘, insofern er sowohl dystopische als auch utopische Imaginationen bedient.

Für die EKW spricht also vieles dagegen, sich den Begriff der KI analytisch anzueignen. Gleichzeitig sprechen mehrere gute Gründe dafür. Erstens ist der Begriff in öffentlichen Debatten fest verankert und erzeugt, bei aller Schwammigkeit, eine Anschlussfähigkeit kulturwissenschaftlicher Forschung an gesamtgesellschaftliche Debatten. Zweitens und wichtiger noch sind aus der hier vorgestellten Perspektive die mit KI verbundenen Imaginationen nicht außerhalb, sondern integraler Bestandteil von AI Assemblages. Sie schreiben sich in die Praktiken und Erfahrungen der Menschen ein, die mit KI-Systemen umgehen, und genauso auch in die Entwicklungsprozesse, von denen KI-Systeme hervorgebracht werden. Drittens hat die Zuschreibung „intelligent“ aus digitalanthropologischer Perspektive durchaus einen analytischen Mehrwert. Natürlich sind KI-Systeme nicht nach menschlichen Maßstäben intelligent bzw. ein Vergleich der beiden Arten von Intelligenz erscheint grundsätzlich fragwürdig. Doch als Komponenten innerhalb von AI Assemblages besitzen KI-Systeme die relationale Fähigkeit, von anderen Komponenten zu ‚lernen‘ und Bezüge zu ihnen herzustellen, was sie für zahlreiche menschliche Akteur\*innen intelligent *erscheinen* lässt. Auch wenn die Intelligenz von KI-Systemen keine menschliche ist,

13 Genau das ist das Ziel des ethnografischen Forschungsprojekts „Hybrid Epistemic Practices: Generative Artificial Intelligence and the Transformation of Academic Assemblages in the Qualitative Social Sciences and Humanities“ (gefördert im Rahmen der Exzellenzstrategie von Bund und Ländern), das im Frühjahr 2024 an der Universität Tübingen gestartet ist. Weitere Informationen: <https://uni-tuebingen.de/de/257045>.

so sind die Konsequenzen dieses Erscheinens ein einflussreicher Faktor innerhalb der jeweiligen Assemblage. Die Frage nach der Intelligenz von KI-Systemen ist aus dieser Perspektive keine Frage nach technischen Eigenschaften mehr, sondern eine Frage nach der Beschaffenheit von Mensch-Technik-Beziehungen. Deshalb halte ich den Begriff der KI – aus Perspektive einer relational denkenden EKW und Digitalen Anthropologie – trotz seiner Probleme für analytisch brauchbar.

Ohnehin ist es die EKW gewohnt, mit problematischen Begriffen zu hantieren. Denn ihr prominentester Begriff, Kultur, ist mindestens genauso schwierig wie der Begriff der KI. Neben einem ausgrenzenden Container-Denken, das zum Othinging von als ‚fremd‘ verstandenen Kulturen beitragen kann, wird der Kulturbegriff im öffentlichen Diskurs auch für elitäre Abgrenzungen zwischen ‚Hochkultur‘ und ‚niederer Populärkultur‘ verwendet (Bareither 2022; Lindner 2003; May 2020). Die EKW erkennt diese Problematiken an und hält dennoch am Kulturbegriff fest, um ein kritisch-reflexives Nachdenken über Kultur als „a whole way of life“ (Williams 2014: 95) zu ermöglichen und zu fördern. Ich rufe dieses altbekannte Zitat von Raymond Williams aus dem Jahr 1958 hier deshalb auf, weil der Titel des vorliegenden Texts genau darauf zielt: Kulturen der KI zu erforschen heißt danach zu fragen, wie sich KI in unsere gesamte Lebensweise einschreibt. In meinen Beispielen habe ich versucht, genau das mit Bezug zu Erinnerungskultur, Populärkultur und Wissenschaftskultur zu zeigen – viele weitere Beispiele ließen sich hinzufügen.

Um Kulturen der KI zu beleuchten, lässt sich ein vielfältiger theoretischer Werkzeugkasten in Stellung bringen. Mein Vorschlag lautet, dass Assemblage Thinking zu den besonders produktiven Ansätzen in diesem Kontext gehört. Der Begriff der AI Assemblages ist ein Versuch, die hier vorgestellte theoretisch-konzeptuelle Perspektive zu umreißen. Ein Denken in Assemblages steht dabei keinesfalls im Widerspruch zu einem Denken mit Kultur. Vielmehr bietet das Assemblage-Konzept eine Möglichkeit, die Kulturanalyse auf konkrete soziotechnische Gefüge auszurichten und durch integrierte Denkansätze (bspw. zur Dynamik von De- und Reterritorialisierung) zu bereichern. Während Kultur auf einer übergeordneten Ebene auf die Routinen, Beziehungen und Ordnungen des Zusammenlebens verweist, sind Assemblages immer ganz konkrete und je individuelle Beziehungsgeflechte, bestehend aus konkreten (menschlichen wie mehr-als-menschlichen) Komponenten und distinkten, emergenten Beziehungen zwischen diesen Komponenten.

Ich schlage deshalb vor, AI Assemblages als konkrete und je individuelle Ausformungen von Kulturen der KI zu verstehen. Sie zeichnen sich durch ihre je spezifischen und zugleich wandelbaren Dynamiken aus, die sich aus den Beziehungen zwischen Menschen, KI-Systemen und zahlreichen weiteren Komponenten ergeben. AI Assemblages werden durch alltägliche Routinen ko-konstituiert und prägen zugleich die intersubjektiven Alltagswirklichkeiten der in sie eingewobenen Menschen. Dabei



gestalten sie bestehende kulturelle Ordnungen mit, stabilisieren sie oder stellen sie – zum Teil auf radikale Weise – infrage.

Diese Perspektive bietet auch Ansatzpunkte für eine kritisch-reflexive Positionierung zu den aktuellen ‚Hypes‘ rund um KI-Systeme, denen digitalanthropologische Perspektiven skeptisch gegenüberstehen. Denn auch durch KI-Systeme wird – genau wie durch andere Technologien (Schönberger 2015) – selbstverständlich nicht einfach alles ‚neu‘. Allerdings finden rund um KI tatsächlich vielschichtige Transformationen des Alltags statt. Assemblage Thinking ist auch deshalb hilfreich, weil es erlaubt, die zahlreichen ‚kleinen‘ mit KI verbundenen Transformationen situativ zu betrachten, mikroanalytisch zu verstehen und innerhalb umfassender soziotechnischer Wandlungsprozesse zu verorten, *ohne* dabei die großen Umbruchs narrative im Kontext von KI unreflektiert zu reproduzieren. Durch eine solche Ausdifferenzierung und die Bereitstellung von vielschichtigem Grundlagenwissen zu AI Assemblages kann die EKW an der Schnittstelle zur Digitalen Anthropologie einen wertvollen Beitrag zur interdisziplinären Forschung und den gesellschaftlichen Debatten im Kontext von KI leisten.

## Literatur

- Anderson, Ben, Matthew Kearnes, Colin McFarlane und Dan Swanton. 2012. „On Assemblages and Geography.“ *Dialogues in Human Geography* 2/2: 171–189. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.1177/2043820612449261>
- Bareither, Christoph. 2022. „Kultur ist mehr... Zum vielfältigen Kulturbegriff der EKW.“ In *Kultur ist. Beiträge der Empirischen Kulturwissenschaft in Tübingen*, hrsg. von Ludwig-Uhland-Institut, 11–45. Tübingen: EKW-Verlag.
- Bareither, Christoph. 2023. „Museum-AI Assemblages: A Conceptual Framework for Ethnographic and Qualitative Research.“ In *AI in Museums: Reflections, Perspectives and Applications*, hrsg. von Sonja Thiel und Johannes Bernhardt, 99–113. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839467107-010>
- Bender, Emily M., Timnit Gebru, Angelina McMillan-Major und Shmargaret Shmitchell. 2021. „On the Dangers of Stochastic Parrots: Can Language Models Be Too Big?“ In *Proceedings of the 2021 ACM Conference on Fairness, Accountability, and Transparency*, 610–623. Virtual Event Canada: ACM. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.1145/3442188.3445922>
- Bennett, Jane. 2005. „The Agency of Assemblages and the North American Blackout.“ *Public Culture* 17/3: 445–465. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.5422/fso/9780823226443.003.0031>
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann. 2012. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Buchanan, Ian. 2021. *Assemblage Theory and Method: An Introduction and Guide*. London und New York: Bloomsbury Academic.
- Cao, Yihan, Siyu Li, Yixin Liu, Zhiling Yan, Yutong Dai, Philip S. Yu, und Lichao Sun. 2023. „A Comprehensive Survey of AI-Generated Content (AIGC): A History of Generative AI from

- GAN to ChatGPT". <https://arxiv.org/abs/2303.04226>: 1–44. <https://doi.org/10.48550/ARXIV.2303.04226>
- Carah, Nicholas. 2014. „Curators of Databases: Circulating Images, Managing Attention and Making Value on Social Media.“ *Media International Australia* 150/1: 137–142. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.1177/1329878X1415000125>
- Carlson, Rebecca, Ruth Dorothea Egel, Lina Franken, Libuše Hannah Vepřek und Sarah Thanner. 2021. „Approaching code as process: Prototyping ethnographic methodologies.“ *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur* 21/1 (Code): 13–17.
- Crawford, Kate. 2021. *Atlas of AI: Power, Politics, and the Planetary Costs of Artificial Intelligence*. New Haven: Yale University Press. <https://doi.org/10.12987/9780300252392>
- DeLanda, Manuel. 2006. *A New Philosophy of Society: Assemblage Theory and Social Complexity*. London und New York: Continuum.
- DeLanda, Manuel. 2016. *Assemblage Theory*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Deleuze, Gilles und Félix Guattari. 1992. *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Merve. <https://doi.org/10.1515/9781474413640>
- Dippel, Anne und Andreas Sudmann. 2023. „AI Ethnography.“ In *Handbook of Critical Studies of Artificial Intelligence*, hrsg. von Simon Lindgren, 826–844. Cheltenham: Edward Elgar Publishing. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.4337/9781803928562.00083>
- European University Association. 2023. EUA-ELIA webinar – Beyond ChatGPT: what next for generative AI in higher education. Youtube, 26. Juni. <https://www.youtube.com/watch?v=idH7I7SCcQc>
- Farías, Ignacio. 2011. „Introduction: Decentring the Object of Urban Studies.“ In *Urban Assemblages: How Actor-Network Theory Changes Urban Studies*, hrsg. von Ignacio Farías und Thomas Bender, 1–24. London: Routledge.
- Forsythe, Diana E. 1996. „New Bottles, Old Wine: Hidden Cultural Assumptions in a Computerized Explanation System for Migraine Sufferers.“ *Medical Anthropology Quarterly* 10/4: 551–574. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.1525/maq.1996.10.4.02a00100>
- Fridman, Lex. 2023. „Sam Altman: OpenAI CEO on GPT-4, ChatGPT, and the Future of AI.“ Lex Fridman Podcast. Youtube, 25. März. [https://www.youtube.com/watch?v=L\\_Guz73e6fw](https://www.youtube.com/watch?v=L_Guz73e6fw).
- Grandinetti, Justin. 2023. „Examining Embedded Apparatuses of AI in Facebook and TikTok.“ *AI & SOCIETY* 38/4: 1273–1286. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.1007/s00146-021-01270-5>
- Hansen, Lara und Gertraud Koch. 2022. „Assemblage: Constructing the Social in Empirical Cultural Research.“ *Hamburger Journal für Kulturanthropologie (HJK)* 14: 3–15.
- Hopkins, Julian. 2019. „The Blog as Assemblage: Agency and Affordances.“ In *Monetising the Dividual Self: The Emergence of the Lifestyle Blog and Influencers in Malaysia*, 11–27. New York: Berghahn Books. <https://doi.org/10.2307/j.ctv12pnrw6.8>
- Kim, Eun-sung, Gi Woong Yun und Yoehan Oh. 2022. „The Dynamics of Data-Algorithm Assemblages and Sociotechnical Challenges to Computer Vision.“ *SSRN Electronic Journal*. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.2139/ssrn.4070575>
- Kitchin, Rob. 2017. „Thinking Critically about and Researching Algorithms.“ *Information, Communication & Society* 20/1: 14–29. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.1080/1369118X.2016.1154087>

- Koch, Wolfgang. 2022. „Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2022: Reichweiten von Social-Media-Plattformen und Messengern.“ *Media Perspektiven* 10: 471–478.
- Latour, Bruno. 2005. *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/oso/9780199256044.001.0001>
- Lindner, Rolf. 2003. „Vom Wesen der Kulturanalyse.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 99/1: 177–188.
- Luxburg, Ulrike von. 2020. „Wie funktioniert maschinelles Lernen?“ Universität Tübingen, 19. August. Zugriff 04. 12. 2023. [https://www.tml.cs.uni-tuebingen.de/team/luxburg/publications/luxburg\\_wie\\_funktioniert\\_ml.pdf](https://www.tml.cs.uni-tuebingen.de/team/luxburg/publications/luxburg_wie_funktioniert_ml.pdf).
- Maase, Kaspar. 2022. *Schönes alltäglich erleben: Über die Ästhetisierung der Kultur*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839461174>
- May, Sarah. 2020. „Kultur.“ In *Kulturtheoretisch argumentieren: Ein Arbeitsbuch*, hrsg. von Timo Heimerdinger und Markus Tauschek, 236–269. Münster und New York: Waxmann.
- Meta. 2023. „Introducing 22 system cards that explain how AI powers experiences on Facebook and Instagram.“ Meta, 29. Juni. Zugriff 04. 12. 2023. <https://ai.meta.com/blog/how-ai-powers-experiences-facebook-instagram-system-cards/>.
- Müller, Martin und Carolin Schurr. 2016. „Assemblage Thinking and Actor-Network Theory: Conjunctions, Disjunctions, Cross-Fertilisations.“ *Transactions of the Institute of British Geographers* 41/3: 217–229. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.1111/tran.12117>
- Pinchevski, Amit. 2019. „Transmitted Wounds: Media and the Mediation of Trauma.“ New York: Oxford University Press. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.1515/commun-2021-0086>
- Preiß, Jennifer, Mareike Bartels, Julia Niemann-Lenz, Julia Pawlowski und Kai-Uwe Schnapp. 2023. „‘ChatGPT and me’: Erste Ergebnisse der quantitativen Auswertung einer Umfrage über die Lebensrealität mit generativer KI an der Universität Hamburg.“ Universität Hamburg, 26. September. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.25592/UHHFDM.13402>
- Rosenbaum, Howard. 2020. „Algorithmic Neutrality, Algorithmic Assemblages, and the Life-world.“ *AMCIS 2020 Proceedings* 6: 1–10.
- Scheer, Monique. 2016. „Emotionspraktiken: Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt.“ In *Emotional Turn?!: Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten*, hrsg. von Matthias Beitzl und Ingo Schneider, 15–36. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde.
- Schönberger, Klaus. 2015. „Persistenz und Rekombination: Digitale Kommunikation und soziokultureller Wandel.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 111/2: 201–213.
- Taylor, T. L. 2009. „The Assemblage of Play.“ *Games and Culture* 4/4: 331–339. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.1177/1555412009343576>
- TED. 2023. „TikTok CEO Shou Chew on Its Future — and What Makes Its Algorithm Different. Live at TED2023.“ Youtube, 21. April. <https://www.youtube.com/watch?v=7zC8-06198g>
- TikTok. 2020. „How TikTok recommends videos #ForYou.“ TikTok, 18. Juni. Zugriff 04. 12. 2023. <https://newsroom.tiktok.com/en-us/how-tiktok-recommends-videos-for-you>.

- Traum, David, Kallirroi Georgila, Ron Arnstein und Anton Leuski. 2015a. „Evaluating Spoken Dialogue Processing for Time-Offset Interaction.“ In *Proceedings of SIGDIAL*, 199–208. Zugriff 04. 12. 2023. <http://www.aclweb.org/anthology/W/W15/W15-4629.pdf>.
- Traum, David, Andrew Jones, Kia Hays, Heather Maio, Oleg Alexander, Ron Artstein, Paul Debevec, Alesia Gainer, Kallirroi Georgila, Kathleen Haase, Karen Jungblut, Anton Leuski, Stephen Smith und William Swartout. 2015b. „New Dimensions in Testimony: Digitally Preserving a Holocaust Survivor’s Interactive Storytelling.“ In *Interactive Storytelling-8th International Conference on Interactive Digital Storytelling*, hrsg. von Henrik Schoenau-Fog, Luis Emilio Bruni, Sandy Louchart und Sarune Baceviciute, 269–281 Heidelberg: Springer. [https://doi.org/10.1007/978-3-319-27036-4\\_26](https://doi.org/10.1007/978-3-319-27036-4_26)
- Tseng, Yu-Shan. 2022. „Assemblage Thinking as a Methodology for Studying Urban AI Phenomena.“ *AI & SOCIETY*, Juni. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.1007/s00146-022-01500-4>
- USC Shoah Foundation. 2020. „Dimensions in Testimony: USC Shoah Foundation.“ Youtube, 03. April. Video, 0:56. <https://www.youtube.com/watch?v=nGzAc9mIoTM>
- USC Shoah Foundation. 2023a. „Teach with Dimensions in Testimony: Guidelines for Educators.“ Zugriff 04. 12. 2023. [https://assets.ctfassets.net/r2fjqekz37jz/6ahE6r8EENMjBA7VKeRc9K/dabec891d386513f1fd26741737401a4/DiT\\_Guidelines\\_for\\_Educators.pdf](https://assets.ctfassets.net/r2fjqekz37jz/6ahE6r8EENMjBA7VKeRc9K/dabec891d386513f1fd26741737401a4/DiT_Guidelines_for_Educators.pdf).
- USC Shoah Foundation. 2023b. „Frequently Asked Questions: The Who, Where, Why and What about Dimensions in Testimony.“ Zugriff 04. 12. 2023. <https://sfi.usc.edu/dit/faq>.
- Vepřek, Libuše Hannah. 2023. *At the Edge of Artificial Intelligence: Intraversions in Human Computation Systems*. PhD diss., Ludwig-Maximilian-Universität München. Im Erscheinen als: Vepřek, Libuše Hannah. 2024. *At the Edge of AI: Human Computation Systems and their Intraverting Relations*. Bielefeld: transcript.
- Wall Street Journal. 2021. „Investigation: How TikTok’s Algorithm Figures Out Your Deepest Desires.“ WSJ, 21. Juli. Zugriff 04. 12. 2023. <https://www.wsj.com/video/series/inside-tiktoks-highly-secretive-algorithm/investigation-how-tiktok-algorithm-figures-out-your-deepest-desires/6C0C2040-FF25-4827-8528-2BD6612E3796>.
- Welz, Gisela. 2021. „Assemblage.“ In *Theoretische Reflexionen: Perspektiven der Europäischen Ethnologie*, hrsg. von Peter Hinrichs, Martina Röthl und Manfred Seifert, 69–87. Berlin: Dietrich Reimer. <https://doi.org/10.5771/9783496030560-161>
- Wetherell, Margaret, Laurajane Smith und Gary Campbell. 2018. „Introduction: Affective heritage practices.“ In *Emotion, Affective Practices, and the Past in the Present*, hrsg. von Laurajane Smith, Margaret Wetherell und Gary Campbell, 1–21. Milton: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781351250962-1>
- Wietschorke, Jens. 2012. „Beziehungswissenschaft: Ein Versuch zur volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie.“ *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 115/3&4: 325–359.
- Williams, Raymond. 2014 . „Culture is Ordinary“ (1958). In *Raymond Williams on Culture & Society: Essential Writings*, hrsg. von Jim McGuigan, 91–100. London: SAGE Publications Ltd. Zugriff 04. 12. 2023. <https://doi.org/10.4135/9781473914766.n1>

Roundtable

## Das Digitale des Alltäglichen und das Alltägliche des Digitalen

Transkript des Roundtables der Kommission Digitale Anthropologie im Rahmen des 44. DGEKW-Kongresses in Dortmund, 5. Oktober 2023<sup>1</sup>

Die Kommission Digitale Anthropologie hatte im Vorfeld des Kongresses ihre Mitglieder zu einem Beitrag aufgerufen und zusätzlich gezielt in der Kommission Mitglieder angesprochen, die argumentationsstarke Beiträge zum Thema liefern könnten. Dem Aufruf kamen Katrin Amelang, Christoph Bareither, Urmila Goel, Gertraud Koch, Sarah Thanner und Libuše Vepřek nach. An der Diskussion beteiligten sich aus dem Plenum mit spontanen Beiträgen Ina Dietzsch, Lina Franken, Christine Hämmerling, Matthias Harbeck, Maren Heibges, Timo Heimerdinger, Sabine Imeri, Martina Klausner, Martina Röthl, Estrid Sørensen und Eberhard Wolff. Die Einführung und Moderation wurden von Anne Dippel übernommen. Der vorliegende Beitrag für die Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft beruht auf einem leicht geglätteten Transkript, in dem alle Teilnehmenden um Durchsicht und nur geringfügige Überarbeitungen gebeten wurden, damit die Lebendigkeit der Diskussion auch im Text erhalten bleibt.

**Anne Dippel:** Herzlich willkommen zum Roundtable der Kommission Digitale Anthropologie. Alle Sprecher\*innen des Roundtables sind Teil der Kommission und einige, die ich vor meiner Nase sitzen sehe, sind auch Teil der Kommission. Die, die es noch nicht sind, sind herzlich eingeladen, heute Nachmittag zu unserem Treffen dazuzukommen und Teil der Kommission zu werden und sich zu beteiligen. Libuše Vepřek ist leider krank, grüßt herzlich, ich werde einen Teil ihres Parts übernehmen.<sup>2</sup> Gemeinsam mit Sarah Thanner und Dennis Eckhardt, der auch nicht dabei sein kann, haben wir diesen Roundtable gestaltet. Wir wollen das ein bisschen offener, als eine Diskussionsrunde aufbauen. Nach einer Einführung folgen einzelne Inputs, die sich hoffentlich miteinander verschränken werden. Und ich bitte Sie alle zu intervenieren und Handzeichen zu geben, wenn Sie wichtige Fragen oder Beiträge haben und vielleicht auch aus ihren Feldern heraus etwas ergänzen wollen.

1 Diskussionen werden üblicherweise nicht im Kongressband abgedruckt. Die Veröffentlichung des Beitrags geschieht mit freundlicher Genehmigung der Kongressveranstaltenden.

2 Im Rahmen der Transkriptvorbereitung wurde der geplante Input ergänzt.

Die ehemalige Kommission *Digitalisierung im Alltag* nennt sich seit 2022 *Kommission für Digitale Anthropologie*. Die Mitglieder haben sich für diesen Namen entschieden, weil der Prozess der Digitalisierung und seine transformatorische Kraft binnen weniger Jahre so umfassend im Alltag wirkmächtig geworden ist, dass „der Alltag“ und „das Digitale“ schwer voneinander zu trennen sind. Das zeigt sich auch in den vielen Panels, die wir hier auf dieser Tagung erleben. Was bedeutet „Digitale Anthropologie“ und welche Perspektiven auf Alltag eröffnet diese neue Querschnittsdimension? Wie erlaubt „Digitale Anthropologie“ Dynamiken und Strukturen, Kontinuitäten und Brüche, Bausteine und Architekturen von Menschen und Mehr-als-Menschlichen im Alltag zu untersuchen? In diesem Roundtable wollen wir das Digitale des Alltäglichen und das Alltägliche des Digitalen diskutieren. Dabei geht es unter anderem auch um die Frage, welche neuen Akteure auftreten und inwiefern und ob Menschen und Mehr-als-Menschliche im Alltag überhaupt noch zu trennen sind und wie sie zu untersuchen sind.

Jede Zeit gibt ihre Perspektive auf Welten preis. Moderne Theorien erlaubten die technogene Transformation im Zeitalter der Industrialisierung und neue Mensch-Technik-Beziehungen zu reflektieren – das Maschinenzeitalter. Postmoderne Ansätze halfen, das Spiel der Zeichen, die diskursive Macht von Medien und das rhizomatische Gefüge von Maschinen in den Blick zu nehmen. Ich erinnere nur an Gilles Deleuze' und Félix Guattaris großartigen Anfang des *Anti-Ödipus*, in dem Menschen und Maschinen, Es und Über-Ich zusammenfließen im Phantasma der Schrift und des Schreibens (Deleuze/Guattari 1974). Akteur-Netzwerk-Theorien vermittelten praxeologische Erkenntnisse, und der Begriff des Aktanten gestattete eine Enthierarchisierung und erste Dezentrierung des Menschen. In den Theorien des Digitalen wird die Relationalität noch verstärkt, eine Analyse von Mehr-als-Menschlichen erlaubt zum Beispiel ontologische Schärfungen und Neuaushandlungen des Ökonomischen. Sind Mensch und Mehr-als-Menschliche im digitalen Alltag noch voneinander zu trennen? Müssten ethische Fragen dann nicht neu diskutiert werden? Wie verstärken sich Ungleichheiten? Genügt die Fokussierung auf Sorge und Fürsorge? Welche epistemischen Werkzeuge sind nützlich? Welche neuen heuristischen Möglichkeiten bieten sich darüber hinaus, um Alltagswelten zu analysieren? Und wie verändern diese Perspektiven die Verständnisse von Letzterem?

Um diese Themen und Aspekte zu besprechen und den Reigen der Fragen zu eröffnen, haben sich heute sechs Expert:innen zusammengefunden:

Gertraud Koch, Professorin am Institut für Empirische Kulturwissenschaft (EKW) in Hamburg, wird den Anfang machen und sich mit analytischen Begrifflichkeiten auseinandersetzen. Sie verfasste bereits in den 1990er-Jahren eine Dissertation zur Kulturalität der Technikgenese am Beispiel von „Künstlicher Intelligenz“ (KI) und legte damit eine der aller-allerersten Studien überhaupt im deutschsprachigen Raum zu KI vor. Wir sind gespannt!

Christoph Bareither, Professor am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen seit Oktober 2021, der über Alltagsmaschinen nachdenken wird. Wir freuen uns zu hören, welche Forschungen und Impulse sich aus einem der traditionsreichsten Orte unseres Fachs heraus entwickeln.

Libuše Vepřek, die gerade in München zum Thema Human-Computation-Systems und Citizen Science promoviert wurde [heute abwesend]. Sie hat Empirische Kulturwissenschaft und Informatik in München studiert. Ich werde ihren Beitrag heute für sie vorstellen. Seit kurzer Zeit ist sie als Postdoc-Wissenschaftlerin am Ludwig-Uhland-Institut tätig und wird das Tübinger Team im Hinblick auf Digitalisierung verstärken.

Sarah Thanner studierte Empirische Kulturwissenschaft und Linguistik in Regensburg und hat zuletzt im BMBF-Verbundprojekt VIGITIA am Lehrstuhl für Medieninformatik der Universität Regensburg geforscht und befasst sich in ihrer laufenden Promotion mit „smarten“ Alltagsdingen, womit ihre Arbeit ein Kernthema unseres Fachs, die Sachkulturforschung und Dingobjekte mit Blick auf das Digitale berührt. Und ich freue mich sehr, dass Sarah Thanner gerade den Wechsel von Regensburg nach Jena vollzogen hat und bei der Open-Access-Transformation unseres Publikationswesens in Zukunft unterstützen wird.

Urmila Goel, die derzeit als Privatdozentin am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin tätig ist, an verschiedenen Universitäten im In- und Ausland geforscht und gelehrt hat und sich im Rahmen ihres vielfältigen Forschungsrepertoires mit Rassismuskritik einerseits befasste und andererseits auch eine der ersten Internetethnografien vorlegte und zum Internetportal *Indernet* habilitierte und derzeit unter anderem zur Anwerbung von Krankenschwestern aus Indien in den 1960er-Jahren forsch.

Katrin Amelang, die, seitdem ich sie kenne, Daten und Algorithmen nachspürt und erforscht und sich auf dem Gebiet der Medizinanthropologie, Wissenschafts- und Technikforschung in den Stationen Frankfurt, Bremen, Göttingen und auch Berlin inständig mit Themen des Digitalen befasste, das Fach mit großen Impulsen bereichert hat und zuletzt Estrid Sørensens Professur in Bochum vertreten konnte.

Wir haben also eine interessante und wirklich auch sehr unterschiedliche Mischung von Perspektiven, bei der nicht zuletzt auch ganz unterschiedliche, fachliche Prägungen zusammenkommen. Und ich freue mich, gemeinsam mit Ihnen diese Diskussion hier eröffnen zu können. Meine erste Frage an Gertraud Koch ist: Inwiefern sprechen wir heute von einem KI-Hype?

**Gertraud Koch:** Vielen Dank Anne, das ist genau die Frage, die ich aufgreifen möchte: Wie lässt sich dem KI-Hype begegnen? Und was lässt sich im Rahmen kulturanalytischer Perspektiven vielleicht auch an Kontrapunkten zu diesem Hype setzen? Wir sprechen alle selbstverständlich von Künstlicher Intelligenz, Human Artificial Intelligence oder

Hybrid Intelligence – wenn ich zurückdenke an meine Dissertation, dann habe ich in Erinnerung, dass bei den KI-lern selber umstritten war, ob man von Intelligenz sprechen muss und soll. Und ich habe auch in Erinnerung, dass viele gesagt haben, dass sie Komplexe Informatik machen. Und ich habe den Paradigmenstreit innerhalb der Informatik beobachtet, wie diejenigen, die sehr stark aus einer Ingenieurstradition gekommen sind und Technologie als planbar, durchschaubar, reparierbar und steuerbar gestaltet haben, also aus so einer Steuerungsecke gekommen sind, sehr stark mit denen aneinander gerasselt sind, um es mal salopp zu sagen, die Bottom-Up-KI gemacht haben. Das ist die KI, die wir heute kennen, das sogenannte Machine Learning, wo man eben nicht mehr weiß, was in den Systemen passiert, wo man nur über den Output sagen kann, das passt, das passt nicht. Wo wir diese ganzen Aspekte wie human-in-the-loop haben. Das sind nämlich total dequalifizierte, monotone Arbeiten, wo jemand sagt, „Ja, die KI hat recht, sie hat nicht recht“. Das ist das, was Sie alle machen, wenn Sie die Captchas machen und wo dann auch ein Diskurs da war, der dann in Richtung Turing-Test ging und gesagt wurde, „Ja, wenn man bei der Maschine doch die besseren Ergebnisse bekommt, dann können wir doch auch bedenkenlos abgeben“. Aber wer kann das dann noch wie lange auch einschätzen? Waren dann andere Argumente und wir sind von diesen ganzen Debatten komplett weg.

Also ich sehe, dass diese Wirkmächtigkeit des Diskurses voll und ganz durchgeschlagen hat. Das ist eine sehr wirkmächtige Geschichte, natürlich auch für Förderpolitiken, was da alles an Versprechungen unterwegs ist. Und wenn ich auch wieder wissenschaftsgeschichtlich gucke, das Meiste ist ja sprachbasiert. Diese Forschung wird seit den 60er-Jahren massiv gefördert durch die Verteidigungsministerien in den USA, das ist die Tradition der Sprachtechnologie. Und wenn ich mir angucke, was in dieser Zeit erreicht wurde, wie viel Geld reingeflossen ist usw., dann denke ich, es ist fürchterlich wenig, was heute gekonnt wird. Und wir in Hamburg haben ja selber auch ein KI-Projekt, sage ich mal, in dem wir versuchen, qualitative Methoden mit automatisierten Verfahren zu unterstützen und zu verbessern. Also ich nehme mich da nicht raus, dass ich sage, ich mache nicht mit bei diesem Hype. Tun wir alle. Aber ich würde mir eben auch viele Perspektiven und viel mehr Perspektiven wünschen, jetzt, da wir auch mittun dürfen, mitgestalten dürfen. Wir sind nämlich auch notwendig, es geht auch nicht ohne die Geisteswissenschaften. Dass wir da doch auch wieder uns besinnen auf das, was wir auch können, nämlich dekonstruieren, gegen den Strich bürsten, die Zumutungen, die Paradoxien, die Unzulänglichkeiten aufzuzeigen, die komischen Alltage, die dadurch zustande kommen, und vieles andere, was wir gestern auch in diesem wunderbaren Daten-Panel<sup>3</sup> gehört haben.

3 Das hier und an anderer Stelle im Text erwähnte Daten-Panel trug den Titel „Daten-Alltage – Konstellationen und Dynamiken alltäglicher Datenpraktiken“ und wurde am Tag zuvor von Katrin Amelang & Martina Klausner auf dem DGEKW-Kongress veranstaltet.



**Anne Dippel:** Das passt sehr gut, weil die Frage der Unzulänglichkeiten und des Alltäglichen ein schöner Übergang wäre im Hinblick auf Christophs Fragestellung, inwiefern diese Systeme das Alltägliche überhaupt herstellen und etwas herstellen können, was eigentlich unzulänglich ist.

**Christoph Bareither:** Ja, meine daran anschließende Frage wäre: Wo können wir kritisch-reflexiv ansetzen mit kulturwissenschaftlichen Kompetenzen? Ich halte den Begriff der KI genau wie Gertraud zwar für problematisch, verwende ihn aber trotzdem aus verschiedenen Gründen. Künstliche Intelligenz ist jetzt in der Welt und prägt viele Lebensbereiche und bringt tatsächlich auch viel in Bewegung. Und die Frage ist, wie wir da kulturwissenschaftlich und ethnografisch ansetzen können. Das ist eine Frage, die mich und natürlich viele Kolleg\*innen stark beschäftigt. Und ich frage mich insbesondere im Rahmen dieses Kongresses, ob – und wenn ja, inwiefern – diese Kompetenz der EKW/Kulturanthropologie für Alltag und das Alltägliche, ob uns das irgendwie dabei helfen kann. Und ich wollte eigentlich nur drei Punkte machen oder drei Überlegungen anstellen, wie das Alltägliche und KI zusammenhängen. Und der erste würde eigentlich direkt an das Daten-Panel von gestern anschließen, an die Idee der Datenjourneys und die Frage der Datafizierung. Denn ich glaube auch, dass es hilft, darüber nachzudenken, was KI-Systeme verschiedenster Art mit alltäglichen Abläufen, mit dem, was wir für selbstverständlich halten, machen. Und sie verrechnen es, sie datafizieren es und sie operationalisieren es. Zwei Beispiele vielleicht kurz dazu: Zum einen, da haben wir auch gerade ein Projekt dazu, zu Social Media, bspw. *Tiktok* und *Instagram*, die inzwischen auch von KI-Systemen gelenkt sind. Es ist natürlich immer die Frage, wie viel KI in solchen Systemen tatsächlich drin ist, aber es sind zumindest lernende Systeme, die versuchen, alltägliche ästhetische Erfahrungen und die damit verbundenen Bewegungen des Swipens, des Ansehens, des Likens usw. zu datafizieren, also erstmal binär zu verrechnen und dadurch operationalisierbar zu machen. Daraus erstellen sie im Prinzip Netzwerke aus ästhetischen Beziehungen, die ihnen wieder helfen, andere User\*innen möglichst lange auf diesen Plattformen zu halten und dadurch Werbeeinnahmen zu erzeugen.

Also es geht um alltägliche Routinen, die datafiziert und verrechnet werden, und dadurch monetarisierbar gemacht werden. Und ganz ähnlich bei dem anderen Beispiel, was uns in Tübingen und ich glaube auch im ganzen Fach sehr viel beschäftigt: Generative KI, also vor allem *ChatGPT* und vergleichbare Programme. Auch von diesen Tools werden Massen an Daten verarbeitet, die erst mal alltäglich sind. GPT stellt sozusagen wahrscheinliche Beziehungen zwischen Wortbruchstücken aus alltäglichen Texten her und definiert sozusagen: was ist eine wahrscheinliche und damit alltägliche Art und Weise, zu sprechen. Und aufbauend auf dieser Berechnung von Wahrscheinlichkeit beziehungsweise Alltäglichkeit werden Outputs erzeugt. So, das ist der erste Punkt. Aber dann ist eben die Sache, dass viele dieser Systeme – na-

türlich nicht alle, aber viele – gleichzeitig dann auch wieder das Alltägliche mit herstellen und prägen. Also sie brechen sozusagen das Alltägliche runter auf reduzierte, simplifizierte Bausteine, die dann aber wieder Ergebnisse produzieren, Outputs produzieren, die sich in das Alltägliche einschreiben und dadurch auch vielleicht verändern, was für uns alltäglich und selbstverständlich ist. Beispielsweise auf Social Media: Dort werden bestimmte Inhalte als populär dargestellt, besonders sichtbar gemacht und prominent platziert, die der Algorithmus als das Populäre definiert – aufbauend auf diesen heruntergebrochenen Daten. Und dadurch wird natürlich mit hergestellt, was im Alltag als populär wahrgenommen wird. Und bei GPT passiert etwas ganz Ähnliches. Studierende fangen zum Beispiel an, ihre Hausarbeiten damit zu schreiben, und das verändert dann zwangsweise die alltäglichen Routinen des Schreibens und Argumentierens. Also, solche KI-Systeme verrechnen nicht nur das Alltägliche, sondern stellen auch das Alltägliche mit her. Und letzter Punkt, ganz kurz: Beim Nachdenken über KI und Alltag finde ich interessant, dass Alltag immer was mit einer zirkulären Bewegung zu tun hat, wie ein Rad, das sich dreht, eine Bewegung, die sich immer wieder reproduziert. Wir haben ja auch Theorien dafür: die Praxistheorie, Habitus-Theorie usw., die beschreiben, wie Dinge reproduziert und variiert werden. Und natürlich schreiben sich Technologien und Medien immer schon in diesen Alltag ein. Das ist nicht neu, aber interessant an lernenden Systemen finde ich, dass sie bis zu einem gewissen Grad diese zirkulären Bewegungen, diese lernenden und reproduzierenden Bewegungen auf ihre eigene Weise durchführen. Und meine Überlegung ist, ob sie dadurch doch dann auch qualitativ unterschiedlich auf machtvoll Weise an der Herstellung von Alltäglichkeit teilnehmen. Und damit bin ich wieder bei der Frage, wie wir da kritisch ansetzen können und müssen, indem wir mit unserer analytischen Kompetenz die Verrechnung und zugleich Herstellung des Alltäglichen durch KI beobachten, beschreiben und kritisch reflektieren; indem wir die Frage stellen: Wie schalten sich KI-Systeme oft unsichtbar in diese zirkuläre Herstellung des Alltäglichen ein?

**Anne Dippel:** Ja, vielen Dank, Libuše Vepřeks Überlegungen möchte ich daran anknüpfen lassen, denn sie hat sich unter anderem mit der Frage hier heute befassen wollen, inwiefern mathematisches und informatikwissenschaftliches Grundwissen wichtig für uns ist, um darüber zu forschen, insbesondere wenn wir uns mit digitalen oder algorithmisch geprägten Alltagswelten beschäftigen.

**Libuše Vepřek:** Die Beantwortung der Frage, welches und wie viel mathematisches und informatikwissenschaftliches Wissen für die kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit digitalen oder algorithmisch geprägten Alltagswelten notwendig ist, ist natürlich situativ abhängig von Forschungsfeld und -frage. Diese Frage ist auch bereits viel diskutiert, weshalb ich hier nur einen Diskussionsanstoß in eine bestimmte Richtung geben möchte.

Das Digitale durchzieht unseren Alltag, und es gibt kaum Bereiche, die nicht irgendwie mit dem Digitalen verbunden sind oder durch das Digitale geprägt oder zumindest mitgeformt werden. Spätestens wenn das Digitale direkt in den Fokus des kulturwissenschaftlichen Forschungsinteresses rückt und wir uns z. B. den Umgang von Menschen mit einer bestimmten Technologie oder digitalen Phänomenen wie Social Media, „Smart Homes“, *ChatGPT* und so weiter ansehen, dann ist, meiner Meinung nach, ein grundlegendes Verständnis der Logik der Informatik und deren mathematischen Grundlagen notwendig. Ein solches Grundwissen hilft an den Punkten weiter, an denen es m. E. nach interessant werden kann – z. B. bei Fragen danach, wie bestimmte Praktiken algorithmisch affodiert, wie Imaginationen von Nutzer\*innen in digitale Technologien eingeschrieben oder wie soziale Interaktionen algorithmisch strukturiert werden etc. Hier stoßen empirisch-kulturwissenschaftliche Untersuchungen aber oftmals an ihre Grenzen, wenn die Medien- oder technischen Spezifika wie der Code, APIs, Softwarearchitekturen und so weiter nicht miteinbezogen werden können.

Zum Beispiel ist es nicht immer offensichtlich, dass oder *wie* Algorithmen diskriminierend wirken. Es gibt natürlich Beispiele, in denen das „Dass“ offensichtlich ist, wie in bekannten Fällen von Gesichtserkennungssoftware oder in den zahllosen Beispielen mit Chatbots. Aber dies muss eben nicht der Fall sein, und genauso denke ich, dass es für empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung auch wichtig zu verstehen ist, *wie* Ausschlüsse kreiert werden. Bei den Einschreibungen handelt es sich dabei nicht immer um bewusste Entscheidungen von Entwickler\*innen, die in Interviews erfragt werden können. Wie werden Patient\*innen durch Software im medizinischen Bereich zum Beispiel nach dem Zusammenwirken verschiedener „Normalverteilungen“ klassifiziert oder diskriminiert? Hier ist ein mathematisches und informatikwissenschaftliches Grundwissen notwendig.

Bei Diskussionen, die ich zu dieser Frage mitbekommen habe, wird oft dafür argumentiert, dass der erste Zugang zu Forschungsfeldern, bei denen Computersysteme, Algorithmen und KI einen Fokus bilden, über Einführungen ins Coden/Programmieren verlaufen soll. Sicherlich ist es interessant und auch hilfreich, selbst ein bisschen coden zu können. Ich denke aber, dass wir woanders ansetzen müssen, und zwar an den „Basics“ der Informatik, den mathematischen, logischen und informatikwissenschaftlichen Grundlagen wie Datenstrukturen, Softwarearchitektur oder Algorithmen. Mit Bezug auf Algorithmen meine ich dabei in einem ersten Schritt ein Verständnis für das, was Algorithmen sind und wie sie funktionieren, sich zu Code verhalten, und dann in einem zweiten Schritt wäre es je nach Feld möglicherweise wichtig, die sich dort in Anwendung befindlichen Algorithmen zu verstehen. Beispielsweise macht es in einem von mir untersuchten Fallbeispiel im Human-Computation-Bereich einen großen Unterschied für die Erfahrung der User\*innen, ob ein Algorithmus nach einer Breiten- oder Tiefensuche funktioniert, also wie eine

Liste durchlaufen wird. Wenn wir die hinter digitalen und algorithmischen Systemen liegenden Strukturen und Logiken nachvollziehen können, können wir, denke ich, neue Erkenntnisse über Alltage erhalten. Denn ein grundlegendes Verständnis der digitalen Technologien und Computersysteme zugrunde liegende Logiken und Strukturen ermöglicht es, andere Weisen des Verstehens und Theoretisierens dieser soziotechnischen Systeme zu entwickeln, die das mit einbeziehen, mit dem das Digitale unseren Alltag beeinflusst – also eben etwa, wie Informationen verarbeitet werden, welche Outputs *ChatGPT* wie generieren kann und wie Daten dabei verarbeitet werden etc. – ähnlich wie es Hannah Knox und Dawn Dafus (2018) mit Bezug auf digitale Daten in dem Sammelband „Ethnography for a data-saturated world“ formuliert haben.

Als eine langfristige Perspektive für die EKW und ohne naiv klingen zu wollen – ich bin mir durchaus dessen bewusst, dass das mit langsamen Prozessen und Studienordnungsveränderungen etc. einhergehen würde – plädiere ich dafür, Informatik als Nebenfach zu stärken und/oder die Möglichkeit, Kurse neben dem kulturwissenschaftlichen Hauptstudium anrechnen zu lassen oder ähnliches, zu unterstützen. Es gibt meines Wissens nach nur sehr wenige Institute oder Universitäten, an denen Empirische Kulturwissenschaft im Bachelorstudium in Kombination mit Informatik studiert werden kann – die LMU ist eine Ausnahme, und ich habe damals im Bachelor davon profitiert. Allerdings wird es wenig angenommen und vor allem aber auch kaum als eine mögliche Option aktiv vorgeschlagen. Ich denke, dass diese Kombination zukunftsweisend und wichtig ist und daher unterstützt werden sollte. Damit meine ich eben nicht, dass jetzt alle Informatik studieren müssen, sondern dass die Kombination eine gleichwertige Stellung wie andere Fächerkombinationen einnehmen kann (etwa von Amerikastudien und EKW oder Theologie, Skandinavistik etc.).

Zudem kann Hintergrundwissen auch Zugang zu Feldern öffnen. Dies habe ich durch mein Doppelstudium im Master erfahren, durch welches sich neue Zugänge eröffnet haben, die ich sonst möglicherweise nicht erhalten hätte. Auf diesen Punkt möchte ich an dieser Stelle noch kurz eingehen. Zunächst habe ich verschiedene Forschungsfelder durch mein Informatikinteresse und Studium gefunden sowie auch Zugang zu diesen erhalten und ich konnte wichtige Grundlagen entwickeln, ohne die ich die von mir untersuchen Phänomene – konkret Predictive Policing in einer kleinen älteren Studie und sogenannte Human Computation bzw. hybride Intelligenzsysteme in meiner Promotionsforschung – nicht in der gleichen Tiefe hätte untersuchen können.

Bei Predictive Policing war spezifisch das Verständnis der angewendeten Clustering-Algorithmen erkenntnisbringend und hilfreich in der Forschung. Hier war gerade das Verstehen der logischen und implementierten Abläufe wichtig und nicht nur das Wissen, welche und *dass* Clustering-Algorithmen verwendet werden. Besonders in Gesprächen mit Personen bzw. Expert\*innen im Anwendungsbereich hat dies geholfen, um tiefer bohren zu können und spezifischere Fragen stellen und

so auch spezifischere Antworten zu erhalten. Noch mehr gilt das aber für meine Promotionsforschung, in der ich ethnografisch und kollaborativ mit einem kleinen Forschungsinstitut in den USA geforscht habe, das das Ziel hat, sogenannte Human-Computation-Systems zu entwickeln, in denen Menschen mit KI zusammen wissenschaftliche Probleme lösen sollen. Mir war es in meiner Forschung wichtig, die Praktiken, die hinter der Entwicklung und Instandhaltung solcher Software-Systeme stehen, zu verstehen und zusätzlich die Software selbst in den Blick zu nehmen, um beispielsweise nachvollziehen zu können, wie menschliche Akteur\*innen im Code kodiert werden, wo Interaktionen wie vorgesehen sind und wo es möglicherweise Optionen für alternative Praktiken geben kann. Dazu arbeitete ich unter anderem in der Entwicklung mit, nahm an Development-Meetings teil und unterstützte beim Aufspüren von z. B. Fehlern im Code selbst oder in den Daten in der Datenbank. Gerade die Einblicke, die ich während meiner Mitwirkung an der Entwicklung und Instandhaltung solcher Systeme erhalten habe, waren dabei sehr wichtig für meine Forschung.

Dass ich Mitwirken konnte, wurde nicht nur, aber zu einem wichtigen Grad durch mein Vorwissen in der Informatik ermöglicht. Einerseits weil mir deshalb Vertrauen entgegengebracht wurde, dass ich nicht so schnell etwas kaputt machen würde, wenn ich Zugang zu ihren Entwicklungsumgebungen, Datenbanken und Servern erhalten würde, und zum anderen, weil ich in Gespräche und Aufgaben eingebunden wurde, die sich mit technischen Details wie der Optimierung eines Algorithmus oder der Lösung eines Bugs, eines Fehlers, beschäftigten, die sich als für meine ethnografische Forschung relevant herausstellten. Das ist auch das, was ich zuvor mit dem Öffnen von Feldern gemeint habe, das informatik- und mathematisches Wissen in digitalen, algorithmischen und computerwissenschaftlichen Feldern haben kann. Entscheidend für beide meine Forschungen war dabei eben das Verständnis für die Grundlagen der Informatik und Mathematik. Und dieses war viel wichtiger als meine „Skills“ im Programmieren.

**Anne Dippel:** Dadurch wird natürlich noch mal eine ganz andere Form des kollaborativen Forschens ermöglicht. Und das bringt mich zu Sarah Thanner, die noch einmal anders sich kollaborativ eingebracht hat und im Laufe ihrer Feldforschung, so wie einige von uns ihre Arbeiten auf Konferenzen in den vergangenen Jahren, beispielsweise in Hamburg, mitverfolgt und miterlebt haben, im Laufe ihrer Feldforschung also zu einem „sozialen Schlüssel“ in ihrem Feld wurde, ja eigentlich zum Netzwerkpunkt in den sozialen Interaktionen durch ethnografische Arbeit, obwohl das informatische Wissen zunächst nicht vorhanden gewesen ist. Und deine Frage, mit der du dich unter anderem beschäftigt hast, war, wie sich materielle Kulturen in ihrer Verflochtenheit mit digitalen Prozessen empirisch-kulturwissenschaftlich erforschen lassen. Du hast das am Beispiel der smarten Dinge für uns vorbereitet.

**Sarah Thanner:** Ja, vielen Dank. Vielleicht können wir auf die Frage nach der Notwendigkeit von Informatikkenntnissen später noch mal zurückkommen, denn ja genau, ich hatte in meiner Feldforschung, in deren Rahmen ich mit Medieninformatiker\*innen zusammengearbeitet habe, keine informatikwissenschaftlichen Vorkenntnisse. Zunächst möchte ich mich jetzt aber noch mal von einer etwas anderen Richtung an das Thema annähern und auch so ein bisschen auf den Call und die Frage des Alltags zu sprechen kommen, denn mit der Ausbreitung digitaler Technologien strukturieren und prägen Algorithmen in ihrer Ausführung eben, da stimme ich meinen Vorredner\*innen zu, nahezu alle Alltagsbereiche. Und ich erachte Digitale Anthropologie – also gewissermaßen auch das Bindeglied unserer Diskussion – dabei als Querschnittsperspektive auf eine Kulturanalyse des Alltags in „der Digitale“, wie Anne das auch formuliert hat (Dippel 2021). Und damit eben darauf, wie digitale Technologien und Prozesse auf die Hervorbringung von Alltags, Routinen und Möglichkeitsräumen einwirken.

Schlaglichtartig möchte ich dabei kurz darauf fokussieren, wie sich das auch in materiellen Kulturen niederschlägt und wie auf ganz alltäglicher Ebene, Dinge, Menschen und Technologien in – ich formuliere es mal als bewegt-bewegende Choreografien – überführt werden.

Programmierte Prozesslinien durchdringen zunehmend Dinge wie Räume, und als „Bewohner“ von Netzwerken haben sie längst das Internet erobert, sammeln und verarbeiten als kontaktlos adressierbare Träger von IP-Adressen Daten, berechnen Vorhersagen und treten mit menschlichen und nicht-menschlichen Akteur\*innen auf eine neuartige Art und Weise in Beziehung. Der fortlaufenden Entwicklung immer kleinerer und leistungsstärkerer Mikrochips und Prozessoren, dem Ausbau von Big-Data-Bergen zu verarbeiten fähiger Infrastrukturen und fortlaufend weiterentwickelten Modellen maschinellen Lernens kommt dabei eine Schlüsselrolle zu – wie das auch Florian Sprenger und Sebastian Engemann (2015) in ihrem Sammelband zum „Internet der Dinge“ aufzeigen. Heute verweist also ein wachsender Markt an smarten Dingen auf eine sehr heterogene Vielfalt an Artefakten, Anwendungen und Services, die sich nur schwer auf einen definitorischen Nenner bringen lassen. Und die entstehen im eng miteinander verwobenen Geschehen wissenschaftlicher und industrieller Ereignisschauplätze.

Gemeinsam, glaube ich, ist diesen vielschichtigen und dynamischen Entwicklungen, dass sich darin eben eine umfassende Transformation des Verhältnisses von Menschen, Dingen und Technologien abzeichnet, denn mit der Hervorbringung von kontextsensibel auf situative Veränderungen reagierenden Artefakten fungieren Dinge jetzt als Medien. Und damit auch als Medien einer datengestützten Antizipation von Welt, die sich ihre Umgebung rechnend und berechnend erschließen – den Begriff der Antizipation hatten wir ja auch gestern im Daten-Panel. Und selbst Dinge, die Weltverhältnisse bisweilen eher hintergründig mediieren, treten im Zuge

algorithmischer Handlungsmacht in neue relationale Bezüge zu ihren Nutzer\*innen und nehmen damit Anteil daran, wie Welt gewusst wird.

Ich möchte vor allem hier in den Fokus bringen, wie sich dabei menschliche Handlungspraxen mit Algorithmen in ihrer Ausführung und materielle Dynamiken, gewissermaßen zu einem ko-konstitutiven Tanz, um eine Metapher ins Spiel zu bringen, verbinden. Dabei sind digitale Prozesse gleichermaßen choreografiert und choreografierend wirksam, bewegt und bewegend. Vermeintliche Gewissheiten ontologischer Grenzziehungen geraten dabei ins Schwimmen und die Notwendigkeit von Ansätzen, die prozessuale und relationale Perspektiven auf das Gemacht-Werden von Welt einnehmen und Akteur\*innen in wechselseitiger Hervorbringung denken, wird damit also auch auf ganz alltäglicher Ebene greifbar und deutlich. Die Empirische Kulturwissenschaft, denke ich, stellt das also vor die Herausforderung, Kulturen des Materiellen in dieser Verflochtenheit mit digitalen Prozessen als relationale Phänomene-in-Bewegung zu fassen und sich den Relationen anzunähern, die sich im Kontext von smarten Dingen bis in die kleinsten Prozesslinien hinein in stetiger Transformation begriffen entfalten. Sowohl, glaube ich, mit Blick auf den alltäglichen Umgang, also ein Bereich, an dem ich mit meiner Forschung nicht so dran war, als auch mit Blick auf die Orte ihrer Entstehung, was bei meiner Forschung im Fokus stand. Gerade diese nehmen aber eben auch entscheidenden Einfluss darauf, wie technologisch medierte Vorstellungen von Normalität und Alltag hergestellt werden. Und ich meine, dass ein auf Bewegungsrelationen geschärfter Blick, wie ich es mit der Metapher des Tanzes und der Choreografie ein bisschen andeute, eben diese Wirksamkeit digitaler Prozesse auf Bewegungen menschlicher Körper herausstellen kann.

In meiner Forschung konnte ich ethnografisch z. B. mitverfolgen, wie sich Entwickler\*innen bei der Gestaltung von interaktiven Augmented-Reality-Anwendungen für smarte Tische z. B. mit Fragen danach auseinandersetzen, wie User\*innen sich im Raum bewegen oder wie lange es eigentlich durchschnittlich normal ist, sich nicht zu bewegen und all so etwas. Oder wie Objekte so gestaltet werden, dass ihre Nutzer\*innen möglichst wenig für Technologien der Objekterkennung problematische Schatten werfen. Oder auch wie Entwickler\*innen dabei selbst in diese zu antizipierenden Rollen von User\*innen schlüpfen und so zu sensorisch-affektiv in genau diese minutiösen Choreografien verstrickten Akteur\*innen werden. In der Entwicklung selbst werden diese dann als Use Cases und Anwendungsszenarien für den alltäglichen Umgang verstanden. Und darüber hinaus glaube ich, kann eine auf Bewegungsrelation geschärfte Perspektive letztendlich auch in den Blick nehmen, wie eben digital-materielle Prozesse Subjekt-Objekt-Verhältnisse mediierten. Ein Beispiel wäre hier, wenn menschliche und nicht-menschliche Akteure etwa beim Einsatz von Tiefenkameras in Distanzrelationen gewusst werden und erst im Zuge algorithmischer Vergleichsflows intraaktiv als separate Entitäten hergestellt werden. Oder wenn Alltagsroutinen aus automatisiert gewonnenen Pixelinformationen inferiert werden.

Entlang solcher Prozesse werden nicht zuletzt auch unterschiedliche Zeitlichkeiten miteinander in Bezug gesetzt: Von der Time of Flight von Infrarotlichtimpulsen aus Tiefenkameras über den pulsierenden Rhythmus von sich im schnellen Takt mit nur wenigen Millisekunden immer wieder erneuernder Kamerabildraten vor dem Hintergrund zum Beispiel so etwas wie Echtzeitwahrnehmung, von denen die Informatiker\*innen, mit denen ich zusammengearbeitet habe, immer viel gesprochen haben, erst ausgehandelt werden.

Es braucht also geeignete ethnografische Werkzeuge, die Anschlüsse schaffen an prozessuale und relationale Perspektiven, um dieser Transformativität zu begegnen. Die liegen auch in unterschiedlichsten Spielarten von Karen Barads agentiellem Realismus (Barad 2007) oder Tim Ingolds Correspondence (Ingold 2017) und anderen vor. Und gleichzeitig braucht es aber auch methodische Kompetenzen, um mit Bewegungsrelationen in Beziehung zu treten. Tanzwissenschaftliche Impulse könnten hier womöglich fruchtbar sein, neben und im produktiven Dialog mit anderen Metaphern. Interessanterweise löst sich die Choreografie-Metapher dort gerade von dieser festen Assoziation mit tänzerischen Bewegungen menschlicher Körper hin zu einer Multiplizität von Bewegungsrelationen. Den Reiz darin sehe ich auch gerade deswegen, da sich das auch auf unsere eigenen ethnografischen Schreib- und Denkbewegungen rückbeziehen lässt – also die Bewegungen von Konzepten, Metaphern, Theorie und Reflexion als soziomaterielle Prozesse. Das sind eben auch Phänomene-in-Bewegung. Damit wären Ethnograf\*innen gewissermaßen auch Choreograf\*innen, um Inspiration aus der Etymologie des Begriffs zu ziehen, insofern Choreografie um 1700 zuerst eine schriftliche Notationspraxis zur grafischen Darstellung barocker Tänze bezeichnete. Das Choreografische also einer Kulturanalyse des Alltags und ihrer Spurensuchen zwischen Erfahrung und Erinnerung, Seiendem und Ereignetem, entlang derer wir erzählend Wissen schaffen.

**Anne Dippel:** Vielen Dank, Sarah. Bei Martina Klausner habe ich eben gespürt und gesehen, dass da viel Resonanz und Assoziationen zu deiner aktuellen Forschung zur Frankfurter Verkehrspolitik aufkommen. Also behalte das, was du gerade eben gedacht hast, im Kopf. Ich werde dich gleich noch mal darauf ansprechen. Denn auch die Bewegung von Autos oder Menschen und wie dann danach aus Daten wiederum diskrete physikalische Objekte hergestellt werden, ist natürlich eine zentrale Frage. Und das berührt dann auch wieder diesen Punkt, an dem wir uns überlegen müssen, aus was wir gewoben sind, aus Wörtern, aus Zeichen, aus Dingen, aus Zahlen und was unser Gegenstand in der Digitalen Anthropologie ist. Sarah hat gerade eben gesagt, dass diese Dinge sich in diesem Moment selbst in Medien verwandeln, und Urmila hat zwei zentrale Fragestellungen, die auf der einen Seite die Frage eröffnen, inwiefern Migration durch zur Verfügung stehende Medien also nicht nur Dinge wie Schiffe als Medien, sondern wie Medien wirklich selbst Migration hervorrufen. Und



auf der anderen Seite steht, welche Auswirkungen diese digitalen Medien auf die Migration aus kulturanthropologischer Perspektive haben und heute transnationales Leben hervorbringen.

**Urmila Goel:** Dankeschön. Ja, ich gehe mit meinem Input ein bisschen weg von der Digitalen Anthropologie und mehr in diese Querschnittsidee, dass das Digitale überall eine Rolle spielt. Ich komme zwischendurch auch kurz auf mein *Indernet*-Projekt zu sprechen, also das Internetportal, aber möchte mich vor allem beschäftigen mit der Frage: Was macht das eigentlich mit Migration, dass sich die Medienlandschaft verändert hat? Und mit Medien meine ich jetzt Kommunikationsmittel vor allem. Und wie durch Kommunikationsmittel und Medien Migration heute etwas anderes ist als in den 1960er-Jahren. Und dazu will ich an drei verschiedene zeitliche Orte gehen: Einmal in die 1960er, einmal an den Anfang der 2000er und dann nach heute.

Und ich beginne mit den 1960er-Jahren: Das ist mein aktuelles Forschungsprojekt, Anne hatte kurz was dazu gesagt. Ich forsche gerade zur Anwerbung von Krankenschwestern aus Indien in die Bundesrepublik in den 1960er-Jahren und was danach passiert ist. Ich werde einfach so ein bisschen ethnografische Einblicke zu diesen drei Punkten bringen. Also wenn man sich anguckt, was diese jungen Migrant\*innen, die waren zum Teil erst 16 und 17 Jahre alt, als sie da in den 60ern in die Bundesrepublik gekommen sind, wie die dahin gekommen sind, die wussten vor ihrer Migration quasi nichts über Deutschland. Es gab in Indien, in Südindien, wo sie waren, keinen Zugang zu Medien, die ihnen Informationen über Deutschland gegeben hätten. Die waren ganz stark angewiesen auf ihre Gatekeeper, auf die Priester, die sie gebracht haben, und was die ihnen erzählt haben. Und als sie dann erstmal in Deutschland waren, dann hatten sie als Kommunikationsmittel mit ihren Herkunftsfamilien nur zwei Wege: Der Luftpostbrief, der viele Wochen gedauert hat, bis er wieder zurückkam, und auch nicht billig war, und ein sehr, sehr teures Telefonat, das wahrscheinlich auch nicht direkt die Familien erreichte, weil die kein eigenes Telefon hatten. Also es war quasi keine synchrone Kommunikation möglich, aber das Asynchrone dauerte auch extrem lang, bis da irgendeine Reaktion kam. Das heißt, die transnationalen Kontakte waren massiv eingeschränkt, und aus Erzählungen von den Krankenschwestern, die damals gekommen sind, kann man sehen, dass das auch zu Einsamkeit geführt hat und zum Abkoppeln von ihren Herkunftsfamilien. Und was viel beklagt wurde, ist, dass sie abgeschnitten waren von wichtigen Ereignissen ihrer Familien. So berichtet zum Beispiel eine Krankenschwester in einem Dokumentarfilm, wie ihr Vater starb und wie sie das sehr verzögert erst erfahren hat, und es auch natürlich überhaupt nicht möglich war, dass sie zur Beerdigung geht. Und sie erzählt da 20 bis 30 Jahre später darüber, und das bewegt sie immer noch ganz stark, dass sie an so wichtigen Momenten nicht teilhaben konnte. Das heißt, die zur Verfügung stehenden Medien und Kommunikationsmittel in den 60ern führten dazu, dass Her-

kunfts- und Wohnort massiv getrennt waren. Die Informationen, die man bekommen konnte, das Wissen, das man haben konnte, die sozialen Beziehungen, die geführt werden konnten, aber auch der Zugang zu Waren und Gütern, waren transnational nur schwer möglich. Und so entstand eine existenzielle Notwendigkeit, sich an den Wohnort anzupassen, die Sprache zu lernen, sich auf das deutsche Essen einzulassen, deutsche Güter zu konsumieren, also ganz viel im Alltag komplett umzustellen, weil es gab gar keine Alternative. Und ohne sich vorher schon vorbereiten zu können, was passiert, sondern man kam an und musste damit leben. Und darin steckt auch eine große Gefahr des Scheiterns. Also die, die mir jetzt heute Geschichten erzählen können, haben es ja bewältigt. Da kann man dann Erfolgsgeschichten draus machen. Aber es gibt auch die, die zurückgingen, weil sie scheiterten. So viel zu den 60ern.

Dann komme ich zum Anfang der 2000er, zu meinem Habilitationsprojekt zum *Indernet*-Portal das Internet, das war in den frühen 2000ern, also später als Gertraud Kochs Arbeit. Die frühen 2000er waren dadurch gekennzeichnet, dass Internettechnologien zum ersten Mal für Privatnutzer\*innen und auch Jugendliche zu Hause möglich waren und dass ganz viel in den Internetportalen passiert. Und vor allem die Portale und die Foren, die auch wieder primär asynchrone Kommunikation waren, aber natürlich nicht mehr dieses wochenlange Asynchrone, sondern man konnte auch direkt antworten dort. Die Foren und Internetportale überwinden also geografische Distanz, verbinden Menschen mit ähnlichen Interessen. Und das waren in meinem Forschungsfeld zum einen tatsächlich die Migrant\*innen aus Indien, die sich so vernetzen konnten, über E-Mail-Listen usw., und sich gegenseitig austauschen konnten, und das konnten sie auch schon von Indien. Das heißt, der Informationsfluss war ein ganz anderer. Die traditionellen Gatekeeper waren nicht mehr so relevant, sondern es kamen neue dazu. Man konnte sich anders organisieren, und das *Indernet*, zu dem ich gearbeitet habe, das waren vor allem die Kinder von Migrant\*innen in Deutschland, die sich so vernetzen konnten und sich austauschen konnten, Zugehörigkeit verhandeln konnten und ihr eigenes Indien in Deutschland kreieren konnten. Weil das Interessante bei dem Portal war, dass es, dadurch, dass es auf Deutsch war, eigentlich sehr deutschzentrisch war. Auch wenn es Distanz überwunden hat, ist es nicht wirklich nach Indien gegangen. Was man aber in dieser Zeit so sehen kann, ist eben das, was ich gerade schon mal gesagt habe: Die traditionellen Gatekeeper verlieren ihre unangefochtene Machtstellung. Es entstehen neue, andere Gatekeeper, und es gibt mehr Möglichkeiten, wobei die Kommunikation aber im Wesentlichen weiter asynchron bleibt und es auch weiter Barrieren im Zugang zu Ressourcen gibt, weil man muss trotzdem einen Internetzugang zu Hause haben. Die Frage war, wie schnell ist der Computer, wie sehr kann ich was machen? Also da waren ganz viele Einschränkungen noch.

Und damit komme ich zum Heute: Und das ist jetzt weniger ein Forschungsprojekt, das ich direkt mache, sondern erst einmal meine eigene Erfahrung. Ich war im

letzten Winter sechs Monate in Indien, war also selber Migrantin und konnte sehen, wie gehe ich damit um, wie baue ich digitale Medien in meinen Alltag ein? Was hat das für Folgen darauf, wie ich in Indien bin? Und gleichzeitig führe ich Gespräche mit Migrant\*innen aus Indien in Deutschland über ihre Alltage. Und mittlerweile sehen wir halt, dass die synchrone digitale Kommunikation für sehr viele Menschen alltägliche Normalität ist. In Indien sehr viel alltäglicher als hier. Also da haben wirklich alle ein Smartphone und hängen da immer dran. Und das Internet ist auch wirklich viel besser als in Deutschland. Also das ist keine Frage. Das ist nicht mehr so, dass es für wenige ist, sondern das erreicht wirklich die meisten Menschen. Das ist eine Normalität, dass wir digitale Medien ständig haben. Die meisten haben ja ihr Smartphone und sind gerade irgendwie am Kommunizieren mit irgendjemand in Synchronität. Wir können online alle möglichen Waren kaufen, und mobiles Arbeiten ist auch für viele Berufsbereiche inzwischen Normalität. Und dieses mobile Arbeiten kann auch transnational passieren. Also ich kann in Deutschland zu Indien arbeiten, ich kann in Indien, in Deutschland arbeiten – das macht was. Das heißt, was wir jetzt haben, ist ein vereinfachter Zugang zu Informationen, zu anderen Ländern und dazu wie man migriert, was da passiert, usw. Ich bin also gar nicht mehr so angewiesen auf Gatekeeper und auch nicht mehr so sehr wie in den frühen 2000ern auf Netzwerke, die mir helfen, weil ich kann mir ganz individuell viele Informationen aneignen. Und wenn ich dann an einem anderen Ort wohne, habe ich immer noch sehr guten Zugang zu Informationen vom Herkunftsort. Also ich konnte weiter die deutschen Medien lesen, wusste genau, was hier passiert, konnte mich weiter beteiligen. Das heißt damit, dass diese Trennung nicht mehr so stark ist und ich auch an verschiedensten Orten sein kann, weil Migrant\*innen sind ja meistens auch nicht nur an zwei Orten, sondern an verschiedensten Orten unterwegs. Also ich kann inzwischen mit den Medien an verschiedenen geografischen Orten in verschiedenen Arten teilnehmen. Ich kann Ereignisse verfolgen, kann Kontakte halten, kann am Alltag tatsächlich teilhaben. Die Zeitverschiebung ist nach wie vor ein Problem. Also ich muss sehen, wann kann ich wirklich Kontakte haben? Aber im Prinzip kann ich synchron mit anderen zusammen sein und ich kann Dinge im Herkunftsland erledigen. Ich konnte in Indien sitzen und meine Kontobewegungen in Deutschland machen oder für meine Eltern Kontobewegungen machen. Das war gar kein Problem mehr. Es gibt inzwischen auch relativ viel Forschung zu transnationalen Care-Praktiken. Sowohl Care für Kinder als auch für alte Menschen. Und ich hatte vorhin das Beispiel der Beerdigung, an der die Krankenschwester nicht teilhaben konnte. Gerade habe ich teilnehmen dürfen/können/müssen an einer Beerdigung eines Interviewpartners von mir, ein Ehemann einer Krankenschwester. Und diese Beerdigung fand in Karlsruhe statt, und parallel fand sie in Kerala, in Südindien statt. Es wurden fast synchron zwei Beerdigungen organisiert. An beiden Stellen wurden digital aufgenommene Videos gemacht, die nachher geteilt wurden. Das heißt, da war gemeinsames Erleben von der Familie und

Freund\*innen, die an verschiedenen Orten waren. Interessant dabei war vielleicht, dass der deutsche Schwiegersohn die Videoaufnahmen machen sollte in der Kirche und sich dabei sehr unwohl fühlte. Weil das macht man in Deutschland nicht, dass man draufhält auf die klagenden Trauernden, aber er hat es dann doch geschafft, das zu machen, weil das total wichtig war für die Menschen in Indien, diese Dokumentation zu haben. Und bei der Beerdigung wurde nicht synchron gestreamt. Aber ich weiß tatsächlich auch von über *Facetime* oder Ähnliches gestreamten Beerdigungen, dass wirklich die Teilhabe transnational möglich ist. Mit diesen Medien, die wir jetzt haben, ist Migration nicht mehr der völlige Bruch, wie es in den 60ern war, mit vorherigem Leben und dem Abbruch vom Alltag, sondern vieles kann weitergeführt werden.

Jetzt komme ich zu dem Punkt, warum Migration deswegen was anderes ist: Also die Motivation für Migration kann auch genau diese sein: Eine Kollegin sagte, wenn es die sozialen Medien nicht gäbe, wäre sie nicht migriert. Weil dann hätte sie nicht weiterhin Kontakt mit ihrer Familie haben können. Also das war eine Motivation: Sie kann weiter am Alltag teilhaben, deswegen kann sie auch migrieren. Ein befreundeter Lehrer hat mir aber wiederum gesagt, dass die Schüler\*innen gar nicht mehr ins Ausland gehen wollen, weil sie sagen, sie kennen eh alles schon. Sie haben das alles schon gesehen, sie können das online sehen, sie brauchen nicht irgendwo hingehen. Also es kann in verschiedene Richtungen gehen.

Was auch ein großer Unterschied ist für Migrant\*innen, für alle, die im Ausland schon mal gelebt haben und dann nach deutschem Brot zum Beispiel sich geseht haben. Wir wissen, wie wichtig Güter sind für das Alltägliche. Und mit eCommerce ist es einfach jetzt eine ganz andere Möglichkeit, an Güter zu kommen. Während die Krankenschwestern in den 60ern wirklich das deutsche Essen essen mussten, was für sie grauslich war, gibt es heute so viele Stores und man kommt an alles ran. Man kann auch das indische Essen weitgehend beibehalten in der Migration. Oder in Delhi hatten wir eine *WhatsApp*-Gruppe, die mehr oder weniger deutsches Brot bestellt hat. Da gibt es andere Möglichkeiten jetzt und man kann auch virtuell viel mehr konsumieren, also Filme konsumieren usw. Man ist ganz anders drin in dem, was man gewöhnt ist.

Man kann sich besser informieren, man kann Vertrautes mitnehmen, man ist weniger auf Netzwerke und Gatekeeper angewiesen. Das ist insgesamt individualisierter. Die Orte lassen sich besser verbinden und man kann gleichzeitige Alltage haben. Das Ankommen im Migrationskontext ist dadurch einfacher. Und zum Beispiel habe ich mit meiner Übersetzungsapp dann auch mit Leuten kommunizieren können, wenn ich es anders nicht konnte. Gleichzeitig ist dadurch weniger Druck, sich auf den Migrationskontext einzulassen. Ich musste mich nicht wirklich bemühen, Hindi zu können. Auch die Migrant\*innen in Deutschland, mit denen ich spreche: Viele leben einfach in Englisch in Deutschland. Das haben die Migrant\*innen in den 1960er-Jah-

ren nicht gemacht. Die haben ganz klar Deutsch lernen müssen, die hatten gar keine Wahl. Das heißt, der Druck, der in den 60ern bestand, einfach alles zu übernehmen und sich zu assimilieren, soweit es geht, wenn man rassifiziert ist, das ist heute nicht mehr da. Was auch dazu führt, dass manche eben sehr getrennte Leben führen.

Und damit komme ich zum Ende dieses Verschiedene-Zeiten-Anschauens: Meine These ist, dass Migration was anderes ist in diesem neuen medialen Umfeld im Vergleich zu den 1960er-Jahren und dass deswegen auch theoretische Ansätze zu Migration und wie wir das beforschen, andere sein müssen. Also dieses Ganze, was wir ja gerade in der aktuellen Politik mit Pull und Push haben, ist ja eh in der Migrationsforschung out. Aber man muss sich klarer machen, Leute migrieren, aber es bedeutet was komplett anderes. Es ist ein anderer Rahmen, und deswegen würde ich sagen: eben nicht Digitale Anthropologie, sondern mir geht es eher um Migrationsforschung, aber durch das Digitale, durch die Veränderung der Medienlandschaft – es bedeutet was anderes, es ist eine andere Erfahrung, es ist eine andere Entscheidung. Und die Alltage sind komplett anders. Danke.

**Anne Dippel:** Vielen Dank Urmila. Das ist ein reichhaltiger Beitrag, der einerseits zeigt, wie sich die Sepulkralkultur verwandelt durch die Digitalisierung, aber andererseits auch ein Plädoyer dafür ist, zu sagen, „die Moderne ist vorbei“. Wir sind in der Digitale, die alten Theorien der Migration halten nicht mehr, und das verändert sich fundamental. Und du hast so charmant dargelegt, dass sich die Geschwindigkeit des Internets rasant unterscheidet zwischen Deutschland und Indien, es geht da auch tatsächlich um Fragen der Macht. Wer schnelles Internet hat, hat in diesen Zeiten tatsächlich auch mehr sozialen, kulturellen Einfluss und auch mehr Macht. Und diese Frage, wie wir letztendlich damit umgehen und welche ökologischen und sozialen Kosten die digitalen Alltage haben, ist das, womit sich Katrin beschäftigt. Also welche ökologischen und sozialen Kosten haben wir denn eigentlich gerade? Und was für imperiale Verschiebungen beobachten wir?

**Katrin Amelang:** Okay, danke. Ich will es heute etwas hipper formulieren im Beitrag: Alltag – Digital – Imperial. Und ich will genau zu diesen drei Stichworten was sagen. Erstens Alltag, um den sich irgendwie alle so ein bisschen herumdrücken. Wir haben ja diesen einerseits phänomenologischen Strang von Alltag als das Vertraute, Selbstverständliche, was wir in den Eigenlogiken untersuchen. Andererseits der neomarxistische Strang, der halt noch mal viel stärker Alltag auch als Zwang, als Zumutung, als Entfremdung denkt, wo halt eher eine ideologiekritische Komponente dabei war. Und das sind ja zwei sehr unterschiedliche Stränge gewesen und die wurden auch noch mal erweitert, gerade über feministische Impulse, um auch machtanalytische Zugänge reinzukriegen. Bourdieu ist dann immer ein Stichwort für die sozialen Unterschiede. Und trotzdem sind das ja diese Stränge, die unsere Alltagsperspektiven im Fach bereichern. Und was wir in der Kommission hier zum

Teil gehört haben oder vertreten, dass digitaler Alltag selbstverständlich ist, Alltag vom Digitalen immer durchzogen, gesättigt, usw. ist, also beides lässt sich schwer voneinander trennen. Jetzt kam von Urmila der Punkt zu sagen, das ist eigentlich eine Querschnittsdimension, die kriegt man halt schlecht raus. Aber wir würden uns sehr schwertun damit als Alltagsforscher\*innen. Wir können uns natürlich nicht nur darauf konzentrieren. Es geht nicht darum, das immer ins Rampenlicht zu stellen, aber es ist doch so: Digitale Technologien sind da, ne? Und ich finde halt wichtig dabei, dass wir noch mal ein bisschen eher von der neomarxistischen Seite kommend dann fragen, was sind denn das für Selbstverständlichkeiten, die eben nicht nur ihren eigenen Logiken folgen, sondern was heißt Selbstverständlichkeit von digitalen Alltagen – und für wen? Und da sozusagen rangehen. Ich will das gleich noch mal ausführen zum Stichwort imperial. Kurz könnte man sagen, ich finde, wir können wieder ein bisschen mehr politische Ökonomie und politische Ökologie in unseren Alltagsdiskussionen vertragen.

Zweiter Punkt: digital. Ich denke, ein zentraler Punkt der Diskussion war eigentlich immer, das Digitale zu dezentrieren. Was ja auch schon von Gertraud Koch angesprochen wurde. Auch immer wieder diese Kritik reinzunehmen, also auch anders zu erzählen. Ich finde ja, wir sollten viel öfter von Rechenprogrammen reden als von KI. Also einfach unsere Begriffe, mit denen wir da umgehen, auch hinterfragen. Dezentrieren heißt einerseits ran an die Begriffe, die Erzählungen, die Metaphern, aber natürlich auch an andere Sichtweisen, Perspektiven. Und da gehört, wenn ich an digitale Alltage und ihre Selbstverständlichkeit denke, als dritter Punkt dazu, das ist jetzt zum Stichwort imperial, dass diese digitalen Alltage halt eine ganze Menge Bedingungen haben, oder Grundbedingungen und Infrastrukturen brauchen, damit sie so funktionieren und mit extrem hohen sozialen und ökologischen Kosten und einem hohen Ressourcenverbrauch einhergehen. Alles, was immer so schön als, naja, technisch beschrieben wird, von wegen das ist digital, künstliche Intelligenz, Maschinenlernen usw., also diese Begriffe verdecken halt, wie viel menschliche Arbeit da involviert ist. Und es ist Arbeit, die ganz oft im globalen Süden oder zumindest in schlecht bezahlten Arbeitsverhältnissen stattfindet. Und insofern unsere Selbstverständlichkeit digitaler Alltage ganz stark auf dieser Bedingung beruht, dass wir irgendwo anders ganz klar Menschen brauchen als Arbeitskraft und diese durchaus auch ausbeuten. Und der zweite Punkt von imperial betrifft unsere Naturverhältnisse. Das haben meine Kolleginnen aus Bochum, Estrid Sørensen und Leman Çelik, gestern im Datenalltage-Panel, das Martina Klausner und ich organisiert haben, angesprochen. Da ging es darum, dass die Infrastrukturen halt sehr viel Energie verbrauchen, die müssen auch irgendwo stehen, brauchen Platz usw. Also es geht um Land, es geht um Strom, einfach um natürliche Ressourcen. Und imperial erinnert an diese Sachen, die wir ja von kapitalistischen Produktionsweisen kennen. Das ist sozusagen für digitale Alltage nicht neu, aber ich finde, wir könnten das ein bisschen

mehr in die Diskussion reinbringen. Ulrich Brand und Markus Wissen haben diese Diskussion ja in ihrem Buch „Imperiale Lebensweise“ (2017) ausbuchstabiert, wo sie halt aus den Politikwissenschaften kommend noch mal eine Liste geschrieben haben, wie eigentlich das, was wir unsere Lebensweise nennen, durchaus sehr stark davon abhängt, dass wir soziale und Naturressourcen auf eine bestimmte Art und Weise verbrauchen und das aber gleichzeitig ausblenden. Und ich finde, unser Ansatzpunkt dabei ist, dass diese Produktionsweise halt immer mit einer Lebensweise, also mit einem bestimmten Alltag, die wird darin auch stabilisiert. Und ich finde, genau da sind wir bei unseren klassischen Fragen: Über wessen Alltage reden wir hier eigentlich? Was heißt, eine imperiale Produktionsweise im Alltag zu stabilisieren oder zu konstituieren? Da kommen wir als Alltagsexpert\*innen genau zu den Spannungsfeldern, Kämpfen, sozialen Konflikten, aber halt auch Widersprüchen und Paradoxien, und müssen da auch reingehen. Zusammengefasst: Also digital-imperial betrifft dann nicht nur die Alltagsanalyse generell, sondern ich finde, dass digitale Alltage sich sehr gut dazu anbieten, unsere alltagsanalytischen Fragen neu zu stellen. Und vielleicht ja auch unsere Konzepte und Theoriestränge von Alltag im Fach, noch mal wieder anders aufzumachen.

**Anne Dippel:** Danke Katrin. Gertraud, du möchtest darauf gleich antworten und wir steigen sofort in die Diskussion ein.

**Gertraud Koch:** Es hat nur sehr viel Resonanz bei mir erzeugt, was Katrin gesagt hat. Und wo ich immer gleich drauf anspringe, ist die Ausbeutung des Sozialen. Ich glaube, da gucken wir noch wenig drauf, dass diese ganze KI-Geschichte, ich hänge immer so ein bisschen an der KI, weil die jetzt gerade so prominent ist, eher eigentlich auf geisteswissenschaftlich, sprachwissenschaftlich produziertem Wissen aufsetzt. Das ist eigentlich durchgängig durch alle KI-Bereiche so, dass das auch sozial- und geisteswissenschaftlich produziertes Wissen aufsetzt und versucht, das zu automatisieren. Und das heißt, wir sind Ideengeber\*innen und wir sind es jetzt ja auch wieder in den Projekten. Und die hängen jetzt auch ein Stück weit davon ab, dass wir kooperieren mit den nächsten Schritten. Und da sind wir wieder bei der Ausbeutung, weil wenn wir es abgegeben haben, dann ist es weg und dann machen sie es verschieden. Also das war das, was so die unmittelbare Resonanz auf deine sehr, sehr wichtigen Punkte war.

**Anne Dippel:** Ich glaube, Martina könnte da direkt daran anschließen.

**Martina Klausner:** Ja, vielen Dank für das wunderbare Panel. Hat sich absolut gelohnt, rechtzeitig hier zu sein, und danke auch für die Moderation an Anne: großartig gemacht. Es gibt ganz viele Punkte, wo ich was zu sagen könnte. Was mich vielleicht am meisten interessiert, weil es kam jetzt sehr viel zur Transformation und ich glaube, da müssen wir ein Stück weit aufpassen, dass wir nicht so eine Erzählung des

Hypes wiederholen, sondern dass wir ebenso, was Katrin auch gesagt hat, diese kapitalistischen Produktionsweisen als eine Form der Kontinuität betrachten, die sich da ganz klar finden lässt – und darauf auch hinzuweisen. Oder auch Standardisierung und Infrastrukturen. Also darauf wird aufgebaut, KI ist nicht vom Himmel gefallen. Und ja, du hast es ja auch noch mal betont, auf welches Wissen das eigentlich aufbaut. Und ich kann mir gut gerade eine kulturanalytische Perspektive vorstellen, die historisch auch informiert ist, die noch mal ganz besondere Anknüpfungspunkte aufzeigen kann. Eben diese Kontinuitäten zu zeigen und auf was das eigentlich aufbaut. Um da auch noch mal ganz andere Knackpunkte mit reinzubringen als das, was sozusagen in diesen Hypes immer erzählt wird und wo wir einerseits natürlich aufgefordert sind, uns auch dazu zu positionieren. Aber ich glaube, dadurch könnten wir noch mal ganz andere Erzählungen einbringen. Eben, was sind die Produktionsbedingungen, die Arbeitsbedingungen, die Ausbeutungsmechanismen, aber eher aus einer gewissen historischen Perspektive. Rechnersysteme sind eben nicht erst in den 80er-Jahren entwickelt worden, das hat ja eine ganz lange Kontinuität und ich glaube, da könnte man noch mal ganz anders kritisch ansetzen und dem auch was entgegensetzen. Aber vielen Dank für das Panel.

**Anne Dippel:** Das ist noch mal ein ganz wichtiger Punkt. Also Kontinuität und Bruch, das Dauerthema und auch das Besondere an unserer Fachgesellschaft, weil wir eben sowohl den historischen Wandel als auch das Jetzt in den Blick nehmen.

**Urmila Goel:** Ich habe mir auch, als ich mich vorbereitet habe, überlegt, ich mache jetzt so eine Brucherzählung, und eigentlich habe ich das immer nicht gewollt, weil ich immer dachte, das Digitale, das sind ja eigentlich nur Instrumente, mit denen was anders wird. Also ich glaube, wir müssen Migration anders angucken. Aber was zum Beispiel gleich bleibt, ist Rassismus. Also der Rassismus bleibt gleich, und es bleibt gleich, dass Ausbeutung von Arbeitskräften transnational organisiert wird, usw. Aber gleichzeitig haben die Migrant\*innen jetzt tatsächlich andere Möglichkeiten, können anders darauf reagieren. Deswegen zu gucken, was ist die Kontinuität und was ist die Veränderung? Also das Digitale macht nicht alles neu und schon gar nicht alles schön, aber auch nicht alles schlimm. Aber es verändert die Handlungsmöglichkeiten von verschiedenen Akteur\*innen.

**Martina Klausner:** Es geht ja nicht um entweder oder. Es muss ja beides betrachtet werden.

**Urmila Goel:** Ja, genau.

**Anne Dippel:** Ich würde gerne ein Cold-Calling an Timo Heimerdinger machen und fragen, inwiefern er denkt, wenn man drauf blickt, ob wir hier einen Epochenwandel



haben. Also deine Meinung würde mich dazu sehr interessieren. Aber erstmal Christoph.

**Christoph Bareither:** Oder zuerst Timo.

**Timo Heimerdinger:** Ich nutze die Zeit, um noch mal nachzudenken.

**Anne Dippel:** Er muss lange reden.

**Christoph Bareither:** Also, ich will nur die Transformation ein bisschen retten, denn ich glaube, wir müssen zu ihr was sagen. Also natürlich müssen wir den großen Umbruchserzählungen kritisch gegenüberstehen, und es ist auch immer wichtig, Begriffe wie KI zu kritisieren und die Kontinuitäten zu betonen. Aber ich denke, im öffentlichen Diskurs wird eine starke Transformation wahrgenommen. Und bis zu einem gewissen Grad stimmt das natürlich auch, dass sich graduell Qualitäten von Technologien weiterentwickeln. Natürlich ist mit sogenannter KI nicht alles neu, aber ich glaube, wenn wir gesellschaftspolitisch mitreden wollen, ist es wirklich nötig, Transformationen zu adressieren, um kritische Reflexionspunkte setzen zu können. Also ich stimme völlig zu, dass pauschale Aussagen wie „jetzt verändert sich alles und KI überrollt uns jetzt und alles ist ganz neu usw.“ problematisch sind. Aber ich glaube, dass gerade unser Fach zur Debatte um Transformationen im Kontext von KI etwas beitragen kann mit der Fähigkeit genau hinzusehen und zu diskutieren, worin jetzt die Veränderungen bestehen. Das nur um noch mal so ein bisschen eine Lanze für die Transformation zu brechen. Und jetzt Timo.

**Timo Heimerdinger:** Okay, danke Anne für diesen zugespielten Ball. Ich kann nicht viel Substanzielles dazu sagen, aber das, was Christoph jetzt gerade sagt: die Differenzierung in sozialer und situativer Hinsicht einzufordern, sowohl was Kontinuitäten als auch was Veränderungen angeht, also sich nicht in eine Globalerzählung des „Alles wird anders“ oder „alter Wein in neuen Schläuchen“ oder so zu flüchten, sondern immer wieder die Differenzierung im Detail einzumahnen, das ist, glaube ich, etwas, was unserem Fach sehr zu eigen ist, das genaue Hinschauen im Detail. Und das ist vielleicht ein empirischer Stil, den wir an ganz vielen Feldern eingeübt haben und den wir auch in diesem Feld brauchen. Und das unterscheidet uns vielleicht auch von diesen soziologischen Großerzählungen, die dann eben unter einem einzigen Begriff Dinge fassen wollen. Da sind wir anders strukturiert in unserer Argumentation, und ich glaube, das ist in diesem Fall gut.

**Christoph Bareither:** Es hat übrigens auch was, um kurz anzuschließen, wenn ich darf, mit dem Begriff Alltag zu tun, fällt mir gerade ein. Eine Großerzählung in diesen Hypes ist ja immer wieder, wenn man die Schlagzeilen dazu liest, da findet man ziemlich sicher die Überschrift „KI verändert den Alltag“, sozusagen diese Generalisierung. Und ich glaube, dass diese differenziertere Perspektive auf Alltäglichkeiten

diesen pauschalen Urteilen etwas entgegenhalten kann, indem sie sehr situative Veränderungen beobachtet und genauer hinschaut.

**Ina Dietzsch:** Ich finde auch dieses Spannungsfeld zwischen Veränderung und Kontinuität interessant, das beschäftigt uns ja, also mich jedenfalls, seit meiner Transformationsforschung in den 1990er-Jahren. Es ist auch irgendwie klassisches volkskundliches Thema von Stabilität und Wandel usw. Und ich finde, das ist gerade interessant, dass wir wieder dort ankommen. Was mir noch wichtig wäre, wäre auch, dass es ja nicht nur so eine Ideologie ist „es verändert alles“ (wie es z. B. in Begriffen wie „disruptiv“ deutlich wird), sondern die Ideologie ist ja eigentlich, dass sich etwas verbessert, was schon da ist, und sich eben nichts verändert. Ich glaube, dass wir sehr aufpassen müssen, nicht in die Falle zu tappen, dass wir am Ende doch wieder dazu verleitet werden zu glauben, dass digitale Technologie eigentlich nichts wirklich macht, sondern nur unser Leben verbessert. Dieses Versprechen ist ja eigentlich eine Anknüpfung an all das, was wir schon haben, und „nur“ zu verbessern, was jetzt noch nicht so klappt. Das ist ja eine große Erzählung, mit der auch diese starke Überzeugungskraft generiert wird. Und das verdeckt eben, wie ich finde, dass es um ontologische Brüche geht. Und die gehen richtig ans Eingemachte. Das war mir wichtig, das noch mal zu sagen, dass das eigentlich das ist, worauf wir hinweisen müssen. Das ist richtig harte Arbeit, weil es unangenehm ist. Aber ich glaube, hier müssen wir weitermachen und noch einmal fragen, wie wird überhaupt wirksam, was wir an Wissen produzieren, und in welcher Weise wird es wirksam? Wie können wir es wirksam machen?

**Gertraud Koch:** Danke Ina, für die ontologischen Brüche, ich glaube da müssen wir weitermachen, auch die Erzählung, was wir beitragen können, ist, also, klar, wir können was beitragen, wir können die große Erzählung kritisieren, aber wen interessiert es denn eigentlich? Da müssen wir noch mal fragen, was wir an Wissen produzieren und in welcher Weise werden wir auch wirksam. Wie können wir Wissen selber auch wirksam machen? Ich habe ja viel mit KI-Leuten bei uns zu tun und ich kann sagen, die würden die Entwicklung gerne auch anders gestalten. Also, es ist ja nicht so, dass die sagen, das ist super, wo wir uns gerade hinbewegen. Aber wo ist denn eigentlich der Ansatzpunkt, wo ist der Hebel? Wir sind gut im Kritisieren, im Dekonstruieren, aber wir können überhaupt nicht eine Sprache finden, mit der wir Ansatzpunkte bieten, an die KI-Leute, die Informatiker\*innen, anknüpfen können. Und ich glaube, uns fehlt an vielen Stellen auch das Bild davon, wie das gehen kann. Libuše hat das auch super angesprochen, dass wir eben so wie „die alten Ethnologen“ über Kulturen geforscht haben und diese dann kannten, ohne dabei direkt „Going Native“ zu gehen, ist das glaube ich auch mit der Informatik – die ist ja inzwischen auch ein riesen Wissensgebiet – nötig, um dialogfähig zu werden, um zu verstehen, wo man ansetzen kann, um sich aber auch nicht nur auf die Informatik zu beschränken, weil wir wissen, es sind sozio-technische Systeme, und die Informatiker\*innen können nicht

alles gestalten, dann kommt die Ökonomie, dann kommen die Endnutzer\*innen usw. Also die Komplexität der Bilder, die wir in unseren Forschungen zeichnen, die muss größer werden, die muss viel dichter ran an das, was in den Arbeitsprozessen passiert und wie wird es eigentlich konkret.

**Katrin Amelang:** Ich wollte jetzt noch mal eher an Libuše Punkt anknüpfen, weil sie hat da ja auch die Diskussion reingebracht, wie viel Grundwissen brauchen wir für diese Felder? Da geht es nicht nur um Verstehen, sondern auch um Mitgestalten. Was heißt kollaborieren? Ich fand das interessant, weil mich hat der Beitrag ein bisschen erinnert an Diskussionen, die es in den Science and Technology Studies ja auch lange bei den Naturwissenschaften gab oder gibt. Wie viel muss ich jetzt sozusagen in das Andere gehen, und ich finde, auch das ist ein Knackpunkt. In der Informatik zum Beispiel, die Informatik ist ja auch sehr breit, ne. Und auch da gibt es ja Bereiche, die sich mit partizipativem Design und mit Schnittfeldern beschäftigen, wo wir eher andocken können, wo es durchaus ja auch darum geht, wie lässt sich das Soziale anders rein gestalten? Wie geht inklusive Digitalisierung? Also von daher gibt es da Bereiche, und gleichzeitig ist es durchaus ein Spagat. Wir brauchen da mehr Grundwissen und das umfasst für mich auch Begriffe, also dass man selber nicht, wenn wir Erzählungen machen, dass wir nicht diese Hype-Begriffe nutzen, und da taugt manchmal so ein kleiner Informatikgrundkurs ganz gut. KI wird da ja eher für Anträge und Geld verwendet, also wenn sie den Begriff benutzen, dann geht es eher ums Funding und großes Geld. Und ich finde schon, dass das ein Spagat ist. Aber vielleicht müssen wir auch noch mal rauskriegen, wo sind die lohnenden Bereiche. Und das fand ich beim Beitrag von Libuše einfach mal ganz gut. Ein Mix aus Grundwissen und Kollaboration.

**Anne Dippel:** Ja, in der Medienwissenschaft hat Friedrich Kittler vorgeschlagen, dass wir alle Festplatten löten können müssen. Und interessanterweise gibt es da jetzt gerade wirklich den Schritt weg von der Medienarchäologie dann doch hin zu unseren ethnografischen Methodologien und Methoden, um an das Ontologische heranzukommen. Lina, du hattest dich dazu gemeldet.

**Lina Franken:** Ja, einer meiner Punkte ist tatsächlich auch, an Libuše Vepřeks Perspektive noch mal anzuknüpfen, weil sie dafür plädiert hat, dass wir genau verstehen müssen, was da eigentlich passiert. Und vielleicht noch viel präziser hinschauen müssen, als zu sagen: „da ist human-in-the-loop in der Sache“, sondern zu prüfen, wer da eigentlich was produziert, wo Handlungsmächte wirksam sind und wie diese verteilt sind. Das knüpft auch an das an, was Sarah Thanner gesagt hat: Nicht nur die Praxen, sondern auch die gouvernementalen Settings, die da wirksam sind, sind, glaube ich, ganz bedeutsam, die wir natürlich in gewissen Dimensionen wirklich nur verstehen können, wenn wir uns ein gewisses *computational thinking* aneignen. Ob wir dafür jetzt Informatik studieren oder nicht, sei dahingestellt. Aber um zu ver-

stehen, was da passiert, brauchen wir mehr als ein grobes Verständnis. Da würde ich Libuše sehr stark zustimmen.

Was ich auch sehr spannend finde, ist, dass Methodenexporte unserer Methoden durchaus stattfinden. Zum Beispiel in der Softwareentwicklung werden durchaus ethnografische Methoden verwendet. Da werden nicht nur qualitative Interviews geführt, sondern da wird auch beobachtet und protokolliert. Das finde ich sehr spannend, wie unsere Expertise in ganz spezifischen Settings auf einmal, ja man könnte schon sagen, geräubert wird, denn da wird nicht wirklich auf uns Bezug genommen und da werden auch oft nicht unsere Leute, die gelernt haben, die Methoden einzusetzen, dafür bezahlt, sondern da wird das dann mal eben noch mitgemacht. In der Softwareentwicklung gibt es also (neben den diskutierten Punkten) auch ein eigenes methodologisches Setting, was tatsächlich aus unseren Methoden kommt.

Was mir aber in der Diskussion noch ein bisschen fehlt, und das ist mein dritter Punkt, ist, dass vielleicht nicht nur alles besser oder erleichtert wird, sondern es bestehen ja auch ganz viele Unsicherheiten und Ängste in Alltags, die digital durchdrungen sind. Wenn wir noch mal schauen, was macht das eigentlich mit Menschen? Was bedeutet das in deren Alltags? Weil die Frage „Wo gehen meine Daten hin?“ stellen sich viele Menschen nicht. Die Frage „Wie werde ich hier durch Algorithmen gelenkt oder nicht?“. Was machen die Menschen da eigentlich? Ich glaube, da bräuchten wir noch mal ein genaueres Hinschauen.

**Anne Dippel:** Auf diese grundlegenden Emotionen kommen wir gleich noch mal zurück. Sarah hatte noch einen Kommentar und womöglich Überlegungen aus dem Ontologischen dazu, das sich aus diesen gouvernementalen Settings heraus ergibt.

**Sarah Thanner:** Danke, ja, ich wollte eigentlich kurz noch mal zurückkommen darauf, dass ich mich auch sehr dagegen aussprechen würde, einer linearen Transformationserzählung zu folgen, und eben auch zustimmen, dass wir viel genauer hinsehen müssen. Ich selbst habe ja vorhin den Begriff der Bewegung gespielt, der zwar natürlich gerade die Transformativität in den Fokus rückt, aber dazu gehört ja auch, das Nicht-Bewegen als Bewegung zu fassen und eben genau auch diese Kontinuitäten, die dann entstehen, also wenn ein Loop eben immer wieder zurückschnellt sozusagen, zu betrachten. Und eben nicht in eine lineare Erzählung zu verfallen. Und das bindet vielleicht auch noch ein bisschen zu dem zurück, dass wir jetzt ja auch über die Kontexte gesprochen haben, in denen wir da drankommen. Insofern würde auch ich mich sehr für das, was Libuše gesagt hat, aussprechen, dass wir einfach Wissen über diese Prozesse brauchen. In meinem Fall war es jetzt so, dass ich nicht Informatik studiert hatte und versucht habe, über dreieinhalb Jahre hinweg in einem BMBF-Projekt irgendwie zu verstehen und mich auch einzubringen, was seine Herausforderungen hatte. In diesem Zusammenhang sind dann eben auch nicht zuletzt die Förderlogiken, vor deren Hintergrund solche Kollaborationen un-

ternommen werden, in meinen Blick geraten und eben die Frage, wie wir überhaupt Gestaltungsräume gestalten sozusagen und wie sich die Begegnungen mit diesen Kontexten überhaupt entfalten können – um das nur kurz anzureißen.

**Anne Dippel:** Das ist auch noch mal ein sehr wichtiger Hinweis, nämlich die grundlegende Frage, ob sich dieses Denken des Linearen in digitalen Medien forträgt oder nicht. Das ist auch was, was bei, ich muss hier noch mal auf Deleuze und Guattari und eine politische Theorie nach Deleuze kommen, weil im Zeitbild, im Kino-Band geht es darum, dass eben der analoge Film einen Schnitt in der Zeit herstellt. Und das, worauf Sarah in ihrer Feldforschung ja gestoßen ist, zeigt, dass sich diese linearen Schnitte gar nicht mehr ereignen, sondern dass sie tatsächlich in Diskretisierungsschleifen gelaufen sind und vielleicht eben noch mal ganz andere Formen der Zeitlichkeit im Alltag auf der ontologischen Ebene begegnen.

**Eberhard Wolff:** Also zur Frage „Was können wir tun? Was sollten wir tun?“ was ernst Gemeintes: Ich liebe die Spaßguerilla, und meine Frage geht dahin, ob zum Thema KI schon sozusagen subversive analytische Herangehensweisen, Subversion sozusagen, ironische Subversion als Erkenntnisinstrument einsetzen. Ich habe mir überlegt, wenn ich jetzt ein Seminar machen wollte, ich würde mit Studierenden gerne einfach mal ausprobieren und genau das, was jetzt besprochen worden ist, auch zu reproduzieren. Ich habe es einmal versucht und habe gemerkt, das ist so lächerlich. Also mit KI zu arbeiten – erst einmal muss ich zugestehen, das ist so lächerlich, was rausgekommen ist, das wäre sozusagen die Rücknahme des großen Bruches. Aber ich könnte mir vorstellen, es gibt noch viele, viele mehr. Es gab zu der Website *chefkoch.de* ja vor ein paar Jahren mal ein Buch, das hieß *worst of Chefkoch*. Das hat einfach von der Website *chefkoch.de* die schlechtesten Rezepte zusammengekommen und hat damit sozusagen der Website den Spiegel vorgehalten. Das war kein wissenschaftliches Projekt, aber es war doch ein Erkenntnisinstrument. Also gibt es so Subversionen und konkrete Aneignungen?

**Anne Dippel:** Das ist auf jeden Fall ein guter und witziger Umgang damit. Es erinnert mich, dass es auch mal die 20 schlechtesten Eurovision-Song-Contest-CDs gab. Und klar, also der KI einen Bären aufbinden, das ist sicherlich . . .

**Eberhard Wolff:** . . . ein politisches Instrument.

**Anne Dippel:** Ja, warum nicht? Das ist ein Turing-Test.

**Gertraud Koch:** Nur zur Subversion, Marc Uwe Kling (2017), *Qualityland*. Das, glaube ich, erzählt alles, was an subversivem Potenzial im Moment zur Verfügung steht.

**Christoph Bareither:** Ich wollte eigentlich noch auf den anderen Punkt eingehen, wenn ich darf, weil ich wollte noch mal zurückkommen zu dieser Debatte, wie viele

informatische Grundkenntnisse wir reinbringen und welche nötig sind. Ich stimme da völlig zu. Die Debatte ist auch nicht so ganz neu für die Digitale Anthropologie. Ich glaube, auf der ersten Tagung 2011/12 wurden diese Fragen auch schon diskutiert, und eigentlich stimmen wir überein. Also du, Lina Franken, hast so schön gesagt: Ob man jetzt Informatik studiert haben muss, das sei jetzt mal dahingestellt. Ich würde sagen: Selbstverständlich brauchen wir die Kompetenzen der Informatik. Aber ich wollte nur auch daran erinnern, dass meistens so herum gedacht wird, dass die Anthropolog\*in oder Sozialwissenschaftler\*in die Informatikkenntnisse erlangen muss, und nicht umgekehrt. Wir reproduzieren sozusagen auch akademische Hierarchien und Machtverhältnisse, indem wir die Vorstellung reproduzieren, dass die Informatiker\*innen „die richtige Wissenschaft“ machen. Und inzwischen sitzen wir ja häufig bei den Informatiker\*innen auf den Tagungen mit dabei, aber die nicht so oft bei uns, würde ich behaupten. Dabei wäre das vielleicht ganz hilfreich. Was ich sagen will, ist, wir müssten auch in diesem interdisziplinären Diskurs mit einem gewissen Selbstbewusstsein auftreten. Nicht nur, dass wir uns informatische Grundkenntnisse aneignen, sondern dass auch sozialwissenschaftliche, anthropologische Grundkenntnisse und Methoden wirklich wichtig für die Informatik sein können, ja sein müssten.

**Gertraud Koch:** Ich glaube, da gibt es schon eine ganz große Fachcommunity in der Human-Computer-Interaction (HCI). In dem Bereich ist das schon sehr, sehr prominent.

**Estrid Sørensen:** Nur ein Satz direkt dazu: Ich glaube, da ist die Ko-Laboration unglaublich wichtig. Es ist nicht lange her, dass ich mit einem Software-Engineer gesprochen habe, der gemeint hatte: „Ja, ja, wir gehen doch raus und sprechen mit den Leuten und kriegen Domain Knowledge und das modellieren wir dann. Natürlich beachten wir auch den Kontext“. Es ist m. E. absurd, dass die versuchen, sozialwissenschaftliche Arbeit zu leisten, und wir versuchen, als Informatiker\*innen zu agieren. Viel wichtiger ist, dass wir lernen, zusammen zu agieren, und die Expertisen, die wir besitzen, einzusetzen und verbinden.

**Lina Franken:** Direkt dazu: wenn wir in die Digital Humanities gucken, haben wir sogar umgekehrt das Phänomen, dass Geistes- und Sozialwissenschaftler\*innen programmieren und dabei die kritische Reflexion vergessen. Wenn ich mich erinnere, was ich Anfang des Jahres in der AG Theorie des Digital-Humanities-Verbandes zu Algorithmen und theoretischen Konzepten zu Algorithmen gehört habe, da ist es mir kalt den Rücken runtergelaufen, weil da für uns zentrale Theoriekonzepte überhaupt nicht rezipiert werden. Man könnte auch sagen, da geht das theoretische Reflektieren teilweise verloren, obwohl es eigentlich Geisteswissenschaftler\*innen sind.

**Ina Dietzsch:** Ich würde das gerne noch mal auf eine theoretische Ebene heben und noch mal auf den Begriff der Anthropologie kommen. Ich finde, da haben wir

auch eine Verantwortung in der Technik-Anthropologie bzw. auch in der historischen Technikanthropologie, vergleichend zu schauen, welche Menschenbilder dort unterwegs sind. Was ich beobachte, ist, dass man sich in Kollaborationen intuitiv schnell darauf einigt, dass man eigentlich unzulässig Dinge als menschlich verallgemeinert. Also so reagieren Menschen, so machen sie das, und das ist natürlich auch ganz leicht. Wenn z. B. Informatiker\*innen das Gefühl haben, sie verstehen eine Situation, dann verstehen sie diese oft als Alltagsmenschen. Und da sind wir wieder beim Alltag und übertragen oder generalisieren Menschliches und versuchen dann Lösungen anzupassen. Ich denke, dass wir auch dazu beitragen können, viel differenzierter auf solche impliziten Menschenbilder zu schauen.

**Katrin Amelang:** Genau. Ich wollte nur daran erinnern, dass es mir nicht darum geht zu sagen, wir brauchen ein bisschen Grundwissen, damit wir mit den Leuten reden können, sondern ich finde das auch Teil von Ethnografie. Genauso wie ich in einem anderen Land oder in Forschungen wie in der Transplantationsmedizin halt auch eine Zeit lang Expertin werden musste, ein Stück weit, um auch die Logiken zu verstehen, als Teil von unserer Forschung. Ich finde schon, wir können mit dem auftreten, was wir haben, gerade mit der Alltagsperspektive inklusive unterschiedlicher Sichtweisen, Perspektiven. Also es geht nicht darum zu sagen, ich brauche Grundwissen der Informatik und dann mache ich mich klein. Ich finde, das ist einfach Teil von Feldforschung. Wenn ich mich in dem Feld bewege, brauche ich ein bisschen diese Sprachkenntnisse. Ansonsten wollte ich zurückkommen zu Eberhards Frage, die ich berechtigt finde und jetzt die ganze Zeit drüber nachgedacht habe. Also mir fallen viel mehr Sachen ein mit Daten – an der Schnittstelle Daten, Aktivismus, Kunst, also z. B. einfach Daten anders zu erzählen. Da fallen mir viel mehr Beispiele ein zur subversiven Aneignung. Auch beim Datenaktivismus geht es eher darum, wie kriegen wir z. B. andere Visualisierungen von Daten hin. Wie können wir Daten noch mal anders erzählen oder auch andere Zugänge und Tools zu Daten bereitstellen? Aber ich nehme die Frage zur ironisch-subversiven Analyse und Aneignung von KI gerne mit.

**Anne Dippel:** Foppt die KI, wäre das Stichwort. Und auch noch mal diese grundlegende Frage, inwieweit sich die anthropologischen Weltbilder verwandeln, ein informatisches Menschenbild sich einbringt. Aber Martina Klausner und Maren Heibges haben auch noch mal Beiträge, die auf die ein oder andere Art und Weise neue Perspektiven einbringen werden.

**Martina Klausner:** Versprich nicht zu viel, Anne. Ich würde gerne noch mal auf diese Frage der Kooperation zurückkommen und ich vermute, da wirst du auch noch mal drauf zurückkommen. Okay gut, weil ich finde es wichtig zu fragen, wie können wir Wissen über Alltag oder empirisches Wissen in solche Kollaborationen mit reinbringen. Aber aus jahrelanger Erfahrung bin ich es auch müde, immer die Empirikerin zu

sein, die sozusagen reinbringt, was denken und tun denn die Menschen. Ich finde es total wichtig, dass wir auch unsere theoretischen Kompetenzen ernst nehmen. Und da sehen wir schon massive Unterschiede. Also Sozialität wird in der Informatik als regelhaft und geordnet verstanden. Auch damit die Modellierung funktioniert. Aus unserer Sicht ist Sozialität grundlegend kontingent, und da sehe ich große Unterschiede. Damit komme ich noch einmal auf die Frage der Kontinuität zurück. Auch in der Wissensproduktion finde ich es sehr entscheidend, das auch nachzuvollziehen. Da reicht es nicht, ein bisschen mehr Alltagswissen in die Informatik hineinzutragen, sondern auch noch mal eine grundlegende kritische Perspektive zu vertreten, wie Welt komplett anders gesehen wird und theoretisiert wird.

**Maren Heibges:** Danke! Ich glaube, das schließt ganz gut an, weil ich noch mal eine Lanze für die Ethnografie brechen will. Aber erstmal noch danke für dieses tolle Panel. Ich finde das wirklich sehr spannend und fand all eure Perspektiven sehr gut und deine Moderation, Anne, auch sehr beeindruckend. Ich würde aber gerne ein bisschen Gegenrede leisten zu der Idee, dass da was Räuberisches passiert, wenn Leute in der HCI Ethnografie machen. Das sage ich unter anderem vor dem Hintergrund, als dass ich in einem Institut arbeite, wo das passiert, ohne dass ich das spezifisch mache, aber wo viele Leute sind, die Usability-Forschung, HCI und dieses CSCW (Computer Supported Collaborative Work) machen, also sich darauf beziehen. Und, erstens mal würde ich sagen, dass es da eine ungebrochene Linie gibt, wo sich auf Lucy Suchman (2007) bezogen wird, und ich nicht den Eindruck habe, dass da sozusagen irgendwie Abstriche gemacht werden von einem Standard, den wir auch hochhalten. Und zweitens habe ich den Eindruck, dass das eigentlich ein Einfallstor im positiven Sinne ist. Diese Offenheit, die dort existiert für qualitative Methoden, dass das ein Einfallstor dafür ist, dass unsere Perspektiven und fachlichen Interessen und methodologischen Interessen auch Menschen erreichen, die davon vielleicht noch nicht gehört haben. In der Lehre zum Beispiel erlebe ich das ganz viel, dass es ein unheimliches Interesse von Ingenieur\*innen und Psycholog\*innen an Ethnografie gibt und dass das auch eine Möglichkeit ist, noch mal weiterführend über interpretative Sichtweisen auf die Welt zu reden. Und dass ich tatsächlich auch den Eindruck habe, es gibt viele Leute, zum Beispiel gerade eine neue Professorin hier an der TU Dortmund [Prof. Frauke Mörike], die voll ausgebildet sind in ethnografischen Methoden, die jetzt eben interdisziplinär in der Technologiegestaltung arbeiten, und dass ich das eher für eine Chance halte als für eine Gefahr.

**Anne Dippel:** Ja, das bringt mir auch noch mal, weil ich hier gerade in der Reihe stehe und auf die Kolleg\*innen vom *Fachinformationsdienst Sozial- und Kulturanthropologie* blicke und damit diese unglaubliche Verwandlung assoziiere, die diese infrastrukturellen, zunächst dem Anschein nach allein der Infrastruktur und ganz klassisch bibliothekswissenschaftlich nach Logiken funktionieren und sich auf ein-



mal da Neues auftut. Denn diese Arbeit führt ins Herz der Frage, wie wir heute Wissen herstellen, wie wir über unsere Daten nachdenken, wie wir Ethnografie betreiben. So tun sich da noch mal ganz andere interdisziplinäre Schnittstellen auf. Insofern wäre meine Frage an Sabine oder Matthias – ich habe euch ja in München [auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie 2023] dazu gesprochen – vielleicht noch mal – ich fand das sehr eingängig, diese Bilder, die du, Matthias, gemacht hast – zu zeigen, was passiert, wenn wir unsere Daten ins Digitale führen, dass sich da eben eine grundlegende Veränderung zeigt. Du hattest einmal gezeigt, dass die Öffentlichkeit noch mal eine ganz andere ist. Also Bilder aus den 20er-, 30er-Jahren, die dann auf einmal umgedeutet und aus dem Kontext herausgerissen werden und auf der anderen Seite Sabine und ihre Arbeiten zu *Traditional Knowledge* (TK) Labeln für Indigenous Communities – also ihr müsst jetzt nichts sagen. Es war beeindruckend im Hinblick auf die Frage, wem gehören diese Daten und wie machen wir das sichtbar? Und welche Rolle hat die Infrastruktur?

**Matthias Harbeck:** Ich möchte vielleicht nur ganz kurz anreißen, weil wir uns stark mit Digitalisierung und mit Datenarchivierung und Nachnutzung von Daten beschäftigen. Das Beispiel Digitalisierung und künstliche Intelligenz und *ChatGPT* ganz konkret: *ChatGPT* ist ein Large Language Learning Model, das heißt, es basiert auf Sprachkorpora, die da hinein gefüttert werden, die statistisch ausgewertet werden. Und dieses Modell kann nur das ausspucken, womit es gefüttert worden ist letzten Endes. Aber das, was sozusagen an freien Texten im Netz zur Verfügung steht, prägt das, was wir an Antworten rauskriegen können. Das ist für uns sozusagen eine Verantwortung beim Digitalisieren zu überlegen, wollen wir dieses Material da rein kriegen? Und auf der anderen Seite ist es für uns aber auch im Bereich Open Access der Ansporn: Diese qualitativ hochwertigen, modernen Forschungsansätze müssten möglichst da [in die KI bzw. *ChatGPT* et al.] reinkommen, damit sich das Bild relativiert, was die Maschine wieder ausspucken kann. Also von beiden Seiten, würde man sagen, welche Verantwortung haben wir eigentlich für das, was wir da erzeugen und wie frei wir das zur Verfügung stellen und die Frage ins Netz stellen. Und da sind dann eben die Berührungspunkte zwischen der bibliothekarischen Infrastruktur-Welt, die diese Angebote machen soll und machen möchte, aber die gleichzeitig mit den Forschenden im Austausch darüber sein muss: Was braucht Ihr eigentlich? Was wollen wir eigentlich? Welche Verantwortung haben wir eigentlich? Wie wollen wir der Welt da eigentlich ethnologisches Wissen nahebringen und anbieten? Ohne in eine Zensur-Praxis reinzukommen.

**Sabine Imeri:** Wenn du jetzt schon sowas wie Open Science mit ansprichst, sind wir ja eigentlich mit Blick auf die Archivierung unserer eigenen Materialien und Forschungsdaten auf einem anderen Weg, weil wir Zugangshürden einbauen. Also es geht gerade nicht darum, einfach alles irgendwohin zu geben, sondern zu einem

gewissen Teil auch Kontrolle zu behalten. Wie gut das funktioniert, das wird man natürlich erst dann sehen können, wenn diese Dinge auch benutzt werden, die wir jetzt in digitale Archive stecken.

**Martina Röthl:** Genau, wenn ich noch kurz ergänzen darf: Es geht natürlich auch um diese Frage, wie lassen sich dann eben Besonderheiten oder Spezifika ethnografischer Praxis auch in Infrastruktur oder Prozesse übersetzen? Und da geht es natürlich auch um die Frage noch mal der Eigenlogik von Infrastrukturen, aber ja, auch um die Verflechtungen. Wer nutzt Infrastruktur, wer oder welche Akteur\*innen tauchen in diesen Prozessen wortlos auf? Und auch welche Kollaborationsformen sind nötig oder möglich? Und ich würde sagen, gerade in der Kollaboration mit Informatiker\*innen sind es vielleicht nicht nur diese Ebenen der Sprache oder der Sprachschwierigkeiten, sondern eben auch der Praktiken oder Verständnisse von Infrastruktur, wo sich ja dann wiederum auch Schwierigkeiten oder Hürden sozusagen zeigen.

**Anne Dippel:** Ja, vielen Dank. Ich finde das noch mal ganz wichtige Plädoyers auch dafür, einerseits, wie alle auch in den Inputs dazu schon gesprochen haben, dass es wichtig ist, informatisches Wissen zu haben, aber auf der anderen Seite auch zu stärken, dass das Wissen, das wir haben, also dieses Wissen der Ethnografie, etwas ist, was in der Zeit liegt und was man auch über die Zeit hinweg nur erlernen kann. Und mir fällt das immer wieder auf: Das, was unser Fach ausmacht, ist in dem Klassiker der Befremdung des Eigenen noch mal ganz gut gefasst. Also diese Selbstreflexion, die wirklich erlaubt, empathisch gegenüber all dem aufzutreten, auch den eigenen inneren und äußeren Abgründen begegnen zu können. Ich glaube, das ist einer der ganz wichtigen Punkte, die für uns im Zentrum stehen, wenn wir darüber diskutieren, was geöffnet wird und geteilt werden soll und was geschlossen und verschlossen werden muss und bleiben muss, weil wir eben an allen Ecken und Enden sehen, dass und wie eben Daten unsere Welt und unsere Öffentlichkeit, unser politisches Miteinander fundamental beeinflussen und verwandeln.

**Christine Hämmerling:** Vielen Dank auch von mir für das Panel. Ich bin Christine Hämmerling aus Zürich. Es wurde schon ganz vieles so Wichtiges gesagt, dass ich dachte, jetzt darf ich auch noch was sagen, das ich selber für nicht so wichtig halte, aber was ich nicht vergessen will, und zwar, dass die Leute, die als Alltagsmenschen mit den verschiedenen digitalen Welten umgehen, sich ihre eigenen Sinnwelten dazu ausbauen. Und ich denke, dass es auch in unserer Verantwortung liegt, die mit zu untersuchen. Das sind teilweise Dinge, die in irgendwelchen, teilweise auch monetär relevanten Produkten populärer Unterhaltung und Vergnügung ihren Ausdruck finden, teilweise aber auch in Alltagsängsten. Ich selber kam dazu, weil ich mich mit dem Thema „Handyfrei“, also der Idee beschäftigt habe, wie Lehrer\*innen und Erzieher\*innen darüber nachdenken, dass das doch besser wäre, wenn die Schüler\*innen

nicht so viel Smartphone-Umgang hätten. Oder auch Leute, die sich darüber Gedanken machen, ob sie sich nicht lieber mehr von Algorithmen freimachen wollen. Das sind Subjektivierungsfragen, die da verhandelt werden, aber auch allgemeinere Fragen darüber, wie „wir“ „natürlicher“ in der Welt sein wollen. Darunter finden sich teilweise problematische Zugänge. Die werden ja von Timo Heimerdinger über die Verzicht-Thematik (Tagung im November 2023: Tun und Lassen) mit angesprochen und von anderen auch mit behandelt. Ich denke nicht, dass wir da als Fach gar nichts machen. Ich denke nur, dass diese Perspektive jetzt in der Diskussion noch nicht so drin war: auf die Sinnwelten, die sich Leute machen, die im Alltag damit umgehen, dass sie wissen, sie leben im Digitalen.

**Estrid Sørensen:** Ja, auch von mir vielen herzlichen Dank. Die Diskussion ist wirklich großartig. Die heutigen Beiträge haben immer wieder – und notwendigerweise – auch auf Infrastrukturen verwiesen, wenig jedoch explizit verhandelt. Es ist m. E. wichtig, auch Infrastrukturen in den Fokus der Forschung zu stellen. Es hat eine große Bedeutung, wie eine Datenbank aufgebaut ist, welche Daten miteinander verbunden werden können, ob ein soziales Netzwerk wie eine Plattform aufgebaut ist – wie wir letztes Jahr z. B. diskutiert haben, als ganz viele Leute zu *Mastodon* migriert sind. Diese Aspekte sind unglaublich wichtig. Dann kommen wir – genau wie Katrin auch gemeint hat – darauf zu sprechen, was an Arbeit, Metallen und Energie dahintersteckt, was auch zur ökologischen Katastrophe beiträgt. Allein die Entscheidung, wie Infrastrukturen aussehen sollen, wo Netze, wo Glasfaserkabel gezogen werden und so weiter, sind unglaublich wichtige Aspekte, die auch Alltage und Leben maßgeblich prägen, Unterschiede herstellen und soziale Praktiken prägen.

**Anne Dippel:** Ja, das ist ein wichtiger Punkt. In Schweden sind, glaube ich, 80 Prozent des Internets Glasfaser, in Deutschland sind es 10 Prozent. Also auch so viel dazu, dass wir uns wirklich in einer Zeit der Transformation befinden, und wenn man auf die Infrastrukturen blickt, man sich wirklich an jeder Ecke fragen muss, wie und was das für nachhaltige Veränderungen in unserer Gesellschaft mit sich bringen wird. Das große Versprechen, Lithium im Erzgebirge ist jetzt gefunden. Wieder ein Versprechen der Transformation. Und wir wissen aber, da werden Deep-Sea-Mining-Technologien eingesetzt. Da ist die Idee, dass nun Arbeitsplätze dorthin kommen – ein großes patriotisches Dorf. Wir kommen zum Schluss, und ich gebe an Gertraud, die noch mal sich direkt auf etwas beziehen möchte, in der Diskussion, die jetzt sehr reichhaltig war, und freue mich zu hören.

**Gertraud Koch:** Ja, ich würde gerne noch auf Marens Beitrag eingehen, weil ich das einen sehr wichtigen Punkt finde, dass Ethnografie eben auch in die Informatik hineinwandert und das auch positiv zu sehen ist, dass eben diese Auseinandersetzung mit dem Alltag, mit den Nutzenden usw. stattfindet. Da würde ich ihr auf der Ebene zustimmen,

ich arbeite auch gern mit den Leuten zusammen. Aber am Ende des Tages geht es darum, Kontext zu modellieren und damit strukturellen Zugang zu dem zu entwickeln, was wir immer wieder von Neuem anschauen, nämlich wie sich soziale Zusammenhänge konstituieren. Und die Informatik sucht nach Modellen, die in Systeme modelliert werden und die dann eben gesetzt sind. Und natürlich ist es wünschenswert, dass das möglichst komplex abgebildet wird in den Programmen. Aber wir wissen auch, dass die Informatik das nicht immer wieder neu macht, sondern dass da eine Struktur ist, auf der aufgesetzt wird. Weil es ja auch fürchterlich aufwendig ist, das als Software zu bauen, und erst wenn es skaliert, ist es in der Informatik auch was wert. Sobald diese Verwertungslogiken in der Informatik greifen, haben wir überhaupt nichts mehr mitzureden. Das ist das, was dann über uns ausgerollt wird, wie jetzt gerade *ChatGPT*. Das ist ein Prozess, der weit nachgelagert zur Konzept- und Zusammenarbeit mit der Informatik stattfindet. Und deshalb sage ich, die Kooperation hat auch eine Problematik. Und da müssen wir vielleicht auch im Sinne von Forschung zu Technikfolgenabschätzung noch mal anfangen, neu nachzudenken, wie wir womit kooperieren.

**Katrin Amelang:** Ich habe gerade so ein bisschen an verschiedenen Ecken der Diskussion rumgedacht. Da haben wir auf der einen Seite diese Durchdigitalisierung mit Glasfaserkabel, die Infrastrukturen, die sind ja auch sozial. Und auf der anderen Seite: Wozu gibt es Daten? Das sieht man auch an dem Verkehrsdaten-Beispiel gestern von Martina Klausner. Wo sind wir denn da? Wollen wir vielleicht manchmal auch nicht durch die Hintertür? Einerseits geht es uns viel um Reibung, wo Systeme nicht kompatibel sind, wo viel nicht klappt. Das kennen wir auch aus vielen anderen Beispielen. Das ist ein Punkt, für den wir auch sensibel sind, aber auch andere Datenstudien, also wo fließt was, wo nicht? Wo muss was passend gemacht werden? Wo ist menschliche Arbeit drin, usw. Ich habe mich nur gerade gefragt, wo wir da stehen? Wollen wir, dass es manchmal lieber nicht funktioniert? Oder wollen wir das nur für bestimmte Projekte? Anders gesagt: Was sind eigentlich unsere Visionen von Gesellschaft und dafür, wie wir im Digitalen leben wollen? Wie sieht eigentlich ein gutes Leben mit Daten aus und was heißt das? Wie sollen Infrastrukturen gestaltet werden? Wenn ich *ChatGPT* nehme, da haben wir so ein Modell, wo letztendlich ein Unternehmen global auf einmal uns alle einbindet, ja. Das ist auch ökonomisch irgendwie irre. Selbst *Coca-Cola* und Co, das ging immer nur mit lokalen Anpassungen, also von daher finde ich diese Fragen, wo greift was in welchem Umfang. Und eigentlich finde ich, geht es nicht nur um die Frage, wo und wie wir diese alternativen Erzählungen sichtbar machen können – wo knirscht es? Wo sind andere Sichtweisen –, sondern vielmehr um die Frage, an welcher Version wollen wir mitstricken, wie digitale Alltage aussehen sollen?

**Urmila Goel:** Ja, danke, ich will an das anknüpfen, was Christine Hämmerling gesagt hat. Und noch mal die Frage stellen, was ist Digitale Anthropologie? Weil die

Diskussion hier heute morgen ja sehr stark bestimmt wurde, zumindest habe ich sie so wahrgenommen, über die Produktion des Digitalen. Deswegen die Kooperation mit den Informatiker\*innen usw. Und mein Beitrag war ja eher über die Nutzung. Ich glaube, es ist total wichtig, auf die Produktionsseite zu gucken, aber darüber nicht dieses andere zu vergessen, weil Subjekte mit den Sachen dann doch was anderes machen, als die Produzent\*innen es wollten oder dachten, dass sie es tun. Also die Nutzung auch im Blick haben. Auch die Frage, wie reagieren Menschen drauf, was man damit machen kann, was es bedeutet? Ich fand es wichtig, den Hinweis auf die Subjektivierung – was macht das mit den Menschen? Und ich würde dazu am Beispiel dieser Migrationsgeschichten zwischen Deutschland und Indien auch noch mal die Figur des „Computer-Inders“ aufrufen. Weil ich glaube, darüber kann man verschiedenstes sagen. Also einmal hatten wir im Jahr 2000 den Bedarf an Informatiker\*innen, weshalb die „Computer-Inder“ überhaupt als Bild entstanden sind, weil sie kommen sollten, dann aber gar nicht gekommen sind erst, jetzt aber doch relativ viele Migrant\*innen in dem Feld da sind. Also Inder\*innen in Deutschland müssen sich jetzt mit dem Bild des „Computer-Inders“ auseinandersetzen. Was passiert da jenseits von dem Digitalen in Bildern über das Andere? Also im Jahr 2000 war es so, dass keiner in Deutschland verstanden hat, dass es so ein Land wie Indien, wo ja nur die Kühe und die Witwenverbrennung und so, warum die auf einmal Computer können. Das war damals die große Diskussion. Heute ist das selbstverständlich, dass da irgendwie die herkommen. Aber darauf eben zu gucken, diese „Computer-Inder“, die dann herkommen oder mobil für Deutschland arbeiten. Aber was macht das mit ihnen, auf eine bestimmte Art auch angesprochen zu werden, auf eine bestimmte Art konstruiert zu werden? Wer ist das eigentlich? Auch zu gucken, wer sind diese Informatiker\*innen, die da was machen? In welchen Kontexten werden die produziert und so? Da noch viel mehr Ebenen mit rein zu holen, was das Ganze macht, wo sich dann immer auch die Frage stellt, ist das auch Digitale Anthropologie oder nicht? Aber wohl auch die Frage, wo wollen wir Grenzen von Digitaler Anthropologie aufmachen oder nicht?

**Sarah Thanner:** Da würde ich zustimmen. Ich war ja jetzt zum Beispiel eben vermehrt an so einer Produktionsseite dran. Aber ich habe im Zuge meiner Ethnografie dieses Technikentwicklungsprojekts beispielsweise erlebt, wie sich diese Produktionsseite sukzessive davon entfernt hat, sich überhaupt mit der Nutzer\*innenseite und dem Umgang von Nutzer\*innen mit – in diesem Fall – „smarten“ Technologien im Alltag zu beschäftigen und wie dabei eben so ein richtiger sukzessiver Divide entstanden ist. Und das spricht eben genau auch wiederum dafür, in diese Produktionskontexte zu gehen und sich damit auseinanderzusetzen. Und auch, das gar nicht so haarscharf zu trennen. Und ich würde noch den letzten Punkt aufnehmen, sich die Informatiker\*innen auch anzuschauen, und vielleicht auch noch mal verbinden zu dem, was Maren Heibges vorhin zu den HCI gesagt hat, denn ich denke, wir können

auch nicht von „den HCI“ oder „der Informatik“ sprechen. Also, ich habe die HCI auch als ein interdisziplinäres Schnittfeld erlebt, das Öffnungen hat, an denen wir ansetzen können, und das natürlich aber an manchen Ecken und Enden auch sehr, sehr geschlossen ist, und am Ende des Tages geht es auch natürlich wieder viel darum, wo man solche Zusammenarbeiten auch publiziert bekommt. Damit sind wir wieder bei den universitären Verwertungslogiken, mit denen nicht nur wir zu kämpfen haben, sondern eben auch Informatiker\*innen.

**Christoph Bareither:** Jetzt weiß ich nicht, zu was ich was sagen soll, dazu könnte ich auch was sagen. Ich beschränke mich auf eine Sache: Ich fand das ganz wichtig, dass nicht nur die Produktionsseite, sondern auch die Nutzungsseite im Vordergrund stehen muss. Ich finde Digitale Anthropologie hat bei dieser Frage keine Grenzen, und ich finde, wir sollten sie auch gar nicht ziehen, weil Digitalität so ubiquitär ist, dass wir diese Perspektive überall anwenden können. Die Frage ist, ob es sinnvoll ist. Was ich zu dieser Frage nach Nutzungs- und Produktionsseite nur ganz kurz sagen wollte: Ich glaube nicht, dass die getrennt voneinander sind. Woran uns ja was liegt, ist auch eine Kritik der Produktionsseite, also einerseits eine Kritik der technischen Entwicklung, Datenverarbeitung usw., aber eben auch eine Kritik der Imaginationen, die die Entwickler\*innen von den Nutzungspraktiken entwickeln. Und ich glaube, da kann sozusagen unsere Kompetenz für die Nutzungsseite, in Führungsstrichen, und das Kontextwissen, das Gertraud hervorgehoben hat, also das Wissen für verschiedene Alltagswelten und Felder, wirklich einen Beitrag zu leisten. Das ermöglicht Kritik und es ermöglicht auch, die technische Entwicklung und das Alignment, wie es dann bei den Informatiker\*innen heißt, ein Stück weit voranzubringen sozusagen. Und adäquate Technologieentwicklung auch dahingehend zu beeinflussen, dass sie hoffentlich auf eine reflektiertere Art funktioniert, aufbauend auf diesem Wissen.

**Katrin Amelang:** Letzte Bemerkung. Ich habe vorhin ja zum Digitalen gesagt, „das ist eine Querschnittsdimension“, und ich finde es daher schwierig, das Digitale in so eine Bindestrich-Anthropologie abzudelegieren, weil diese ganz verschiedenen Beispiele gezeigt haben, dass wir da ja auch Unterschiede haben von Alltags, von Feldern usw. Gleichzeitig brauchen wir für Spezifika in der Erforschung des Digitalen durchaus Austausch und Verständigung wie in der Kommission für Digitale Anthropologie. Das würde ich aber zum Beispiel bei der Geschlechterforschung auch sagen, da gibt es ja auch nicht bloß den Bereich und Gegenstand Geschlecht. Da geht es auch ganz viel um Epistemologien und Ansätze, die auch quer laufen und wo Geschlecht nicht immer im Rampenlicht stehen mag, aber ich kann es auch nicht ausschalten. Und so ist das vielleicht mit dem Digitalen auch. Trotzdem finde ich an unserer Diskussion lustig, dass wir jetzt ganz viel bei der Produktion gelandet sind und die Seite der Nutzung, die ja im Fach oft eher naheliegt, kaum erwähnt haben.

**Anne Dippel:** Ich glaube, das ist ein wichtiger Punkt. Um abschließend zusammenzufassen, ist auch noch mal wichtig, darauf zu verweisen, dass eben in diesen „smarten“ Alltagsgegenständen etwas produziert wird, aber in der Produktion verwandelt sich etwas fundamental. Das Gleiche gilt im Hinblick auf die Infrastrukturen. Es sind grundlegende Wandel. Geschlecht könnte man als eine anthropologische Konstante diskutieren. Inwieweit die Digitalisierung eben dann tatsächlich eher so etwas wäre wie ein grundlegender Produktionszusammenhang, das sollten wir weiter im Auge behalten. Ein politischer Zusammenhang, der sich ergibt, ist etwas, an dem wir gemeinsam auch weiterarbeiten müssen. Daher, ich möchte mit einem ganz kurzen geistigen Gang durch den dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin enden. Und zwar mit der Sepulkralkultur, weil die heute schon auftauchte: Einerseits haben wir uns hier wunderbar dialektisch bewegt, sind an Hegels Grab kurz stehen geblieben und haben einen Feedback-Loop hergestellt zwischen dem Alltäglichen des Digitalen und dem Digitalen des Alltäglichen, haben dann kurz an dem Grab von Friedrich Kittler gestanden und uns gefragt, ob wir und wie weit wir wissen müssen und was wir über die Hardware- und Softwareproduktion wissen müssen, um dann letztendlich bei Herbert Marcuse zu enden und ihm eingedenk für einen Augenblick zu verweilen. Daher ende ich jetzt auch heute dieses wunderbare Panel mit dem auf seinem Grab eingravierten Motto: „weitermachen!“.

## Literatur

- Barad, Karen. 2007. *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham: Duke University Press.
- Deleuze, Gilles und Félix Guattari. 1974. *Anti-Ödipus: Kapitalismus und Schizophrenie I*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Dippel, Anne. 2021. „Schwindel in der Digitale: Re/Visionen einer Kulturanalyse des Alltags.“ *Kuckuck - Notizen zur Alltagskultur* 21: 6–10.
- Brand, Ulrich und Markus Wissen. 2017. *Imperiale Lebensweise: Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*. München: oekom.
- Ingold, Tim. 2017. „On Human Correspondence.“ *Journal of the Royal Anthropological Institute* 23: 9–27. <https://doi.org/10.1111/1467-9655.12541>
- Marc-Uwe Kling. 2017. *QualityLand: Roman*. Berlin: Ullstein.
- Knox, Hannah und Dawn Nafus, Hrsg. 2018. *Ethnography for a data-Saturated World*. Manchester: Manchester University Press. <https://doi.org/10.7765/9781526127600>
- Sprenger, Florian und Christoph Engemann, Hrsg. 2015. *Internet der Dinge: Über smarte Objekte, intelligente Umgebungen und die technische Durchdringung der Welt*. Bielefeld: transcript.
- Suchman, Lucy. 2007. *Human-Machine Reconfigurations: Plans and Situated Actions*. 2. Aufl. New York: Cambridge University Press.

Maren Heibges<sup>1</sup>

## Mix-a-lot: Impulse der Mixed-Methods-Forschung für die Empirische Kulturwissenschaft<sup>2</sup>

*Maren Heibges*

*Mix-a-lot: Mixed Methods Impulses for Empirical Cultural Studies (“Empirische Kulturwissenschaft”)*

*Abstract:* “Mixed Methods” refers to the combination of qualitative and quantitative research methods within a research design. The mixed methods approach is shaped by a research community which is primarily active in the USA. How can anthropologists and ethnologists, who want or need to work across methodological boundaries – such as in interdisciplinary projects, when they intend to generalize their research findings more broadly, or when quantitative findings form the starting point of their qualitative investigations – benefit from the methodological impulses of the Mixed Methods community? My contribution examines the conceptual premises of mixed methods research, presents the three typical mixed methods research designs (convergent design, explanatory sequential design, exploratory sequential design), discusses new visual approaches for analyzing and presenting heterogeneous research data, and identifies as impulses for anthropologies and cultural studies: 1) that the mixed methods discourse can be used for a multi-layered method explication, even within purely qualitative research, 2) that the Mixed Methods community provides a specific vocabulary for anthropologists and ethnologists to precisely articulate where they can most effectively apply their methodological expertise in a heterogeneous co-laboration.

*Keywords:* Mixed Methods, Methodology, Qualitative Research, Quantitative Research, Research Design

In einem Meetingraum mit Blick über den wolkenverhangenen Berliner Himmel diskutierten Ärztinnen, Psycholog:innen, ein Arbeitswissenschaftler und ich meine Beobachtungen des Umgangs mit Familien-Stammbäumen in der Krebsberatung (Heibges 2019). „Lass uns doch mal ein Projekt mit deinen qualitativen und unseren

1 Maren Heibges geb. Klotz

2 Danksagung: Ich danke den zwei anonymen Reviewer:innen dieses Textes für ihr kluges und konstruktives Feedback sowie Anne Dippel für die exzellente Betreuung als Redakteurin. Ich danke des Weiteren meinen Kolleg:innen im Fachgebiet Arbeitswissenschaft, an der Charité und im Vielnamenfach für ihr Feedback und ihre Unterstützung des Artikels und meiner Mixed-Methods-Vorhaben. Franziska Günther war unersetzlich dabei, meine Grafik-Entwürfe professionell zu digitalisieren.



quantitativen Daten entwerfen. Was wäre da ein gutes Studiendesign?“, fragt mich eine der Ärztinnen überraschend. Ihre praktisch gemeinte Frage zur Ko-Laboration quantitativer und qualitativer Forschung bildet – mit einigen Recherchen und Folgegesprächen Abstand – Ausgangspunkt und „Ankunftsszene“ für diesen Artikel.

Was die Frage der Medizinerin so herausfordernd machte, war ihr spezifisches Interesse am *konkreten methodologischen Detail* einer potenziellen Zusammenarbeit. Epistemologische, konzeptionelle und reflexive Aspekte der Ko-Laboration mit Forschenden anderer Paradigmen wurden in den letzten Jahren in der Empirischen Kulturwissenschaft<sup>3</sup> intensiv diskutiert (Bieler et al. 2021; Binder et al. 2013; Klausner/Niewöhner 2020). Dagegen findet sich zum methodologischen *How-to* einer heterogenen Methoden-Kombinatorik wenig. Die Relevanz einer Kombination von qualitativen und quantitativen Daten ist jedoch offensichtlich. Sie drängt sich nicht nur aus der Notwendigkeit zur ko-laborativen Forschung zur Erfassung der Folgen systemischer und hybrider Naturkultur-Phänomene auf (Gesing et al. 2019), sondern auch zur Erforschung struktureller Ungleichheitsfaktoren im Zusammenhang mit lebensweltlichen Erfahrungen (Wellgraf 2012). Sie scheint auch relevant im Hinblick auf die wissenschaftspolitischen Entwicklungen hin zu interdisziplinären Forschungszusammenhängen (Heibges et al. 2023), in denen Empirische Kulturwissenschaftler:innen ein transdisziplinäres Vokabular entwickeln müssen, um ihre eigenen methodologischen Interessen zu vertreten.

Das in der Empirischen Kulturwissenschaft bisher wenig diskutierte *How-to* einer heterogenen Methoden-Kombinatorik ist konstitutiver Fokus der sogenannten Mixed-Methods-Bewegung. Diese tritt an, die Kluft zwischen qualitativer und quantitativer Forschung zu überwinden, und folgt methodologisch einem pragmatischen „Whatever works“-Ansatz (Kuckartz 2014: 36). Mein Artikel befragt die forschungspraktischen Vorschläge der Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft hinsichtlich ihrer methodologischen Potenziale für Empirische Kulturwissenschaftler:innen, die über methodologische Grenzen hinweg arbeiten wollen (oder müssen). Mit anderen Worten: Das Ziel dieses Artikels ist es, jene Aspekte des Mixed-Methods-Ansatzes herauszuarbeiten, die für Empirische Kulturwissenschaftler:innen von besonderem Interesse sein könnten, falls sie ko-laborativ oder auch in eigenen Einzelstudien mit qualitativen *und* quantitativen Daten arbeiten wollen oder müssen; die eigenen qualitativen Forschungsergebnisse stärker verallgemeinern wollen oder müssen; und für jene, die als Ausgangspunkt ihrer qualitativen Forschung quantita-

3 Mein Artikel entstand nicht lange nach der kontrovers diskutierten Umbenennung von Fachgesellschaft und Zeitschrift. Ist in diesem Artikel von „Empirischer Kulturwissenschaft“ die Rede, sind damit alle Variationen des Vielnamenfaches angesprochen. Das gleiche gilt für die Formulierung „Empirische Kulturwissenschaftler:innen“ – auch hier sind alle Angehörige des Vielnamenfaches gemeint.

tive Forschungsergebnisse nutzen möchten oder müssen. Was dieser Artikel explizit nicht ist oder seien will, ist ein genereller Aufruf, *alle* Empirischen Kulturwissenschaftler:innen müssten Ansätze aus der Mixed-Methods-Forschung übernehmen. Bezug nimmt mein Beitrag – das findet sich auch in der ambivalenten Formulierung „wollen oder müssen“ – gleichwohl auf inhaltliche (d. h. Forschung komplementär bereichernde) wie berufstaktische Potenziale (d. h. eine Unterstützung Empirischer Kulturwissenschaftler:innen, die aus Interesse *oder* den Realitäten des prekären Berufsfeldes „Wissenschaft“ interdisziplinär arbeiten).

Ich grenze zunächst ein, was unter Mixed-Methods-Forschung zu verstehen ist. Anschließend stelle ich typische, für Empirische Kulturwissenschaftler:innen nutzbare Forschungsdesigns der Mixed Methods Community vor. Dann widme ich mich Vorschlägen zur Auswertung und Präsentation heterogener Daten und diskutiere mögliche Reibungs- und Berührungspunkte zwischen Empirischer Kulturwissenschaft und Mixed-Methods-Forschung. In meinem Fazit identifiziere ich als konstruktive methodologische Impulse aus der Mixed Methods Community für Empirische Kulturwissenschaftler:innen mit einem Interesse an – oder Druck zur – Forschung über Paradigmen-Grenzen hinweg 1) vielfältige Elemente der Methoden-Explikation (Studienplanung, Auswertung, Ergebnispräsentation) und 2) dass die Mixed Methods Community konkretes Vokabular sowie forschungspraktische Orientierungshilfen für heterogene Ko-Laborationen bereitstellt.

### **Mixed Methods: Definition und Abgrenzung**

Eine Forschungsgemeinschaft, die explizit unter dem Label „Mixed Methods“ agiert, hat sich vorrangig im englischsprachigen Raum entwickelt, besonders in den US-amerikanischen interdisziplinären Gesundheitswissenschaften der letzten 30 Jahre (Creswell 2022). Konstitutives Merkmal der Mixed Methods ist es, quantitative und qualitative Methoden in einem Forschungsdesign zu kombinieren – und damit erklärende sowie verstehende Perspektiven zu vereinen. Die Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft hat inzwischen einen klar abgegrenzten und infrastrukturell über Zeitschriften und Konferenzen verankerten wissenschaftlichen Diskursrahmen etabliert (Creswell 2022: 30). Das heißt, die Mixed Methods Community identifiziert sich *nicht* über einen Forschungsgegenstand, sondern – was mir ungewöhnlich und vielleicht auch nicht dauerhaft sinnvoll erscheint – über ihren Methodenkasten.

Wissenschaftsgeschichtlich existieren in den Kulturwissenschaften und Ethnologien durchaus praktische Beispiele für das „Mischen“ qualitativer und quantitativer Methoden in Forschung und Lehre (Kelle 2007: 47–48; Pelto 2017, 2015). Man denke nur an Bourdieu's „Die feinen Unterschiede“ (1987), das Marienthal-Projekt (Lazarsfeld et al. 1975) oder den Atlas der Volkskunde (Schmoll 2009). Mit anderen Worten: Hier soll nicht der Eindruck entstehen, es gäbe in der dem Vielnamenfach nahe ste-

henden Wissenschaftsgeschichte keine Beispiele heterogener, auch Praktiken des Zählens berücksichtigender Projekte, und ich komme im Verlauf des Artikels darauf zurück. Neu an der Mixed-Methods-Bewegung ist die wissenschaftliche Selbstidentifikation mit und ein umfassender methodologischer und definitorischer Diskurs über diese Praxis der heterogenen Methodenkombinatorik.

Methoden-Kombinationen werden oft ohne Differenzierung als „Mixed Methods“ bezeichnet, vermutlich weil das Label eine gewisse Expertise im Methodologischen signalisiert. (Auch mir redigierte vor einigen Jahren eine britische Mentorin das Label in den Methodenteil einer heterogenen ethnografischen Forschung [Klotz 2013]). Die Mixed-Methods-Forschungscommunity selbst grenzt sich jedoch davon ab, Methoden-Kombinationen immer als Mixed Methods zu klassifizieren. Heterogene, aber rein qualitative oder rein quantitative Forschungsdesigns würde sie beispielsweise als „multimethod research“ bezeichnen (Creswell 2022: 4). Mixed-Methods-Forschung ist entsprechend der gängigen Definition bzw. den Gütekriterien der Forschungscommunity (Creswell 2022: 2) nur dann erreicht, wenn – erstens – quantitative und qualitative Daten erhoben wurden und – zweitens – diese Daten im Rahmen der Forschungszielsetzung *und* im Zuge der konkreten Datenauswertung integriert wurden. Dementsprechend wird erwartet, dass bereits in der Forschungsfrage qualifiziert wird, mit welcher Absicht bzw. in Hoffnung auf welchen Mehrwert Daten „gemixt“ werden, und dass die erhobenen Datenbestände gemeinsam ausgewertet werden, also dass auch die heterogenen Forschungsmaterialien selbst und/oder Zwischenergebnisse bereits in Dialog gebracht werden. Drittens ist Mixed-Methods-Forschung nur dann realisiert, wenn zusätzlich auf Grundlage der integrativen Forschungszielsetzung und kombinierten Datenauswertung gemeinsame Schlussfolgerungen gezogen werden („Meta Inferences“ in der Sprache der Mixed Methods Community, Schoonenboom 2022). Die gemeinsamen Schlussfolgerungen sollten im Sinne eines „Mehr-als-die-Summe-der-einzelnen-Teile“ über die quantitativen und qualitativen Einzelergebnisse hinausgehen. Diese konstitutiven Merkmale des Mixed-Methods-Labels sollen sicherstellen, dass ein analytischer und nicht nur rein additiver Bezug zwischen den heterogenen Forschungsmaterialien hergestellt wird.

Illustrative Beispiele dafür, wie Mixed-Methods-Forschung unter Beteiligung von Kulturwissenschaft & Ethnologien aussehen kann, liefern die Arbeiten der US-amerikanischen Anthropologin (und ehemaligen Studentin des verstorbenen Stefan Beck) Elizabeth Roberts in Mexiko (Huberts et al. 2023; Roberts 2021). Roberts nahm beispielsweise als Ausgangspunkt einer ethnografischen Forschung – in Ko-Laboration mit Epidemiologinnen – quantitative Umfrageergebnisse, dass die eher armen und bildungsfernen Teilnehmer:innen einer großen Kohorten-Studie in Mexiko kaum Leitungswasser, sondern teure und ungesunde Limonaden tranken, obwohl ihre Haushalte problemlos ans Wassernetz angeschlossen waren. Roberts untersuchte die Wassernutzung in einem Wohnviertel der Kohorte durch wiederkeh-

rende narrative Interviews und ethnografische Beobachtungen des Familienalltags, der Essgewohnheiten und der Wassernutzung. Sie ließ zusätzlich detaillierte Messungen der Wasserqualität in den Haushalten durchführen. Ihre Kolleginnen und sie konnten zeigen, dass die meisten Haushalte nicht durchgehend, sondern nur periodisch mit Wasser versorgt wurden – dieses war in der quantitativen Befragung so nicht zu erfassen. Die intermittierende Wasserversorgung führte dazu, dass fast alle Haushalte mit Zisternensystemen arbeiten mussten. Und während die Wasserqualität am Wasserhahn gut war, sank die Wasserqualität in den Zisternen tatsächlich nach kurzer Zeit unter die Trinkwassergrenze. Intermittierende Wasserversorgung war grundsätzlich ein wiederkehrendes Gesprächsthema im Viertel. Selbst Haushalte, die nicht selbst darunter litten, machten sich aufgrund ihrer nachbarschaftlichen *first-hand experience* mit dem Thema Sorgen um Wasserversorgung und Wasserqualität. Der hohe Limonaden-Konsum war im Lichte dieser Forschungsergebnisse nun nicht mehr nur mit der zweifelsohne aggressiven Werbung des Coca-Cola-Konzerns im Viertel zu erklären. Gerade die Frauen des Viertels bezahlten, in den Worten von Roberts und ihren Kolleginnen (meine Übersetzung), für eine verlässliche Wasserversorgung mit Geld (für Speichersysteme), Zeit (für das Management der improvisierten Speichersysteme), Unsicherheit (Routinen mussten der sich ständig ändernden Verfügbarkeit von Wasser angepasst werden) und dem Ausschluss von einer kostenlosen Trinkwasserversorgung (Huberts et al. 2023: 18). Als Reaktion auf Roberts' Forschungsergebnisse wurde tatsächlich ein *Item* (d. h. eine Aussage, Frage oder Behauptung eines quantitativen Fragebogens) einer großen nationalen mexikanischen Umfrage so geändert, dass nun nicht nur gefragt wurde, ob ein Haushalt überhaupt ans Wassernetz angeschlossen ist, sondern auch, ob es zu Versorgungsausfällen kommt.

Roberts' Forschung zur intermittierenden Wasserversorgung (Huberts et al. 2023; Roberts 2021) würde unter das Label „Mixed Methods“ fallen, da sie Fragebogendaten mit ethnografischer Forschung verknüpft (also, entsprechend Kriterium 1, quantitative und qualitative Daten verknüpft). Des Weiteren verfolgte Roberts die Forschungszielsetzung, das Fragebogenergebnis zum Limonaden-Konsum und der vermeintlich perfekten Trinkwasserversorgung mithilfe ethnografischer Daten zu hinterfragen. Anschließend wertete Roberts ihre ethnografischen Daten im Dialog mit den Fragebogendaten aus – was zur Entdeckung führte, dass im Fragebogen letztlich nicht die richtigen Fragen zur Wasserversorgung gestellt wurden. (Roberts integrierte folglich, entsprechend Kriterium 2, in Forschungszielsetzung und Datenauswertung heterogene Daten). Abschließend konnte Roberts basierend auf den Fragebogenstudien und ihrer Ethnografie schlussfolgern, dass der hohe Limonaden-Konsum zumindest teilweise auf mangelnde Trinkwasserqualität zurückzuführen ist (d. h. es wurden, entsprechend Kriterium 3, gemeinsame Schlussfolgerungen gezogen).

### Studienplanung mit Mixed-Methods-Forschungsdesigns

Welche Modelle für Studienplanung und Studiendesign über methodologische Grenzen hinweg können die Mixed Methods für Empirische Kulturwissenschaftler:innen bereitstellen? Innerhalb der Mixed Methods Community differenziert man üblicherweise drei grundlegende Forschungsdesigns zur Kombination von Methoden: das Konvergenz-Design, das Vertiefend-Sequenzielle Design und das Explorativ-Sequenzielle Design. Im englischen Original spricht man vom *Convergent Design*, *Explanatory Sequential Design* und *Exploratory Sequential Design* (Creswell 2018: 217–244). Der Ansatz, spezifische Forschungsdesigns strukturell festzulegen, mag für Kulturwissenschaftler:innen auf den ersten Blick formalistisch erscheinen, erweist sich jedoch auf den zweiten Blick als hilfreich, um zu bestimmen, an welchen konkreten Punkten im Forschungsdesign qualitative und quantitative Daten gewinnbringend in Dialog treten können. (Man denke an die zu Beginn geschilderte Frage der Ärztin nach dem konkreten Wie einer methodischen Zusammenarbeit). Des Weiteren geben die Forschungsdesigns Aufschluss darüber, in welcher zeitlichen Abfolge die Forschungsstrecke sinnvoll zu planen ist und ob spezifische Details bei der Auswahl von Forschungsteilnehmenden und Beobachtungsorten (d. h. beim *Sampling*) zu beachten sind.

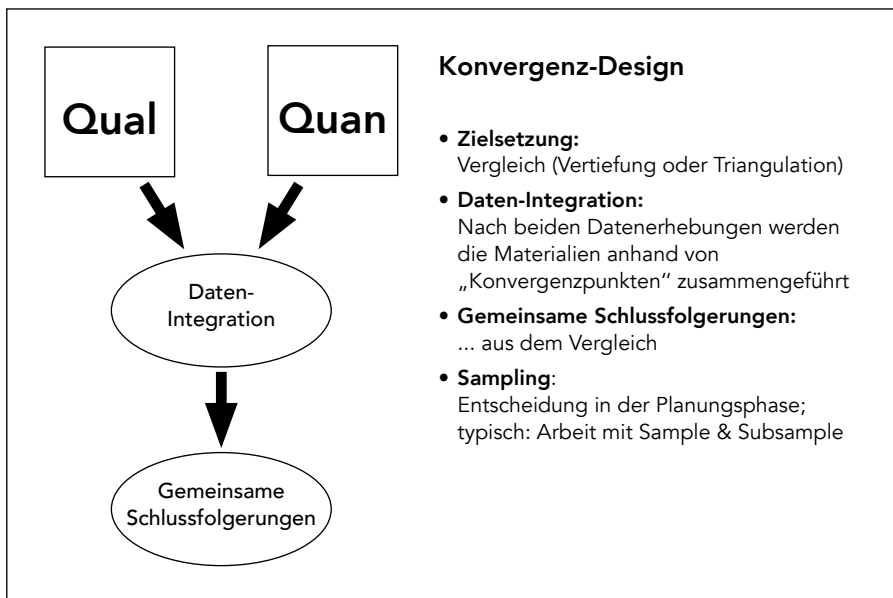


Abb. 1: Konvergenz-Design zur Mixed-Methods-Forschung

Beim ersten grundlegenden Mixed-Methods-Forschungsdesign, dem Konvergenz-Design (siehe Abbildung 1), besteht das primäre Forschungsziel darin, qualitative

und quantitative Ergebnisse miteinander zu vergleichen. Diese können dann zur Vertiefung oder auch Triangulation (zu diesem durchaus kontroversen Begriff später mehr) herangezogen werden. Im Unterschied zu den anderen beiden grundlegenden Mixed-Methods-Forschungsdesigns erfolgt beim Konvergenz-Design die Erhebung von quantitativen und qualitativen Daten simultan, nicht sequenziell. Dies macht das Konvergenz-Design aus meiner Perspektive zum potenziell problematischsten Mixed Method Design für Empirische Kulturwissenschaftler:innen, da aufgrund der parallelen Datenerhebung die quantitativen und qualitativen Forschungspfade nicht auf jeweilige Zwischenergebnisse des anderen reagieren können. Dieser fehlende Reaktionsspielraum diktiert ein weitgehend deduktives Forschungsvorgehen.

Der Name Konvergenz-Design (im Englischen wie auch im Deutschen wird teilweise auch von „Parallel-Design“ gesprochen, was jedoch weniger anschaulich erscheint) bezieht sich darauf, dass beim Konvergenz-Design heterogene Forschungsdaten anhand inhaltlicher „Konvergenzpunkte“ integriert (also zusammengeführt) werden (Creswell 2022: 52–53; Kelle 2007: 71–76). Beispielsweise untersuchte die Gesundheitswissenschaftlerin Durante mit Kolleg:innen (2022) in einem solchen Konvergenz-Design Belastungen und Resilienzen von Menschen, die schwer erkrankte Verwandte oder Freunde zu Hause pflegen. Bei Durante et al. waren die inhaltlichen Konvergenzpunkte dementsprechend die gesuchten Resilienz- und Belastungsfaktoren von pflegenden Angehörigen. In ihrem Konvergenz-Design befragten sie eine große Gruppe von Forschungsteilnehmenden mit zwei Resilienz- und Belastungs-Fragebögen. Eine kleinere Subgruppe dieser Forschungsteilnehmenden wurde zusätzlich semi-strukturiert zu Themen interviewt, welche auch in den quantitativen Erhebungsinstrumenten behandelt wurden. Die Forschenden analysierten anschließend mithilfe der qualitativen Daten, ob sich noch zusätzliche, noch nicht in den Fragebögen abgebildete Resilienz- und Belastungsfaktoren finden ließen. Sie nutzten die Ergebnisse der Interviews zudem, um die Fragebogenergebnisse zu vertiefen. Durante et al. konnten so die soziale Verankerung als wichtigen Resilienzfaktor für pflegende Menschen identifizieren und aufzeigen, dass gerade die fehlende Planbarkeit bzw. Unvorhersehbarkeit der Pflegesituation zu hohen Belastungswerten bei den Pflegenden beitrug.

Wer im Konvergenz-Design beforscht wird, also welche *Sampling*-Strategie man verfolgt, muss bereits in der Planungsphase der Forschung festgelegt werden. Typisch ist die Arbeit mit einem qualitativen *Sub-Sample* eines größeren quantitativen *Samples*. Gemeinsame Schlussfolgerungen ergeben sich aus dem Vergleich der quantitativen und qualitativen Ergebnisse im Hinblick auf die identifizierten inhaltlichen Konvergenzpunkte. Um die parallel erhobenen Daten anhand der Konvergenzpunkte in produktiven analytischen Dialog zu bringen, wird gerade im Konvergenz-Design gern mit Datenvisualisierungen, sogenannten *Joint Displays* oder „integrativen Darstellungen“ (Fetters/Tajima 2022; Kelle 2007: 136–152) gearbeitet, auf die

ich im Verlauf dieses Artikels zurückkommen werde. Durante zeigte als gemeinsame Schlussfolgerung, dass eine hohe, quantitativ gemessene Belastung von Pflegenden besonders mit der qualitativ beschriebenen Kontingenz privater Pflegearrangements zusammenhängen kann.

Die Arbeit im Konvergenz-Design setzt voraus, dass bereits in der Forschungsplanung klar ist, worin die inhaltlichen Konvergenzpunkte liegen könnten. Darin liegt also die Hauptherausforderung der Nutzung des Designs, neben dem eingangs erwähnten deduktiven Charakter und der fehlenden Überraschungsoffenheit des Designs. Beide Datenerhebungen müssen aufeinander bezogen werden: zum Beispiel, indem Fragebogen-Items auch in Interviews offen abgefragt werden oder auf Themen des Fragebogens in Beobachtungssequenzen besonders geachtet wird. Dementsprechend empfiehlt sich für Empirische Kulturwissenschaftler:innen die Nutzung des Designs tendenziell eher für kleinere und erprobte Ko-Laborationen, bei denen es möglich ist, Erhebungsinstrumente detailliert gemeinsam im Vorfeld zu diskutieren, oder auch für Einzelforschungen, die sich auf wenige, vorher selbst ausgewählte Fragebogenpunkte beziehen. Das Design eignet sich *nicht* für Forschungsgegenstände und -verläufe, die extrem überraschungsoffen konfiguriert sind, und nicht für Teams, die so groß oder so lose organisiert sind, dass eine detaillierte inhaltliche Erhebungsplanung im Vorfeld nicht möglich ist.

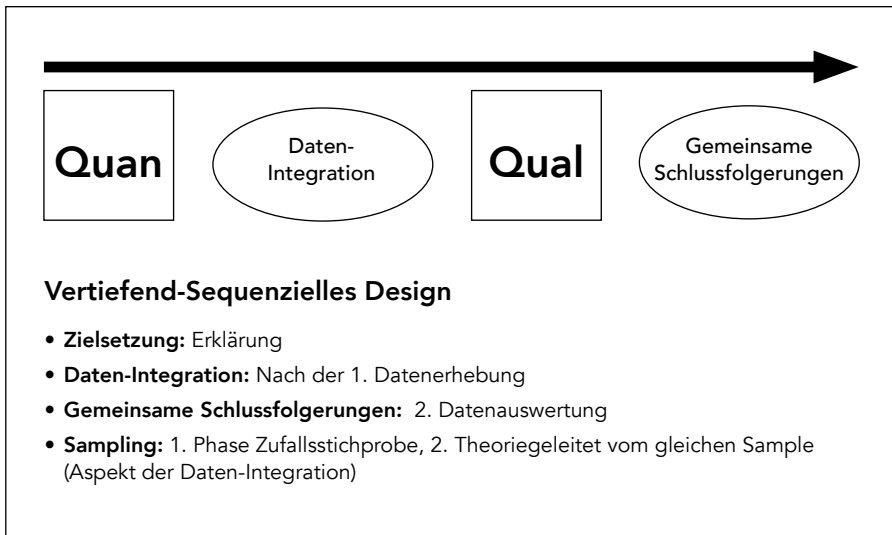


Abb. 2: Vertiefend-Sequenzielles Design

Das Vertiefend-Sequenzielle Forschungsdesign – kurz auch als *Vertiefungsdesign* (Kuckartz 2014: 78–81) bezeichnet – arbeitet im Kontrast zum Konvergenz-Design mit einer sequenziellen, also zeitlich aufeinander aufbauenden Datenerhebung

(siehe Abbildung 2). Hier müssen die inhaltlichen Konvergenzpunkte weniger klar in der Planungsphase herausgearbeitet werden. Auf Englisch firmiert dieser Ansatz als *Explanatory Sequential Design* (z. B. Creswell 2018: 221–224). Das Design soll quantitative Forschungsergebnisse qualitativ *erklären* bzw., will man die Klippe „erklären versus verstehen“ umschiffen, *vertiefen*. Mit anderen Worten: Beim Vertiefend-Sequenziellen Mixed-Methods-Forschungsdesign findet mit dem Forschungsziel einer Vertiefung von Ergebnissen zunächst eine quantitative Erhebung und Auswertung statt, gefolgt von einer qualitativen Erhebung. Die quantitativen Ergebnisse der ersten Forschungsphase werden genutzt, um aus ihnen die konkreten Fragestellungen der qualitativen Forschungsphase abzuleiten. Gut geeignet und oft genutzt für Vertiefend-Sequenzielle Forschungsdesigns sind beispielsweise Forschungsvorhaben, die – in Bourdieu’scher Tradition – Fragebogendaten oder auch bevölkerungsstatistische Daten zum Zusammenhang von sozialer Herkunft, Bildungsentscheidungen und Bildungserfolgen nutzen, um auf ihrer Grundlage Interviews und Beobachtungen durchzuführen. Letztere fokussieren auf individuelle Erfahrungen und Habitus und versuchen diese wiederum in einen strukturellen Zusammenhang zu stellen (z. B. Reay 2021; Seghers et al. 2019).

Die konkrete Integration qualitativer und quantitativer Forschungsdaten findet beim Vertiefend-Sequenziellen Mixed-Methods-Forschungsdesign bereits nach der ersten Datenerhebung statt, indem die Ergebnisse der ersten Phase auf das Design bzw. die konkreten Fragestellungen der zweiten Erhebungsphase bezogen werden. Gesampelt wird dementsprechend zunächst eine Zufallsstichprobe zum Thema und dann, in der zweiten Erhebungsphase, theoriegeleitet – soweit möglich aus dem gleichen *Sample*. Die gemeinsamen Schlussfolgerungen lassen sich dann aus den Ergebnissen der zweiten, qualitativen Auswertung ableiten. Etwa zeigen Reay (2021) oder Seghers et al. (2019), wie es aufgrund von Fremdheitserfahrungen und fehlendem sozialen und kulturellen Kapital zu weniger Bildungserfolgen von Kindern und Jugendlichen aus der *Working Class* kommt, basierend auf quantitativen Ausgangspunkten und der qualitativen Fortführung der Erhebung.

Für Empirische Kulturwissenschaftler:innen bietet das Vertiefend-Sequenzielle Design zwei signifikante Potenziale: Erstens eignet sich das Design besonders gut, um strukturelle Diskriminierungs- und Stratifizierungsfaktoren vertiefend zu untersuchen. In diesem Zusammenhang dienen die quantitativen Daten als inhaltlicher Ausgangspunkt, beispielsweise für eine empirisch-kulturwissenschaftliche Einzelforschung zu Phänomenen sozialer Ungleichheit. Zweitens ermöglicht das Design eine Ko-Laboration bzw. eine klare Rollendefinition qualitativer Forschung gegenüber vorrangig quantitativ oder quantitativ-positivistisch ausgerichteten Forschungskontexten. Hier adressiert die qualitative Forschungsphase gezielt unklare oder bemerkenswerte quantitative Ergebnisse und ermöglicht eine Vertiefung oder Erklärung derselben. Das Design erfreut sich in der quantitativen Forschungscommu-



nity großer Beliebtheit und wird oft sogar synonym zu „Mixed Methods“ verwendet (Creswell 2022: 53–55). Taktisch betrachtet (und wahrscheinlich auch die Realität vieler interdisziplinär und eher angewandt arbeitender Empirischer Kulturwissenschaftler:innen reflektierend) stellt das Vertiefend-Sequenzielle Forschungsdesign also den bevorzugten Ansatz dar, um qualitative Forschung gegenüber oftmals hierarchisch höher angesiedelter quantitativer Forschung zu fundieren und zu positionieren. Das bedeutet aber auch, dass das Forschungsdesign zumindest in ko-laborativen Zusammenhängen ein hohes Maß an Reaktion der qualitativ Forschenden auf die quantitativen Daten voraussetzt und somit einen relativ hohen Grad der „Fremdsteuerung“ mit sich bringt.

Die qualitative zweite Forschungsphase des Vertiefend-Sequenziellen Designs lässt sich dementsprechend auch für rein quantitativ ausgebildete Forschende relativ leicht umsetzen, weil sie vorrangig reaktiv angelegt ist – beispielsweise indem unklare Ergebnisse der quantitativen Erhebung zur Grundlage eines Interviewleitfadens gemacht werden. Für qualitativ ausgebildete Forschende ist dagegen beim Vertiefungsdesign gerade der quantitative Einstieg herausfordernd. Für Forschungsfragen rund um Bildung, Diskriminierung und Distinktion eignen sich jedoch bereits relativ unkomplizierte Daten des Statistischen Bundesamtes für die erste quantitative Phase. Diese sollten dementsprechend auch für Forschende mit begrenzten Statistikkenntnissen nutzbar sein.

Die quantitative Arbeit mit Fragebögen ist hingegen komplexer, und es ist ein typischer Fehler von „Qualis“, Fragebogen-Design zu unterschätzen, so meine Erfahrung aus der interdisziplinären Lehre. Fragebögen sollten beispielsweise mehrfach *validiert* sein (d. h. durch pilotierende Tests und begleitende Interviews geprüft). Sind Fragebögen nicht validiert, besteht die Gefahr, nicht das zu erheben, was man eigentlich erfassen möchte. Und je stärker ein Fragebogen auf subjektive Sichtweisen abzielt statt auf demografische Faktoren und Ereignisse, desto höher ist die Gefahr – auch im Sinne der üblichen kultur- und sozialwissenschaftlichen Kritik an quantitativer Forschung –, an Grenzen der Übersetzbarkeit zwischen Skalen und Zahlen und inneren Zuständen zu stoßen (Uher 2021). Zudem entsteht sehr viel Aufwand, wenn man versucht, das Fragebogen-Design und die Validierung selbst durchzuführen. Deshalb empfiehlt sich die Neu-Konzeption eines Fragebogens eher nicht, sondern die Nutzung eines existierenden Fragebogeninstruments. Und mit diesen selbst gesammelten Daten muss eigenständiger gerechnet werden als mit deskriptiven Statistiken zu Bildungsabschlüssen oder ähnlichem. Ein solch eigenständiger Umgang mit Fragebögen kann jedoch selbstverständlich nach dem Studium erlernt oder wieder durch Ko-Laboration realisiert werden.

Das dritte typische Forschungsdesign der Mixed-Methods-Forschung ist das Explorativ-Sequenzielle Design (Creswell 2018: 224–26), von Kuckartz (2014: 81–84) ins Deutsche auch als *Verallgemeinerungsdesign* übersetzt, aufgrund seines Po-

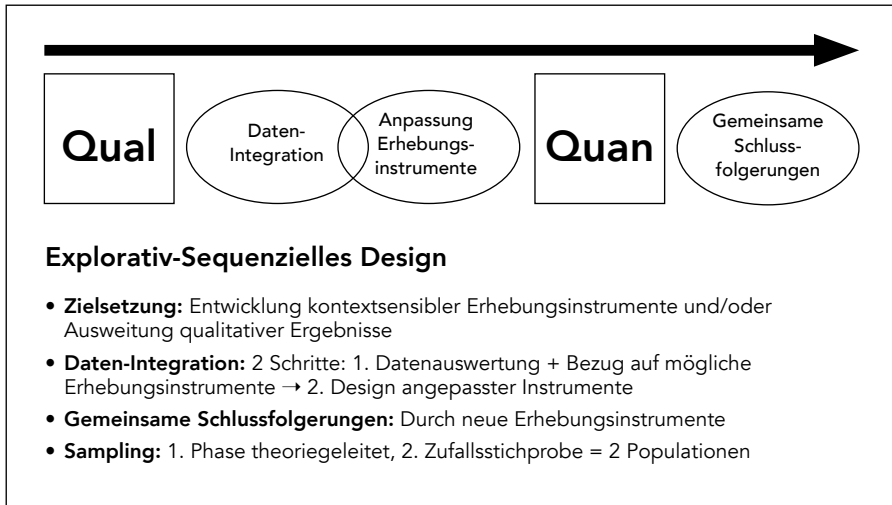


Abb. 3: Explorativ-Sequenzielles Design

tenzials, qualitative Forschungsergebnisse durch eine anschließende quantitative Forschungsphase auszuweiten (siehe Abbildung 3). Das Explorativ-Sequenzielle Design beginnt mit einer qualitativen Forschungsphase und deren Auswertung. Die Ergebnisse dieser Phase werden anschließend verwendet, um ein quantitatives Erhebungsinstrument zu verfeinern oder sogar neu zu entwickeln. Dieses angepasste quantitative Erhebungsinstrument wird dann eingesetzt, um detailliertere Aussagen zur Häufigkeit oder Robustheit der qualitativen Ergebnisse treffen zu können. Aus meiner Sicht ist das Explorativ-Sequenzielle Design das am meisten Handlungsspielraum ermöglichende Design für Empirische Kulturwissenschaftler:innen, weil es beispielsweise ein überraschungsoffenes Vorgehen erlaubt und Möglichkeiten bereitstellt, qualitative Forschung in eher quantitativ orientierten Zusammenhängen relevant zu machen.

Cabrera (2011) – um ein illustratives Beispiel zu nennen – verwendete ein Explorativ-Sequenzielles Design, um durch qualitative Interviews typische Einstellungen weißer männlicher College-Studenten zu Rassismus herauszuarbeiten. Anschließend integrierte er die identifizierten Schlüsselthemen in eine quantitative Langzeitstudie zum College-Leben. Dadurch konnte er verdeutlichen, dass die identifizierten Rassismen tatsächlich weit verbreitet waren und auch über die Zeit stabil. Zudem zeigte er, dass die Teilnahme an Diskussionen über Rassismus – als einzige College-Aktivität von vielen – rassistische Einstellungen weißer Studenten schwächen konnte.

Ein weiteres Beispiel für ein Explorativ-Sequenzielles Mixed-Methods-Design ist eine Studie von Hardy et al. (2021), in der sie zunächst über Interviews typische

Corona-Verschwörungserzählungen sammelten und später die Verbreitung dieser Erzählungen über das politische Spektrum quantitativ überprüften. Sie konnten zeigen, dass in den USA unterschiedliche Institutionen von rechten (z. B. WHO) und linken (z. B. Unternehmen) Verschwörungserzählungen betroffen waren, narrative Elemente sich aber stark ähnelten, z. B. Beschreibungen einer korrupten Elite.

Ähnlich dem Vertiefend-Sequenziellen Design erfolgt die Integration der qualitativen und quantitativen Daten beim explorativen Design insbesondere dadurch, dass die Ergebnisse der ersten, in diesem Fall qualitativen, Forschungsphase zur Konkretisierung der zweiten, nun quantitativen, Phase herangezogen werden. Diese Konkretisierung erfolgt durch die Anpassung, Suche oder Neuentwicklung eines quantitativen Erhebungsinstruments, zum Beispiel eines bestimmten validierten Fragebogens. Gemeinsame Schlussfolgerungen werden im Explorativ-Sequenziellen Design aus der Auswertung dieser zweiten quantitativen Phase gezogen. Beim *Sampling* wird mit zwei Gruppen gearbeitet: Typischerweise erfolgt das *Sampling* für die erste qualitative Phase theoriegeleitet, während die zweite quantitative Forschungsphase eine Zufallsstichprobe benötigt. Das übergeordnete Forschungsziel des Explorativ-Sequenziellen Mixed-Methods-Designs liegt einerseits, in eher quantitativ orientierten Forschungszusammenhängen, in der Entwicklung besonders kontextsensibler quantitativer Erhebungsinstrumente wie Fragebögen oder Protokollen für Experimente. Andererseits zielt es in qualitativ orientierten Forschungszusammenhängen auf die Ausweitung oder systematische Kontextualisierung von anfänglich begrenzten qualitativen Forschungsergebnissen ab.

Das Explorativ-Sequenzielle Design birgt also für Empirische Kulturwissenschaftler:innen das Potenzial, Ergebnisse zu erweitern oder sogar zu generalisieren. Es eignet sich, erstens, besonders gut für Forschungskollaborationen, bei denen qualitativ Forschende gleichberechtigt oder sogar anweisend mit quantitativ Forschenden zusammenarbeiten, und, zweitens, genauso für Einzelforschungen, in denen eine Empirische Kulturwissenschaftler:in qualitative Ergebnisse im Hinblick auf allgemeinere Fragestellungen oder als Reaktion auf stark quantifizierende Diskussionszusammenhänge relevant machen möchte. Letzteres setzt allerdings voraus – ähnlich den oben diskutierten Herausforderungen beim Vertiefend-Sequenziellen Design –, dass die oder der Forschende ausreichend Statistik-Kenntnisse für die quantitative Weiterarbeit erwerben konnte oder die Forschung von vornherein im Hinblick auf ein ihr oder ihm bekanntes quantitatives Erhebungsinstrument plant. So wusste beispielsweise Cabrera (2011) um die Existenz und die Inhalte einer laufenden Langzeitstudie zu Rassismen an Universitäten und hatte langfristig geplant, die Inhalte seiner qualitativen Forschung als Teil der Umfrage weiterverfolgen zu lassen. Für Einzelforschungen bietet es sich also an, gleich zu Beginn der Forschung zu recherchieren (um eine mögliche Überforderung nach Abschluss der qualitativen Datenerhebung zu vermeiden), welche quantitativen Erhebungsinstrumente zum

Thema grundsätzlich existieren und sich möglicherweise anpassen oder, durch die Platzierung von zusätzlichen Fragen, mitbenutzen ließen.

Zusammengefasst: Von den drei typischen Mixed-Methods-Forschungsdesigns antwortet das Vertiefend-Sequenzielle Design möglicherweise am treffendsten auf Forschungsfragen und methodologische Desiderate der Empirischen Kulturwissenschaft, da es überraschungsoffene Forschung und eine qualitativ orientierte Projektleitung ermöglicht und qualitative und ethnografische Ergebnisse durch Auskunft über deren Verteilung oder Häufigkeit stärken kann. Gleichzeitig setzt auch das Explorativ-Sequenzielle Design voraus, dass quantitative Expertise durch Ko-Laboration oder durch Weiterbildung und Recherchen vorhanden ist.

### **Auswertung und Präsentation heterogener Daten: Joint Displays (Integrative Darstellungen)**

Welche Handreichungen zur heterogenen Datenauswertung halten die Mixed Methods für Empirische Kulturwissenschaftler:innen bereit? Eine integrierte Datenauswertung kann auf vielerlei Weise realisiert werden, beispielsweise traditionell auf Grundlage von Auswertungsnotizen und einem daraus entstehenden Text, welcher die Ergebnisse der verschiedenen Forschungsmethoden in Beziehung setzt. In der Mixed Methods Community hat sich die Nutzung von sogenannten *Joint Displays* – von Kuckartz (2014: 136) als „integrative Darstellungen“ bezeichnet – als Werkzeug zur integrierten Datenauswertung etabliert (Guetterman et al. 2015, 2021). *Joint Displays* sind visuelle Darstellungen von heterogenen Daten, die oft nach ersten Zwischenergebnissen angeordnet sind. Diese integrativen Darstellungen nehmen häufig die Form von Tabellen, Kartierungen oder Infografiken an. Ihr Hauptziel ist es, eine umfassende Datenanalyse über verschiedene Materialien hinweg zu ermöglichen und potenzielle Muster oder Zusammenhänge in den Daten zu identifizieren. Zudem dienen sie der Dokumentation des gleichen Analyseprozesses, um eine späterhin intersubjektiv nachvollziehbare (Steinke 2000: 324) Repräsentation von Auswertung und Dateninterpretation zu gewährleisten. Mit anderen Worten: *Joint Displays* erfüllen eine Doppelfunktion als Analysewerkzeug für besonders heterogene Daten wie auch als Visualisierung komplexer Interpretationen.

Letztlich sind dem *Joint Display*-Genre keine Grenzen gesetzt, wobei die Arbeit mit integrativen Darstellungen noch relativ unbekannt ist und wenig Vorlagen, Schablonen und Tipps existieren. Kuckartz (2014: 99–121) liefert eine hilfreiche und umfangreiche Übersicht möglicher Varianten in deutscher Sprache, die mithilfe des Programms MaxQDA generiert werden können, und Guetterman et al. (2021) liefern eine systematische Review des Genres *Joint Displays* in englischer Sprache. Abbildung 4 und Abbildung 5 zeigen die große Bandbreite möglicher integrativer Darstellungen (beide wurden als hilfreiche Beispiele in der Literatur hervorgehoben, Guetterman 2015, 2021).

Treatment benefits	Change in music therapy <sup>a</sup>	Change in music medicine <sup>a</sup>	Patient experiences
↑MT, ↓MM	0.65 to 1.88	-0.11 to 0.38	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Emphasize the importance of therapeutic relationship and support by therapist</li> <li>• Enjoy the creative aspect of music making</li> <li>• Are hopeful for the future</li> </ul>
↑MM, ↓MT	-0.46 to 0.59	0.33 to 1.63	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Apprehensive about active music making</li> <li>• Prefer familiarity of pre-recorded music</li> <li>• Hesitant about exploring feelings related to cancer</li> </ul>
↑MT, ↑MM	0.61 to 1.07	0.73 to 1.37	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Strong conviction about the power of music to support and give hope</li> <li>• Use music for mental escape</li> <li>• Use music for emotional exploration and value processing of emotions with therapist</li> </ul>
↓MT, ↓MM	-0.67 to -1.03	-0.52 to -1.06	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Hold little hope for the future</li> <li>• Music evokes sad and traumatic memories</li> <li>• Feel inadequate regarding music making and singing</li> <li>• Prefer aesthetics of original recordings</li> </ul>

↑ great improvement, ↓ less improvement or worsening  
<sup>a</sup> Range of scores (average of z-scores for mood, anxiety, depression, and pain)

Abb. 4: Integrative Darstellung von Patient:innen-Erfahrungen und Therapie-Erfolgen. Hervorgehoben als positives Beispiel einer integrativen Darstellung von Guetterman, Fetters, und Creswell (2015: 560) und ursprünglich veröffentlicht von Bradt et al. (2015: 1269).

Die auf Abbildung 4 gezeigte integrative Darstellung von Daten entspricht einem oft in den Mixed Methods genutzten Format, nach dem relevante Kategorisierungen tabellarisch nebeneinander angeordnet und aufeinander bezogen werden (*Side-by-Side Display*, Guetterman et al. 2021). Die tabellarische Darstellung bezieht sich auf eine Studie, bei der zwei verschiedene Formen der Musik-Intervention (klassisch aktivierende Musik-Therapie und durch die Patientin eher passiv rezipierte „Musik-Medizin“, d. h. vorgespielte Musik) als psycho-onkologische Begleittherapie für Krebspatient:innen untersucht wurden. Eine quantitative Typologie des Behandlungserfolges und deren zahlenmäßige Begründung wird übersichtlich in den ersten drei Spalten und Zeilen dargestellt: Von Menschen, die nur von der Musiktherapie, nicht aber von der Musikmedizin profitierten; über Menschen, die nur von der Musikmedizin, nicht aber von der Musiktherapie profitierten; über Menschen, die von beiden Interventionsvarianten profitierten; zu Menschen, die auf beide Therapieformen nicht mit Erleichterung von Krankheitsangst, Depressionen oder auch weniger Schmerzempfinden reagierten. In der letzten Spalte finden sich wiederum auf qualitativen Interviews beruhende Beschreibungen der Zugänge und Erfahrungen von Patient:innen im Rahmen der Musikintervention. Zeile für Zeile werden qualitative Charakterisierungen den jeweiligen quantitativen Behandlungserfolgstypologien zugeordnet. Beispielsweise wird deutlich, dass die Menschen, denen die Musikintervention keine messbare Hilfe im Sinne von Stress-, Schmerz- und Angstbewältigung bereitstellte, Musik eher als Zugang zu negativen und traumatischen Erinnerungen empfanden und dass Menschen, die keinen aktiven Zugang zu Musik hatten, auch eher von der auf passive Rezeption setzenden „Musikmedizin“ profitieren konnten. Letztlich fundiert die integrative Darstellung die quantitative Typen-

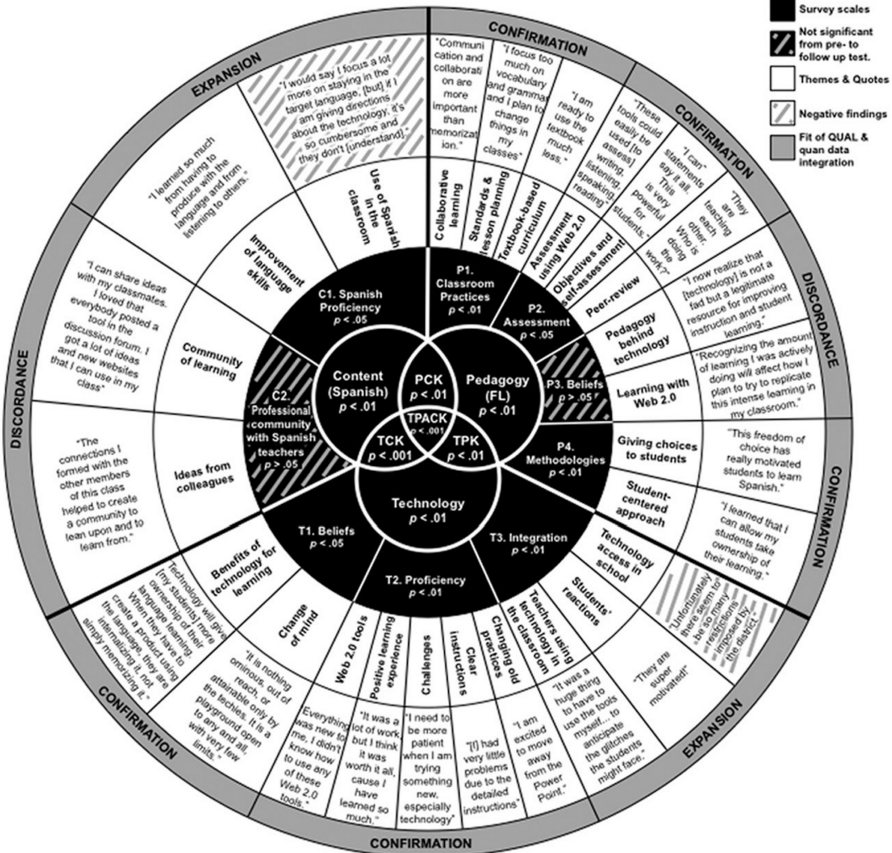


Abb. 5: Integrative Darstellung einer pädagogischen Theorie im Bereich Digitalisierung und Didaktik („TPACK“) und ihrer Mixed-Methods-Operationalisierung. Hervorgehoben als positives Beispiel einer integrativen Darstellung von Guetterman, Fábregues, und Sakaki (2021: 6) und ursprünglich veröffentlicht von Bustamante (2019: 171).

bildung mit qualitativen Daten und evoziert für die Leserin quantitativ wie qualitativ „dicht“, wie – und letztlich auch zumindest in Ansätzen warum – verschiedene Persönlichkeitstypen unterschiedlich gut von Musikinterventionen profitieren.

Abbildung 5 zeigt wiederum eine integrative Darstellung, welche das simple tabellarische Format verlässt und stattdessen mit einer konzentrischen Kreisgrafik arbeitet. Die Grafik integriert Theorie-Elemente und heterogene Daten einer erziehungswissenschaftlichen Mixed-Methods-Forschung im Bereich Digitalisierung und Didaktik. Die Darstellung ist dem Genre theoriebasierter *Joint Displays* zuzuordnen, also integrativen Darstellungen, welche versuchen zu zeigen und nutzbar zu machen, wie eine Theorie für ein Forschungsvorhaben operationalisiert wird (Guetter-

man et al. 2021: 6). Letztlich wird durch den *Joint Display* versucht, den Theorie-Daten-Nexus umfassend zu fixieren und transparent zu machen.

Zur weiteren Beschreibung der Grafik: Abbildung 5 bezieht sich auf eine die Forschung strukturierende pädagogische Theorie, genannt *TPack* (Technological Pedagogical Content Knowledge Model). Die Autorin der integrativen Darstellung beforchtete eine spanische Fortbildungsmaßnahme zur effektiven Mediennutzung im Unterricht und die folgende Umsetzung des Gelernten durch die Workshop-Teilnehmenden. Drei in der *TPack*-Theorie konstitutive didaktische Elemente (muttersprachlicher Inhalt – in diesem Fall Spanisch, Fachdidaktik und Technologienutzung) finden sich als Kreise im Zentrum der Grafik. Der nächste konzentrische Kreis zeigt genutzte Fragebogen-Skalen in schwarz, gefolgt von konzentrischen Kreisen in weiß, welche kodierte Themen und Interviewzitate zeigen. Statistisch nicht signifikante Ergebnisse und Berichte über negative Erfahrungen im Programm sind mit gestrichelten Linien hinterlegt. Der äußerste Kreis des diskutierten *Joint Displays* visualisiert gemeinsame Schlussfolgerungen, indem er die Passung zwischen quantitativen und qualitativen Daten labelt – als bestätigend, vertiefend oder widersprüchlich. Widersprüche, zum Beispiel zwischen qualitativ berichteten positiven Erfahrungen und nicht-signifikanten quantitativen Ergebnissen zum Lernergebnis, nahm die Autorin zum Anlass, Elemente ihres Fragebogens zu überarbeiten. Grundsätzlich zeigt der *Joint Display* anschaulich, wie eine Theorie in alle Aspekte einer Studie integriert sein kann.

Hilfreich zur Erstellung integrativer Darstellungen ist die Arbeit mit Software zur Mixed-Methods-Datenanalyse, welche es beispielsweise ermöglicht, die qualitativen Daten auf Grundlage quantitativer Strukturkategorien zu ordnen. Eine Doktorandin fertigte beispielsweise in einem von mir angeleiteten Mixed Methods Workshop ad hoc eine integrative Darstellung ihrer Hochschulforschung an: Auf der horizontalen Achse legte sie eine Typologie von Universitäten ab, die sich aus ihrer quantitativen Analyse von Hochschul-Performance-Kriterien ergeben hatte. Auf der vertikalen Achse ordnete sie typische Interviewzitate zu verschiedenen bereits codierten Themen der Hochschulverwaltungspraxis an. Die Darstellung ließ sich schnell produzieren, weil sie in ihrer Daten-Analyse-Software die codierten Interviews bereits der quantitativen Typologie zugeordnet hatte. Wir konnten anschließend gemeinsam im Workshop diskutieren, welche Interpretationsansätze sich für die unterschiedlichen Hochschultypen aus ihrem Interviewmaterial ergaben.

In ihrem Ansatz ähneln die *Joint Displays* Clarkes (2005) situationsanalytischen Kartierungen, welche in der Empirischen Kulturwissenschaft bekannter sein dürften: Clarkes Mapping-Techniken zielen darauf ab, die Komplexität und Vielschichtigkeit sozialer Situationen zu erfassen, indem sie verschiedene Elemente wie Akteure, Handlungen und Diskurse in einer Art Netzwerk visualisieren. Sie stellen damit ähnlich den *Joint Displays* einen Zwischenschritt in der Datenanalyse dar. Allerdings sind

*Joint Displays* zumeist strukturierter als Clarkes „Situational Mappings“ und zudem fokussieren *Joint Displays* stärker darauf, die Muster und Typenbildung heterogener Daten explorativ in Beziehung zu setzen, während Clarkes Darstellungen eher den Anspruch verfolgen, soziale Wirklichkeit auf neue Art und Weise sichtbar zu machen. Mit ihrem manchmal fast infografisch anmutenden Charakter rücken *Joint Displays* somit eher in die Richtung eines Informationsdesigns à la Tuft (2012, 2018), einem der Pioniere der Datenvisualisierung. Tuft ist vorrangig auf quantitative Daten spezialisiert und vereint in seinem Werk gleichsam ein Ringen um Informationsgerechtigkeit und Klarheit mit einem spielerisch-kreativen Zugang zur Datenvisualisierung. Tufts Werk im Hinblick auf sein Potenzial zur Anfertigung neuartiger, für die Mixed-Methods-Forschung in der Empirischen Kulturwissenschaft nutzbarer *Joint Displays* zu analysieren, stellt meiner Ansicht nach ein Desiderat dar.

Für Empirische Kulturwissenschaftler:innen eignen sich *Joint Displays* aus meiner Sicht nicht nur, um quantitative und qualitative Daten gemeinsam auszuwerten, ähnliche Darstellungen sind auch für rein qualitative Zwischenergebnisse denkbar. Die Visualisierungen stellen für die Empirische Kulturwissenschaft ein relativ neues Genre der Datenauswertung dar, welches die Möglichkeit bietet, komplexe Interpretationszusammenhänge in komprimierter Form – beispielsweise im Rahmen eines Konferenzvortrages – zu präsentieren und zugänglich diskutierbar zu machen. Gerade die Komplexitätsreduktion der *Joint Displays*, welche aber nicht so weit gehen sollte wie das abschließende Fazit der Datenanalyse, ermöglicht es meiner Ansicht, den Nexus Empirie-Interpretation-Theorie als intersubjektiven Erkenntnisraum zu erhalten (Latour 1999). Integrative Darstellungen bieten, um es etwas anders zu formulieren, einen wirkungsvollen Ansatz zur offenen und (durch ihren dokumentarischen Doppelcharakter) intersubjektiv nachvollziehbaren Interpretation heterogener Daten.

### **Mixed Methods & Empirische Kulturwissenschaft: Hintergründe & Reibungen**

Gibt es Bereiche, in denen Diskurs und Praxis der Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft den Empirischen Kulturwissenschaftler:innen, die über methodologische Grenzen hinweg forschen möchten, keine Unterstützung bieten können? Wo liegen Reibungspunkte? Eine Annäherung: Es gibt zweifelsohne viele Gegenstandsbereiche innerhalb der Empirischen Kulturwissenschaft, die in ihrer alltagsweltlichen und kulturalanalytischen Ausrichtung von der Inklusion quantitativer Methoden keinesfalls profitieren können, da sonst die Beleuchtung spezifischer Phänomene droht, sich in einer „Anekdote der Mittelwerte“ (Bausinger 1980: 19; siehe auch Rolshoven 2004) zu verlieren; das darf hier nicht vergessen werden. Die zurückhaltende Rezeption des Mixed-Methods-Diskurses im Vielnamenfach ist jedoch nicht als Ausdruck inhärenter Inkommensurabilität zu interpretieren – schließlich stellen sich für viele Empirische Kulturwissenschaftler:innen durchaus Fragen nach konstruktiver interdisziplinärer



Zusammenarbeit, nach Möglichkeiten der Ausweitung der eigenen Interpretationen im Sinne der Falkenstein-Formel (Brückner 1971: 303), gesellschaftliche Probleme zu beschreiben und an deren Lösung mitzuarbeiten oder nach der Nutzung existierender quantitativer Datenbestände – das merkte Bausinger bereits in der Reformphase der Volkskunde an (Bausinger 1977: 7). Im Zuge der Reformierung der Volkskunde und der Aufnahme von konstitutiven Impulsen aus Cultural Studies, Ethnologien und qualitativer Sozialforschung ferner im Angesicht des Positivismusstreits und der Abgrenzung von den positivistischen Quantifizierungsbestrebungen der Soziologie konzentrierte man sich jedoch, und das war sicher damals für die Identität des Faches richtig und wichtig, vorrangig auf qualitative Forschungstraditionen (Bausinger 1980; Ege 2014; Greverus 1983, Lindner et al. 2004, Weber-Kellermann et al. 2003). Darüber hinaus firmiert die Empirische Kulturwissenschaft in einer Wissenschaftslandschaft, die sich sehr weitreichend zweigeteilt hat in qualitative und quantitative Fächer – ohne dass ein gegenstandsbezogener oder fachinterner Dialog über methodologische Grenzen hinweg gepflegt würde (Kelle 2007: 36). Die Aufspaltung der soziologischen Fachgesellschaft(en) entlang dieser Grenzen 2017 zeigt, dass scheinbar derzeit nicht, wie von der Mixed Methods Community gerne selbstbewusst behauptet, mit einer „Versöhnung“ der unterschiedlichen Paradigmen zu rechnen wäre. Es ist innerhalb dieser Gemengelage, dass die Mixed-Methods-Forschung von der deutschsprachigen Sozialforschung nur wenig und von der Empirischen Kulturwissenschaft noch begrenzter diskutiert wurde, und Empirische Kulturwissenschaftler:innen im Studium rein qualitativ ausgebildet werden (Göttsch/Lehmann 2007).

Die eingangs erwähnten „Feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1987) und auch die große Marienthal-Studie (Lazarsfeld et al. 1975) sind dagegen Beispiele eines kreativen Methoden-Eklektizismus, der noch weitgehend unberührt vom sich verhärtenden Schisma zwischen quantitativer und qualitativer Forschung scheint. Und auch der Atlas der Volkskunde sei hier nochmals als fachgeschichtliches Beispiel heterogener Datenkombinationen erwähnt. Das Projekt scheint mir aber ideologisch eingefärbter oder zumindest umstrittener als „Die feinen Unterschiede“ und „Marienthal“ und gilt besonders methodologisch durch die Arbeit mit sogenannten Gewährsmännern und an volkscundlichen Idealtypen statt an sozialer Wirklichkeit orientierten Stichproben als wenig belastbar (Schmoll 2009; Simon/Schürmann 1994).

„Die feinen Unterschiede“ und „Marienthal“ demonstrieren dagegen durchaus das analytische Potenzial von heterogenen Methodenkombinationen, ähnlich der aktuellen Mixed-Methods-Forschung, tiefere Einblicke in soziale Phänomene zu gewinnen. Sie stellen für die Empirische Kulturwissenschaft immer noch in vielerlei Hinsicht positive Bezugspunkte dar. Bourdieu geht ähnlich einem Vertiefend-Sequenziellen Mixed-Methods-Design vor, da er soziale Unterschiede und Klassenstrukturen mittels quantitativer Methoden identifiziert, um sie anschließend mit-

hilfe von qualitativen Daten intensiver zu ergründen. „Marienthal“ untersucht die psychosozialen Auswirkungen von Langzeitarbeitslosigkeit: Ähnlich dem Konvergenz-Design der Mixed Methods wurden quantitative Daten (wie Arbeitslosenstatistiken) und qualitative Daten (wie Beobachtungen, Tagebücher, Interviews) parallel genutzt, um ein detailliertes soziales Porträt der Gemeinde zu zeichnen. Im Unterschied zu den zeitgenössischen Mixed-Methods-Ansätzen bleiben aber beide Studien hinter den aktuellen Gütekriterien qualitativer Forschung (Steinke 2000) und denen der Mixed-Forschung (Creswell 2022: 2) zurück, weil eine Transparenz bezüglich des Erhebungskontextes und der Datenauswertung nur bedingt gegeben ist (besonders bei Bourdieu) und auch eine explizite Integration der verschiedenen Datenarten weniger ausgeprägt ist (besonders bei der Marienthal-Studie).

Vor diesem – zugegebenermaßen nur grob skizzierten – wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund stellt sich die Frage, wo Diskurs und Praxis der Mixed Methods Community möglicherweise mehr Reibungspunkte als Unterstützung für Empirische Kulturwissenschaftler:innen bieten. Drei Aspekte erscheinen hier zentral. Der erste ist handwerklicher Natur: Der Mixed-Methods-Diskurs ist weitgehend konzeptuell angelegt und ersetzt keine Statistik-Ausbildung für Empirische Kulturwissenschaftler:innen. (Das „Mischen“ von Methoden darf natürlich nicht auf Kosten der jeweiligen methodologischen Qualität gehen. Das wird auch in der Mixed-Methods-Bewegung als eine Gefahr des Ansatzes diskutiert, Creswell 2022: 3–4). Dieses Hindernis lässt sich aber entweder auf dem Wege der ko-laborativen Forschung ausräumen (auch wenn diese natürlich ihre eigenen Herausforderungen bereitstellt) oder darüber, Statistikkenntnisse selbst noch als Weiterbildungsmaßnahme zu erwerben. Neben universitären Angeboten bieten beispielsweise die deutsche und österreichische Cochrane Society immer wieder fundierte Statistik-Fortbildungen an und über digitale Plattformen wie zum Beispiel *Data Camp* gibt es auch hilfreiche Selbstlern-Angebote.<sup>4</sup>

Zweitens vermittelt die Mixed-Methods-Literatur gelegentlich ein (post-)positivistisches Verständnis von „Daten-Triangulation“, was mit einem konstruktivistischen Verständnis der sozialen Welt, wie es viele Empirische Kulturwissenschaftler:innen vertretenen, nicht kompatibel ist (Kelle 2007: 49–52). Triangulation bezeichnet in den Sozialwissenschaften gemeinhin die Verwendung von mindestens drei unterschiedlichen Methoden, Datenquellen oder Theorien, um ein Forschungsthema aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten. Durch diesen Ansatz sollen Schwächen einer einzelnen Methode ausgeglichen und ein umfassenderes Verständnis des Untersuchungsgegenstandes erzielt werden. Die Metapher der Triangulation ist aus der Vermessungstechnik entlehnt und dementsprechend deutlich geometrisch

4 <https://www.cochrane.de/veranstaltungen>; <https://austria.cochrane.org/de/workshops>, [www.datacamp.com](http://www.datacamp.com).

konnotiert, während man in der deutschen qualitativen Sozialforschung triangulationskritisch davon ausgeht – in den Worten von Hirschauer –, dass sich soziale Wirklichkeit „nicht mitteln“ lässt (2001: 448). Polemisch formuliert: Im Dreieck zwischen drei verschiedenen Interviewpositionen zu einem sozialen Ereignis liegt nicht die Wahrheit; es sind die drei verschiedenen Positionen, welche soziale Wirklichkeit konstruieren.

Genauer betrachtet erscheint die Gefahr einer formalistisch-geometrischen Umsetzung des Triangulations-Ansatzes durch Empirische Kulturwissenschaftler:innen aber unwahrscheinlich, da die Absurdität eines auf Mittelwerte setzenden Triangulations-Versuches für Menschen mit einer Methoden-Ausbildung im Vielnamenfach augenfällig sein sollte: Für die Idee einer Triangulation gilt grundsätzlich, wie für wahrscheinlich alle Mechanismen der qualitativen Sozialforschung, das Gebot der Gegenstandsangemessenheit (Kelle 2007: 48). Vermutlich ist es aber trotzdem weniger missverständlich – so also auch mein Vorschlag – im Kontext von Mixed Methods für Empirische Kulturwissenschaftler:innen vom *Vertiefungs- oder Komplementierungspotenzial* heterogener Methodenkombinationen zu sprechen. Um beim Beispiel der drei Interviews zu einem sozialen Ereignis zu bleiben: Während ein inhaltlicher Mittelwert zwischen den drei Positionen nicht erhellend sein mag, so mögen die inhaltlichen Kontraste zwischen den Interviews in vielen Fällen (Gegenstandsangemessenheit!) doch einen analytischen Mehrwert produzieren. Darüber hinaus können Methodenkombinationen die „blinden Flecke“ einzelner Erhebungsvarianten analytisch komplementieren, ohne dass die Forschenden dabei Abstand nehmen müssten von interpretativen Analyseansätzen. Widersprechen sich beispielsweise Interview-Accounts und Praxisbeobachtungen, heißt das erst einmal nicht – oder nicht in erster Linie –, dass die Interviews „falsifiziert“ wären, sondern dass dieser Widerspruch interpretiert werden muss, genauso wie beispielsweise ein Widerspruch zwischen quantitativen Strukturfaktoren und biografischen Selbstbeschreibungen.

Drittens tendiert die Mixed Methods Community zu einem für Empirische Kulturwissenschaftler:innen eher verengten Verständnis qualitativer Forschung: In den Beispielen der Mixed-Methods-Lehrbücher und Studien, die sich als Mixed Methods ausweisen, scheint „qualitative Forschung“ vornehmlich auf Interviewforschung zu verweisen. Ethnografische Beobachtungen, Inhaltsanalyse oder auch historische Forschung werden nur selten miteinbezogen. Diese Einschränkung sorgt bei den wenigen Kulturwissenschaftler:innen und Ethnolog:innen, die praktisch mit Mixed Methods arbeiten, für Irritationen. Elizabeth Roberts beispielsweise verwendet den Terminus „Mixed Methods“ nicht konsequent in ihren Publikationen und bezeichnet ihre Arbeit gelegentlich als „Bioethnografie“ (Roberts 2021; und persönliche Kommunikation 2023).

Die von mir vorgestellten Beispiele für Mixed-Methods-Forschung spiegeln dieses begrenzte Methodenverständnis wider: In Verbindung mit den pragmatis-

tisch ausgerichteten Problemlösungs-Forschungsfragen vieler Mixed-Methods-Studien mögen einige selbstidentifizierte Mixed-Methods-Vorhaben für Empirische Kulturwissenschaftler:innen zu Recht zu „dünn“ im Beschreibungsniveau erscheinen bzw. dem Anspruch einer dichteren ethnografischen oder kulturanalytischen Beschreibung nicht gerecht werden. Dennoch sehe ich hier hauptsächlich eine Diskrepanz in der methodischen Repräsentation. Diese Diskrepanz führt dazu, dass Empirische Kulturwissenschaftler:innen bei der Rezeption der Mixed-Methods-Literatur einen größeren Transfer leisten müssen als qualitative Sozialforscher:innen, die sich primär auf Interviews konzentrieren. Praktisch gesehen lassen sich jedoch alle drei Mixed-Methods-Forschungsdesigns auch mit anderen qualitativen Methoden umsetzen, die eine dichtere Beschreibung zulassen. An dieser Stelle möchte ich daher – in umgekehrter Richtung als das anstehende Fazit meines Artikels – das methodenerweiternde Potenzial der Empirischen Kulturwissenschaft als integralen Teil einer internationalen Sozial- und Kulturanthropologie für die Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft hervorheben. Eine systematische Ausarbeitung des Mixed-Methods-Potenzials gerade von ethnografischen Beobachtungen, aber auch diskursanalytischer und historischer Forschung könnte das Methodenspektrum der Mixed Methods verfeinern. Roberts (2021; Huberts et al. 2023) zeigt mit ihren Forschungen in Mexiko, welche tiefgreifende Forschungsergebnisse zu Ungleichheit, öffentlicher Gesundheit und Umweltbelastungen so erzielt werden können, ohne auf Reflexivität in der Forschung zu verzichten (Leighton/Roberts 2020).

### **Fazit: Impulse der Mixed-Methods-Forschung für Empirische Kulturwissenschaftler:innen**

Welche konstruktiven Impulse für Empirische Kulturwissenschaftler:innen lassen sich nun ableiten aus Diskurs und Praxis der Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft? Zunächst stellen die Mixed Methods methodische Ansätze bereit, die Empirische Kulturwissenschaftler:innen inhaltlich wie berufstaktisch dabei unterstützen können, weitverzweigte Phänomene und strukturelle Ungleichheitsfaktoren vertiefend und auch ko-laborativ zu untersuchen, sei es durch die parallele Erhebung heterogener Daten zum gleichen Phänomen, durch die Vertiefung quantitativer Erkenntnisse oder durch die Verallgemeinerung zunächst begrenzter qualitativer Ergebnisse als Einzel Forschungen oder in interdisziplinären Teams. Pointieren möchte ich diese Impulse der Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft als 1) *vielschichtige Methoden-Explikation* und 2) *forschungspraktische Orientierungshilfe für heterogene Ko-Laborationen*.

Im Rahmen einer *vielschichtigen Methoden-Explikation* bietet die Mixed Methods Community mit ihren Gütekriterien, konkreten Forschungsdesigns und Vorschlägen zur visuellen Datenauswertung gezielte Hilfestellungen für die Planung und Durchführung einer Studie mit heterogener Methodenkombination. Die Mixed-Methods-Gütekriterien (heterogene Daten; Integration der Daten bei Forschungszielsetzung

und Datenauswertung, nicht erst danach; Erarbeitung von emergenten Schlussfolgerungen) können von Empirischen Kulturwissenschaftler:innen genutzt werden, um in der Planung einer Forschung den Dialog zwischen heterogenen Datenbeständen konzeptuell zu berücksichtigen und zu explizieren.

Die grundlegenden Mixed-Methods-Forschungsdesigns (Konvergenz-Design, Vertiefend-Sequenzielles Design, Explorativ-Sequenzielles Design) sind für die praktische Studienplanung und die Durchführung der Forschung nützlich: Das Konvergenz-Design macht Vorschläge zur parallelen Arbeit mit quantitativen und qualitativen Erhebungsmethoden, während das Vertiefend-Sequenzielle Design genutzt wird, um quantitative Ergebnisse mittels qualitativer Daten besser zu verstehen, und das Explorativ-Sequenzielle Design helfen kann, quantitative Erhebungsinstrumente kontextsensibel zu verbessern und qualitative Forschungsergebnisse auszuweiten und zu verallgemeinern.

Die drei Forschungsdesigns wurden klar zur Verbindung quantitativer und qualitativer Daten von der Mixed Methods Community entwickelt. Meiner Ansicht nach lassen sie sich jedoch auch zur besseren, zumindest heuristischen, analytischen Integration rein qualitativer Forschungsmaterialien nutzen: Beispielsweise könnte es auch bei einer rein qualitativen, aber methodenpluralen und translokalen Forschung sinnvoll sein, analytische Konvergenzpunkte zu identifizieren und in der Ausarbeitung von Interviewleitfäden, Recherchefoki oder Beobachtungsplänen zu berücksichtigen. Und das sequenzielle Vorgehen vom Vertiefungs- und vom Explorativ-Design erinnert an das iterative Arbeiten gerade im Rahmen ethnografischer Beobachtungsphasen (Breidenstein et al. 2013) und könnte als Vorlage dienen, noch systematischer Zeitpunkte zu schaffen, an denen die Datenerhebung für Analysephasen unterbrochen wird, um anschließend den Erhebungsfokus anzupassen. Überhaupt erscheinen mir die zahlreichen Lehrbücher der Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft (zu empfehlen sind beispielsweise Creswell 2018, 2022) hilfreich auch im Rahmen einer rein qualitativen Methoden-Explikation, weil diese Werke durch ihren interdisziplinären und transmethodischen Erklärungsimpuls bemerkenswert anschaulich gehalten sind.

Des Weiteren sind *Joint Displays* ein hilfreiches methodisches Werkzeug zur gemeinsamen Auswertung qualitativer und quantitativer Daten – und, gemäß ihres analytischen Doppelcharakters, um später in Präsentationen oder Artikeln den eigenen Interpretationsprozess intersubjektiv nachvollziehbar zu machen. *Joint Displays* könnten darüber hinaus auch für rein qualitative Forschungen genutzt werden, beispielsweise um einen Kodierungsprozess oder die Operationalisierung einer spezifischen Theorie für eine Archiv-Forschung zu visualisieren. Letztlich sind die Darstellungen ein Werkzeug, um den Nexus Empirie-Interpretation-Theorie für ein Publikum zu erhalten, und zum Beispiel auch für Konferenzvorträge nutzbar, da

letztere durch ihre Kürze oft daran scheitern, qualitative Auswertungsprozesse nachvollziehbar (und damit kritisierbar) zu machen.

Im Sinne einer *forschungspraktischen Orientierungshilfe für heterogene Ko-Laborationen* baut diese Methoden-Explikation Brücken zur erfolgreichen Zusammenarbeit mit anderen, vielleicht quantitativ arbeitenden Wissenschaftler:innen. Die detaillierten Forschungsdesigns der Mixed Methods Community sowie das differenzierte methodologische Vokabular eignen sich beispielsweise als konstruktive interdisziplinäre Gesprächsgrundlage, entsprechend der im Bettenhochhaus der Charité formulierten ärztlichen Nachfrage zu den methodologischen Details einer möglichen Ko-Laboration mit einer Empirischen Kulturwissenschaftlerin & Ethnologin. Empirische Kulturwissenschaftler:innen, die das Vielnamenfach verlassen und in interdisziplinären Zusammenhängen arbeiten, können die Mixed-Methods-Literatur beispielsweise nutzen, um präzise formulieren zu können, an welcher Stelle einer größeren Studie sie ihre eigene methodische Expertise am sinnvollsten einbringen wollen. Darüber hinaus hilft eine Kenntnis der möglichen Mixed-Methods-Forschungsdesigns bewerten zu können, welche Spielräume und Abhängigkeiten unterschiedliche Strukturen einer Mixed-Methods-Ko-Laboration mit sich bringen können. Das kann hilfreich sein zur Einschätzung interdisziplinärer Kooperationsanfragen wie auch zur Planung eigener Forschungsvorhaben oder Verbundprojekte.

Konvergenz-Designs schränken die Überraschungsoffenheit qualitativer Forschung stark ein. Sie ermöglichen es nicht, sequenziell auf Zwischenergebnisse eines Erhebungsstranges zu reagieren. Gleichsam bieten sie aber die Möglichkeit für engmaschig organisierte interdisziplinäre Teams, welche sich in konsequentem inhaltlichen Austausch befinden, im Vorfeld einer Forschung recht gezielt gemeinsame Forschungsinteressen zu formulieren. Es ermöglicht ihnen auch, deren methodologische und analytische Operationalisierung vorzunehmen (also Konvergenzpunkte zu identifizieren, in der Terminologie der Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft) und diese gezielt in gemeinsamen Forschungsvorhaben zu verfolgen. Die Suche nach konkreten methodischen Ko-Laborationsmöglichkeiten mit der Charité mündete im Hinblick auf meine eigene Forschung zu Wissens- und Digitalisierungsprozessen bei der Brustkrebsberatung in der Planung und aktuellen Durchführung eines Konvergenz-Designs. Wir hoffen mit dem Design vertiefen zu können, wie Frauen mit unterschiedlicher Technologie-Affinität digitalisierte Beratungs- und Begleitungsangebote zu vererbtem Brustkrebs wahrnehmen und nutzen.<sup>5</sup>

5 Zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Artikels waren die Ergebnisse der spezifisch erwähnten Konvergenz-Studie leider noch nicht abschließend ausgewertet und publiziert, Speiser et al. (2023) bietet aber eine erste ko-laborative Annäherung, während Schmid et al. (2022) und Heibges (2019) den gleichen Forschungskontext vornehmlich ethnografisch in den Blick nehmen.

Vertiefend-Sequenzielle Forschungsdesigns stellen eine Möglichkeit für Empirische Kulturwissenschaftler:innen dar, um sich produktiv in vorwiegend quantitativ ausgerichtete Forschungsprojekte einzubringen und diese zu unterstützen. Auch quantitativ Forschenden, die relativ wenig über qualitative Methoden oder Mixed Methods wissen, wird dieses bekannteste Mixed-Methods-Design vermutlich geläufig oder zumindest plausibel zu machen sein, weil es einen klassischen Ansatz darstellt, unklare oder ungewöhnliche quantitative Ergebnisse vertiefend zu erklären. Qualitative Expertise kann hier gleichsam einen Service für die quantitative Forschung leisten, bleibt allerdings ausführend und ohne eigenen Gestaltungsspielraum, da sie auf die erste quantitative Erhebungsphase reagieren muss. Vertiefend-Sequenzielle Forschungsdesigns empfehlen sich dementsprechend, so meine Vermutung, am stärksten für Empirische Kulturwissenschaftler:innen, welche sich in vorwiegend quantitativ dominierten und schon weit vordefinierten Forschungskontexten wiederfinden, vielleicht durch den interdisziplinären Stellenwechsel in einen eher positivistischen Forschungskontext. Der Verweis auf und die Planung eines Vertiefend-Sequenziellen Forschungsdesigns stellt hier eine konstruktive Taktik dar, die eigene qualitative Expertise zum Einsatz zu bringen und in weitgehend quantitativ angelegte Erkenntnislogiken doch ein qualitatives Element zu platzieren.

Explorativ-Sequenzielle Forschungsdesigns ermöglichen Empirischen Kulturwissenschaftler:innen wiederum ein überraschungsoffeneres und autoritativeres Vorgehen. Sie bieten sich also für Ko-Laborationen unter kulturwissenschaftlich-qualitativer Führung an. Im Rahmen des Explorativ-Sequenziellen Forschungsdesigns können nun quantitativ Forschende einen Service für die qualitative Forschung leisten. Quantitativ Forschende können beispielsweise dabei unterstützen, mehr über die Verbreitung eines qualitativ erhobenen und typologisierten Phänomens herauszufinden. Auch scheint es mir, dass das Explorativ-Sequenzielle Forschungsdesign am besten die Stärken der beiden Ansätze zur Entfaltung bringt: Überraschungsoffenheit, Kontextsensibilität und induktive Hypothesengenerierung sind beispielsweise als drei qualitative Stärken zu nennen – Auskunfts-fähigkeit zur strukturellen Verbreitung, Häufigkeit und faktoriellen Bedingtheit von Phänomenen sind quantitative Stärken.

Das *Whatever-works* und die Vorstellung einer bereits erfolgten Überwindung des Quant-Qual-Schismas der Mixed Methods Community mögen möglicherweise naiv erscheinen. Dennoch bieten die konzeptuellen Setzungen und praktischen Handreichungen des Mixed-Methods-Diskurses wertvolle taktische Möglichkeiten. Sie ermöglichen es Empirischen Kulturwissenschaftler:innen, konstruktive Ko-Laborationen in verschiedenen Konstellationen zu gestalten. Außerdem können qualitative Ergebnisse in einer quantitativ dominierten Welt mithilfe des Explorativ-Designs taktisch relevanter gemacht werden. Es ist deshalb – so mein abschließendes Fazit – zu

hoffen, dass sich Empirische Kultur:wissenschaftler:innen daran beteiligen werden, Mixed-Methods-Ansätze noch stärker für das Vielnamenfach (um-) zu gestalten.

## Literatur

- Bausinger, Hermann. 1977. „The Renaissance of Soft Methods: Being Ahead by Waiting.“ *Folklore Forum* 10: 1–8.
- Bausinger, Hermann. 1980. „Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 76: 1–21.
- Bieler, Patrick, Milena D. Bister und Christine Schmid. 2021. „Formate des Ko-laborierens.“ In *Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren: Positionsbestimmungen ethnografischer Praxis* (Berliner Blätter, 83), hrsg. von Frederike Faust und Janine Hauer, 65–87. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin.
- Binder, Beate, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Sabine Hess und Anika Keinz, Hrsg. 2013. *Eingreifen, Kritisieren, Verändern !? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bourdieu, Pierre. 1987. *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bradt, Joke, Noah Potvin, Amy Kesslick, Minjung Shim, Donna Radl, Emily Schriver, Edward J. Gracely und Lydia T. Komarnicky-Kocher. 2015. „The Impact of Music Therapy versus Music Medicine on Psychological Outcomes and Pain in Cancer Patients: A Mixed Methods Study“. *Supportive Care in Cancer* 23 (5): 1261–1271. <https://doi.org/10.1007/s00520-014-2478-7>
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff und Boris Nieswand. 2013. *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: UTB. <https://doi.org/10.36198/9783838539799>
- Brückner, Wolfgang. 1971. *Falkensteiner Protokolle*. Frankfurt am Main: Deutsche Gesellschaft für Volkskunde.
- Bustamante, Carolina. 2019. „TPACK and Teachers of Spanish: Development of a Theory-Based Joint Display in a Mixed Methods Research Case Study.“ *Journal of Mixed Methods Research* 13 (2): 163–178. <https://doi.org/10.1177/1558689817712119>
- Cabrera, Nolan L. 2011. „Using a Sequential Exploratory Mixed-Method Design to Examine Racial Hyperprivilege in Higher Education.“ *New Directions for Institutional Research* (151): 77–91. <https://doi.org/10.1002/ir.400>
- Clarke, Adele E. 2005. *Situational Analysis: Grounded Theory After the Postmodern Turn*. Thousand Oaks: Sage.
- Creswell, John W. 2018. *Research Design: Qualitative, Quantitative, and Mixed Methods Approaches*. Los Angeles: Sage.
- Creswell, John W. 2022. *A Concise Introduction to Mixed Methods Research*. Los Angeles: SAGE.
- Durante, Angela, Younas Ahtisham, Angela Cuoco, Josiane Boyne, Bridgette Brawner, Raul Juarez-Vela und Ercole Vellone. 2022. „Informal Caregivers of People with Heart Failure and Resilience: A Convergent Mixed Methods Study.“ *Journal of Advanced Nursing* 78 (1): 264–275. <https://doi.org/10.1111/jan.15078>



- Ege, Moritz. 2014. „Birmingham – Tübingen: Cultural Studies und Empirische Kulturwissenschaft in den 1970er Jahren.“ *Historische Anthropologie* 22 (2): 149–181. <https://doi.org/10.7788/ha-2014-0202>
- Fetters, Michael D. und Chihiro Tajima. 2022. „Joint Displays of Integrated Data Collection in Mixed Methods Research.“ *International Journal of Qualitative Methods* 21: 16094069221104564. <https://doi.org/10.1177/16094069221104564>
- Gesing, Friederike, Michi Knecht, Michael Flitner und Katrin Amelang, Hrsg. 2019. *Naturen-Kulturen: Denkräume und Werkzeuge für neue politische Ökologien*. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839440070>
- Göttsch, Silke und Albrecht Lehmann, Hrsg. 2007. *Methoden der Volkskunde*. Berlin: Reimer.
- Greverus, Ina-Maria. 1983. „Die Sehnsucht des Ethnologen nach dem Feld.“ In *Europäische Ethnologie: Theorie- und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht*, hrsg. von Heide Nixdorff und Thomas Hausschild, 207–219. Berlin: Reimer.
- Guetterman, Timothy C., Sergi Fàbregues und Rae Sakakibara. 2021. „Visuals in Joint Displays to Represent Integration in Mixed Methods Research: A Methodological Review.“ *Methods in Psychology* 5: 100080. <https://doi.org/10.1016/j.metip.2021.100080>
- Guetterman, Timothy C., Michael D. Fetters und John W. Creswell. 2015. „Integrating Quantitative and Qualitative Results in Health Science Mixed Methods Research Through Joint Displays.“ *Annals of Family Medicine* 13 (6): 554–561. <https://doi.org/10.1370/afm.1865>
- Hardy, Lisa J., Adi Mana, Leah Mundell, Moran Neuman, Sharón Benheim und Eric Otenyo. 2021. „Who Is to Blame for COVID-19? Examining Politicized Fear and Health Behavior through a Mixed Methods Study in the United States.“ *PLOS ONE* 16 (9): e0256136. <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0256136>
- Heibges, Maren. 2019. „Waldarbeit. Praxis der medizinischen Stammbaum-Arbeit in der familiären Krebsberatung.“ *Curare. Zeitschrift für Medizinethnologie* 42 (1+2): 31–47.
- Heibges, Maren, Katharina Jungnickel und Markus A. Feufel. 2023. „Scrum.“ In *Handbook Transdisciplinary Learning*, hrsg. von Thorsten Philipp und Tobias Schmohl, 349–358. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839463475-036>
- Hirschauer, Stefan. 2001. „Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen: Zu einer Methodologie der Beschreibung.“ *Zeitschrift für Soziologie* 30: 429–451.
- Huberts, Alyssa, David Palma, Ana Cecilia Bernal García, Faith Cole und Elizabeth F. S. Roberts. 2023. „Making Scarcity ‚Enough‘: The Hidden Household Costs of Adapting to Water Scarcity in Mexico City.“ *PLOS Water* 2 (3): e0000056. <https://doi.org/10.1371/journal.pwat.0000056>
- Kelle, Udo. 2007. „Integration qualitativer und quantitativer Methoden.“ In *Qualitative Datenanalyse: computergestützt: Methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis*, hrsg. von Udo Kuckartz, Heiko Grunenberg und Thorsten Dresing, 50–64. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-90665-2\\_3](https://doi.org/10.1007/978-3-531-90665-2_3)
- Klausner, Martina und Jörg Niewöhner. 2020. „Integrierte Forschung – ein ethnographisches Angebot zur Ko-Laboration.“ In *Das geteilte Ganze: Horizonte Integrierter Forschung für künftige Mensch-Technik-Verhältnisse*, hrsg. von Bruno Gransche und Arne Manzeschke, 153–169. Wiesbaden: Springer Fachmedien. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-26342-3\\_8](https://doi.org/10.1007/978-3-658-26342-3_8)

- Klotz, Maren. 2013. „Genetic Knowledge and Family Identity: Managing Gamete Donation in Britain and Germany.“ *Sociology* 47: 994–1011. <https://doi.org/10.1177/0038038513501729>
- Kuckartz, Udo. 2014. *Mixed Methods: Methodologie, Forschungsdesigns und Analyseverfahren*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93267-5>
- Latour, Bruno. 1999. „Circulating Reference.“ In *Pandora's Hope*, 24–79. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Lazarsfeld, Paul, Marie Jahoda und Hans Zeisel. 1975. *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Leighton, Mary und Elizabeth F. S. Roberts. 2020. „Trust/Distrust in Multidisciplinary Collaboration: Some Feminist Reflections.“ *Catalyst: Feminism, Theory, Technoscience* 6 (2): 1–27. <https://doi.org/10.28968/cftt.v6i2.32956>
- Lindner, Rolf, Reinhard Johler und Bernhard Tschofen. 2004. „Was kann Europäische Ethnologie (nicht)?“ *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 15 (4): 156–175.
- Pelto, Pertti J. 2015. „What Is So New About Mixed Methods?“ *Qualitative Health Research* 25 (6): 734–45. <https://doi.org/10.1177/1049732315573209>
- Pelto, Pertti J. 2017. *Mixed Methods in Ethnographic Research: Historical Perspectives*. New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315228822>
- Reay, Diane. 2021. „The Working Classes and Higher Education: Meritocratic Fallacies of Upward Mobility in the United Kingdom.“ *European Journal of Education* 56 (1): 53–64. <https://doi.org/10.1111/ejed.12438>
- Roberts, Elizabeth F. S. 2021. „Making Better Numbers through Bioethnographic Collaboration.“ *American Anthropologist* 123 (2): 355–369. <https://doi.org/10.1111/aman.13560>
- Rolshoven, Johanna. 2004. „Europäische Ethnologie: Diagnose und Prognose einer kultur- und sozialwissenschaftlichen Volkskunde.“ *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 15 (4): 73–87.
- Schmid, Christine, Frauke Mörike und Markus A. Feufel. 2022. „Ärzt\*in, Patient\*in und ein digitaler Dritter: Wie eine online-gestützte Informationstechnologie ärztliche Beratungen standardisiert und personalisiert.“ *Curare. Zeitschrift Für Medizinethnologie* 45 (1): 77–100.
- Schmoll, Friedemann. 2009. *Die Vermessung der Kultur: Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1928–1980*. Stuttgart: Steiner.
- Schoonenboom, Judith. 2022. „Developing the Meta-Inference in Mixed Methods Research through Successive Integration of Claims.“ In *The Routledge Handbook for Advancing Integration in Mixed Methods Research*. Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780429432828-6>
- Seghers, Marie, Simon Boone und Piet Van Avermaet. 2019. „Social Class and Educational Decision-Making in a Choice-Driven Education System: A Mixed-Methods Study.“ *British Journal of Sociology of Education* 40 (5): 696–714. <https://doi.org/10.1080/01425692.2019.1581051>
- Simon, Michael und Thomas Schürmann. 1994. „Ein Kapitel für sich: Der Atlas der deutschen Volkskunde.“ *Zeitschrift Für Volkskunde* 90 (2): 230–237.
- Speiser, Dorothee, Maren Heibges [geteilte Erstautorinnenschaft], Laura Besch, Caren Hilger, Marie Keinert, Katharina Klein, Gudrun Rauwolf et al. 2023. „A Paradigmatic Approach

- to Support Personalized Counseling With Digital Health (iKNOW).“ *Journal of Medical Internet Research (Formative Research)* 7 (1): e41179. <https://doi.org/10.2196/41179>
- Steinke, Ines. 2000. „Gütekriterien qualitativer Forschung.“ In *Qualitative Forschung*, hrsg. von Uwe Flick, 319–331. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch.
- Tufte, Edward R. 2012. *Visual Explanations: Images and Quantities, Evidence and Narrative*. Cheshire, Conn: Graphics Press.
- Tufte, Edward R. 2018. *The Visual Display of Quantitative Information*. Cheshire, Conn: Graphics Press.
- Uher, Jana. 2021. „Psychometrics is not Measurement: Unraveling a Fundamental Misconception in Quantitative Psychology and the Complex Network of its Underlying Fallacies.“ *Journal of Theoretical and Philosophical Psychology* 41 (1): 58–84. <https://doi.org/10.1037/teo0000176>
- Weber-Kellermann, Ingeborg, Andreas C. Bimmer und Siegfried Becker. 2003. „Europäische Ethnologie zwischen Sozial- und Kulturwissenschaft: Ein Ausblick.“ In *Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie: Eine Wissenschaftsgeschichte*, hrsg. von Ingeborg Weber-Kellermann, Andreas C. Bimmer und Siegfried Becker, 192–204. Stuttgart: Metzler. [https://doi.org/10.1007/978-3-476-05089-2\\_7](https://doi.org/10.1007/978-3-476-05089-2_7)
- Wellgraf, Stefan. 2012. *Hauptschüler: Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung*. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839420539>

Markus Tauschek

## Gegen die Essenzialisierung

Kulturelle Aneignung als Problem

*Markus Tauschek*

*Against Essentialization. Cultural Appropriation as a Problem*

*Abstract:* For some years now, certain cultural forms of expression as well as certain practices, artefacts or phenomena have been problematized and scandalized as cultural appropriation. The central thesis of this contribution is that the accusation of cultural appropriation is based on essentializing and therefore problematic concepts of culture. This accusation assumes that the phenomena or things labelled with the concept of cultural appropriation belong exclusively to certain groups of actors, whereas others use them in an illegitimate manner. The article focuses on the question of how new forms of (re)essentialization of culture are mobilized and how categorical boundaries are drawn in processes of ‘othering’ between a homogenized ‘we’ and clearly separated and equally homogenized ‘others’, based on the argument of a supposed cultural difference. Cultural appropriation is deconstructed as a powerful slogan concept. The article analyzes not only the social discourses on cultural appropriation, but also the academic discourse that sometimes confirms or legitimizes the accusation of cultural appropriation. Overarching, the article discusses the question of how culture is instrumentalized today as a category of difference and how sovereignty of interpretation is articulated with regard to the mechanisms of cultural (re-)production and transmission.

*Keywords:* cultural appropriation, cultural property, authorization, slogan-concept

„Eine Frisur gibt zu reden in Schweden“, titelte die Neue Zürcher Zeitung am 30. Januar 2019. Die Frisur, um die es ging, zierte das Haupt der damals neuen schwedischen Kulturministerin Amanda Lind, die zuvor Zentralsekretärin der Grünen Partei Schwedens war. „Kaum ernannt,“ – so charakterisiert die NZZ den Vorgang – „sah sie sich jedoch bereits in der Kritik, und zwar ausgerechnet aus der Ecke der urbanen Intellektuellen, aus der auch zahlreiche Wähler der Grünen stammen. Eine weiße (!) Europäerin, die Dreadlocks trägt – müsste man das nicht als ungehörige ‚kulturelle Aneignung‘ klassifizieren?“ (Hermann 2019).

Dieselbe Frisur wurde auch in Deutschland Gegenstand der Auseinandersetzung: Im März 2022 wurde die Musikerin Ronja Maltzahn von einer Demonstration von Fridays for Future in Hannover ausgeladen: „Wenn eine weiße Person also Dreadlocks trägt, dann handelt es sich um kulturelle Aneignung, da wir als weiße Men-

schen uns aufgrund unserer Privilegien nicht mit der Geschichte oder dem kollektiven Trauma der Unterdrückung auseinandersetzen müssen“ (O.A. 2022a) – zitierte die FAZ die Stellungnahme der Klimaschützer\*innen. Die Musikerin selbst betonte in ihrer Reaktion hingegen, sie wolle ein Zeichen gegen Diskriminierung setzen.

„Ein wundervoller Humpen. Habt ihr den gesehen?“, prostete die AFD-Vorsitzende Alice Weidel dem Publikum Anfang September 2023 beim Volksfest in Gillamoos zu, das von vielen Vertreter\*innen politischer Parteien als Arena der Mobilisierung genutzt wird. „Humpen, Dirndl, Trachten. Und überhaupt: Nach der grünen Logik wäre das doch alles kulturelle Aneignung, wie man das so schön nennt. Kulturelle Aneignung, oder nicht? Und das ist ja immer das Argument unserer politisch Überkorrekten, wenn sie unseren Kindern verbieten wollen, Indianer zu spielen und sich als Häuptling oder Squaw zu verkleiden. So schaut es nämlich aus, die verquere Welt der Grünen und Linken. Sie wollen uns vorschreiben, als was man sich an Fasching verkleiden und was man noch essen darf.“<sup>1</sup> Während Weidel hier die Debatte um kulturelle Aneignung skandalisiert und politisch instrumentalisiert, indem sie sie mit dem rechten Diskursfragment verknüpft, ‚die da oben‘ würden dem Volk nun alles verbieten (Dümling 2023), erklärt sie nur einige Minuten vorher, sie selbst würde bewusst kein Dirndl tragen, weil sie aus Westfalen komme.

Der Verweis auf „Indianer“ und „Squaws“ in Weidels Rede rekurriert wiederum auf das Jahr 2019, als eine Hamburger Kita sich in einem Schreiben an die Eltern wandte, in dem darum gebeten wurde, an Karneval auf stereotypisierende Verkleidungen zu verzichten. Es gehe darum, potenzielle Verletzungen zu verhindern. Eine Abgeordnete der CDU sprach als Reaktion auf dieses Schreiben, das bundesweit für Schlagzeilen sorgte, von Bevormundung, ein FDP-Politiker von Verbot (O.A. 2019). Aus konservativer Sicht schien man sich einig zu sein, dass es an Karneval doch einzig und allein um Spaß und Kreativität gehe. Differenzierter fielen die Überlegungen des Online-Magazins „Hallo:Eltern“ aus: „Dabei geht es nicht darum, den Kindern etwas zu verbieten. Es ist vielmehr eine Chance, mit den verstaubten Denkmustern zu brechen. Im Kern geht es dabei um die Frage: Wo fängt Diskriminierung an?“ (Diedenhoven 2023). Es handele sich nicht um Verbotskultur, sondern um eine Chance, Kinder für Ungerechtigkeiten zu sensibilisieren.

Diese Beispiele führen vor Augen, dass der Diskurs um kulturelle Aneignung vielschichtig, ambivalent, in Teilen auch paradox ist und in Anlehnung an den Kulturanthropologen Julian Warner in hohem Maße ideologisch geführt wird<sup>2</sup>. Dies

1 Rede Alice Weidel, Volksfest Gillamoos, 04.09.2023: <https://www.youtube.com/watch?v=07iK64UsBUc>. Zugriff 12.02.2024.

2 „Von Dreadlocks bis Moonwalk – Julian Warner über kulturelle Aneignung“, Deutschlandfunk 02.10.2022: <https://www.deutschlandfunk.de/audiothek?drsearch%3AsearchText=Julian%20Warner&drsearch%3Astations=4f8db02a-35ae-4b78-9cd0-86b177726ec0>. Zugriff 20.11.2023.

gilt, so möchte der folgende Beitrag argumentieren, mitunter auch für die wissenschaftliche Debatte zur kulturellen Aneignung, in der höchst unterschiedlich gelagerte Prozesse und Phänomene verhandelt werden (Arya 2021; Young / Brunk 2012) – es geht um problematisch gewordene Begriffe („Indianer“) und Dinge (Dreadlocks), um Praktiken der kulturellen Produktion (z. B. im Bereich der populären Musik), um Fragen der Restitution (z. B. die Benin-Bronzen)<sup>3</sup> oder um die Nutzung queerer Symbole (Brammer 2018). Die wissenschaftliche Debatte ist alles andere als einheitlich. Sie unterscheidet nicht immer trennscharf zwischen dem Vorwurf der kulturellen Aneignung und den problematisierten Gegenständen und Phänomenen; sie ist bisweilen selbst höchst normativ, ahistorisch und dekontextualisierend, wenn sie versucht, vermeintlich gute von vermeintlich schlechten Formen der kulturellen Aneignung zu unterscheiden; und einige Arbeiten legitimieren implizit wie explizit schließlich die Kritik an dem, was im öffentlichen Diskurs als kulturelle Aneignung skandalisiert wird – um den hohen Preis, dass sie Kultur als instrumentalisierbare Differenzkategorie nicht dekonstruieren, sondern bestätigen.<sup>4</sup>

Es gilt, die wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Debatten um kulturelle Aneignung und die damit verbundenen problematischen, weil essenzialistischen Konzeptionen von Kultur nicht nur kulturwissenschaftlich einzuordnen, sondern ihre (identitäts-)politischen Dimensionen kritisch zu kommentieren. Dies ist wichtig, weil im Begriff der kulturellen Aneignung, mit dem die Cultural Studies in den 1970er- und 1980er-Jahren Machtasymmetrien aufdecken wollten, nun im gesellschaftlichen und teilweise auch im wissenschaftlichen Diskurs neue Asymmetrien in Stellung gebracht werden. Der Begriff munitioniert ideologische Kämpfe um kulturelle (Re-)Produktion in der Gegenwart und ist Teil „neuer, medial verstärkter Selbstvergewisserungsdiskurse“ (Dippel 2022: 217). Fragen der Deutungshoheit und der Autorisierung befeuern Anklage und Verteidigung. Gleichzeitig aber, so die These

3 Siehe dazu die Beiträge im Forum der Zeitschrift für Volkskunde 2019, die sich mit dem Thema Restitution auseinandersetzen: [https://www.waxmann.com/index.php?eID=download&id\\_artikel=ART104108&uid=frei](https://www.waxmann.com/index.php?eID=download&id_artikel=ART104108&uid=frei). Zugriff 14. 12. 2023.

4 Dies gilt auch für die Arbeit Lars Distelhorsts, die zwar eingehend das Problem des Essenzialismus adressiert, letztlich aber als Legitimation für das Konzept der kulturellen Aneignung gelesen werden kann. Dies lässt sich auch an Distelhorsts definitorischem Vorschlag zu kultureller Aneignung ablesen: „Kulturelle Aneignung interveniert in Auseinandersetzungen um Hegemonie, indem Mitglieder oder Gruppen einer Dominanzkultur sich die Symbole um Emanzipation kämpfender diskriminierter Gruppen zu eigen machen, um diese zu eigenen Zwecken zu recodieren oder in Konsumartikel zu verwandeln, wodurch sie in ihrer Bedeutung verschoben und für die Repräsentation unbrauchbar gemacht werden“ (Distelhorst 2021: 128). Dieses Argument lässt sich hingegen auch kulturwissenschaftlich wenden: Durch den Vorwurf der kulturellen Aneignung werden die damit problematisierten Dinge oder Bezeichnungen erst für die Repräsentation – also etwa als politisches Statement gegen rassistische Denk- und Machtstrukturen – brauchbar gemacht, was sich unter anderem an der hohen medialen Aufmerksamkeit bezüglich des Themas ablesen lässt.

Julian Warners, werden die eigentlichen Probleme, die mit dem Begriff der kulturellen Aneignung gelöst werden sollen, verschleiert: „Überspitzt gesagt, lohnt es sich darüber nachzudenken, dass die Diskurse um kulturelle Aneignung Ersatzhandlungen dafür sind, dass wir nicht über die tatsächlichen Verteilungskämpfe sprechen.“<sup>5</sup> Vor diesem Hintergrund konterkariert die mitunter scharfe und polemische Kritik aus dem linken politischen Spektrum, die in Auseinandersetzungen um kulturelle Aneignung artikuliert wird, das eigentliche Ziel: Sie argumentiert zwar postkolonial informiert, (re-)essenzialisiert aber Kultur. Darauf hat aus einer philosophischen Perspektive u. a. Erich H. Matthes hingewiesen: „[...] persons who make claims objecting to cultural appropriation predicated on essentialist distinctions between insiders and outsiders risk causing harms of a similar kind to the appropriations to which they are objecting“ (Matthes 2016: 346). Die von Matthes problematisierte diskursive Herstellung vermeintlich distinkter, voneinander abgrenzbarer Kulturen ist dann auch anschlussfähig an rechtsextreme oder rechtspopulistische Diskurse, die ebenso – wenngleich mit anderen Zielen – von vermeintlich homogenen kulturellen Räumen ausgehen, aber mit rassistischen und völkischen Denkmustern argumentieren.

Damit ist ein genuin kulturwissenschaftlicher Kulturbegriff herausgefordert (May 2020), der in Anlehnung an Stuart Hall von multiplen Identitäten oder Mehrfachzugehörigkeiten ausgeht (Scheer 2014), der die machtvolle und interessengeleitete Differenzierung zwischen Insidern und Outsidern dekonstruiert und der seit der von Lila Abu-Lughod (1991; Hann 2007) angestoßenen Debatte um den Kulturbegriff zu Recht davor warnt, Kultur als Container zu konzipieren. Es sei gerade die Aufgabe kultur- und sozialanthropologischer Forschung, problematische Konzepte wie Homogenität, Kohärenz und Zeitlosigkeit zu unterlaufen (Abu-Lughod 1991: 476). Genau diese Konzepte aber sind im gesellschaftlichen Diskurs aufgerufen, wenn der Vorwurf kultureller Aneignung artikuliert wird. Dabei werden Formen der Kulturalisierung manifest: Ausschnitte von Kultur, die problematisiert und skandalisiert werden, werden nur noch mit einer einzigen Deutung versehen, ohne ihre zeitlichen und räumlichen Kontexte zu berücksichtigen. Eine Disziplin wie die Empirische Kulturwissenschaft ist hier mit ihren sozialkonstruktivistischen und machtsensiblen Perspektiven in besonderer Weise gefragt. Dabei ist zu betonen, dass die mit einer Kritik an kultureller Aneignung häufig verbundenen Erfahrungen von Rassismus, Ohnmacht, Verletzung und Hegemonie nicht zu relativieren oder gar infrage zu stellen sind. Vielmehr sind problematische Verständnisse von Kultur und deren Ideolo-

5 „Von Dreadlocks bis Moonwalk – Julian Warner über kulturelle Aneignung“, Deutschlandfunk 02. 10. 2022: <https://www.deutschlandfunk.de/audiothek?drsearch%3AsearchText=Julian%20Warner&drsearch%3Astations=4f8db02a-35ae-4b78-9cd0-86b177726ec0>. Zugriff 20. 11. 2023.

gisierung und Moralisierung ebenso herauszuarbeiten wie die (nicht intendierten) Effekte, die sich daraus für ein globales Miteinander ergeben.

Der folgende Beitrag versteht kulturelle Aneignung einzig und allein als Feld- oder Quellenbegriff. Der Diskurs um kulturelle Aneignung ist Forschungsgegenstand, dessen Analyse Aufschluss über Prozesse und Ideologien der Autorisierung von Kultur in der Gegenwart gibt. Zentral ist die Frage, wie neue Formen der (Re-)Essenzialisierung von Kultur mobilisiert werden und wie dabei in Prozessen des Otheering kategoriale Grenzen zwischen einem homogenisierten ‚Wir‘ und den davon abgegrenzten ebenfalls homogenisierten ‚Anderen‘ mit dem Argument einer vermeintlichen kulturellen Differenz gezogen werden (Peball/Schönberger 2022: 26). Letztlich geht es im Diskurs um kulturelle Aneignung um (identitäts-)politische Inanspruchnahmen von Kultur, die die Empirische Kulturwissenschaft nicht unberührt lassen dürfen. Denn im Vorwurf der kulturellen Aneignung liegt gesellschaftliche und politische Sprengkraft. Er beruht auf problematischen Vorstellungen von Reinheit, Authentizität und der Homogenität sozialer Kollektive. In der empirischen Kulturanalyse wurden diese Dimensionen bereits vielfach als interessengeleitete und politisier- wie ideologisierbare Fiktionen dekonstruiert.

Der folgende Beitrag argumentiert in zwei Schritten: Zunächst konturiert er die mit kultureller Aneignung adressierten Problemfelder, um darauf aufbauend die zum Teil konträr gelagerten wissenschaftlichen Debatten aufzuarbeiten, in denen die mit dem Vorwurf der kulturellen Aneignung adressierten Phänomene mitunter klar und normativ bewertet werden und in denen dieser Vorwurf sogar plausibel gemacht wird. Darauf aufbauend werden Argumente für eine kulturwissenschaftliche Kritik am Konzept der kulturellen Aneignung skizziert.<sup>6</sup>

### **Kulturelle Aneignung – Problemfelder**

Die Eingangsbeispiele führen vor Augen, wie ideologisch aufgeladen komplexe Prozesse der Resemiotisierung von Ausschnitten von Kultur in einem metakulturellen Diskurs firmieren. Haarmode ist nicht mehr eine individuelle ästhetische oder modische Entscheidung,<sup>7</sup> sie wird stattdessen als Missachtung kultureller Spezifik, als Unterdrückung, als weiße Hegemonie oder als Ausdruck rassistischer Denkstrukturen, also als primär politisches Symbol gedeutet, auch wenn sich die kritisierten

6 Ich danke Regina Bendix, Ina Henning, Sarah May, Laura Marie Steinhaus und Thomas Thiemeyer für wertvolle Kommentare zu einer ersten Fassung dieses Beitrags.

7 Selbstverständlich muss an dieser Stelle betont werden, dass in der gesellschaftlichen Praxis individuelle ästhetische Entscheidung natürlich auch und gleichzeitig politisch sein können. Der eingangs zitierte Kulturwissenschaftler Julian Warner beschreibt im Podcast im Deutschlandfunk pointiert, seine jamaikanische Großmutter sei fassungslos gewesen, als er mit Dreadlocks ankam, weil sie die Frisur negativ mit Klassenunterschieden in Verbindung brachte.



Akteurinnen selbst gegen jede Form der Diskriminierung positionieren. Dabei wird die lebensweltliche Einbettung in dem je konkreten Fall negiert. Eine angenommene kollektive, kontextunabhängige ‚kulturelle Charakteristik‘ wird dagegen betont. So wird das Private politisch, und der mit dem Vorwurf der kulturellen Aneignung angenommene Missbrauch stellt sich nicht als individuelle Verfehlung dar, sondern als strukturelles Problem, das nicht den Einzelnen oder die Einzelne betrifft, sondern die Gesellschaft insgesamt.

Der Vorwurf der kulturellen Aneignung ist immer mit der Beanspruchung von Sprecher\*innenpositionen verknüpft. Doch wer spricht hier eigentlich in wessen Namen über oder für wen? Diese Frage ist alles andere als trivial (Noyes 2006): Denn für andere zu sprechen ist je nach Ausgangslage ein hegemonialer kolonialer Akt – so im Fall der Musikerin, die von der Fridays-for-Future-Demonstration eingeladen wurde. Es ist davon auszugehen, dass die kritisierenden Aktivist\*innen überwiegend nicht jener Akteursgruppe angehören, für die sie die Stimme erheben.<sup>8</sup> Dies gilt auch für die Debatten der Hamburger Kita und die Frage, welche Karnevalskostüme als (nicht) angemessen gelten. In jedem Fall formulieren Sprecher\*innen Ansprüche für andere diskursiv hergestellte Kollektive oder für ein gleichfalls diskursiv hergestelltes ‚eigenes‘ Kollektiv, ohne die Bezugsgröße zu problematisieren.

Diese symbolisch-diskursiven Ansprüche werden als (kulturelles) Eigentum einer vermeintlich distinkten Gruppe dargestellt.<sup>9</sup> Im Begriff der Aneignung ist der Verweis auf Vorstellungen des Eigentums semantisch schon angelegt (Scafidi 2005). In seiner Monografie „Ethik der Appropriation“ weist Jens Balzer auf diesen Aspekt hin: „In der Aneignung ist [...] immer auch eine Enteignung inbegriffen, ein Diebstahl, eine illegitime Tat“ (Balzer 2022: 13). Aber ist es wirklich so eindeutig? Die der Aussage zugrunde liegende Prämisse ist vielmehr – zumal in ihrem Anspruch auf universelle Gültigkeit – infrage zu stellen, auch weil sie mit definierten Rechtsbegrif-

- 8 Ich kann die Komplexität der Debatte hier nur andeuten: In ihrem Artikel „More than a Feeling“ verweist Alice Hasters auf rassistische Strukturen, ohne dabei auf einer individuellen Ebene Kritik an Weißen zu äußern, die Dreadlocks tragen: „Deshalb ist es mir, wenn ich ehrlich bin, meistens ziemlich egal, ob eine weiße Person Dreads trägt. Ich kann sogar mit einer weißen Person mit Dreadlocks ein nettes Gespräch führen, ohne über ihre Haare nachzudenken. Dass dem so ist, ändert jedoch nichts daran, dass ich ihre Frisur für eine Form der kulturellen Aneignung halte, die problematisch ist. Weiße Menschen sollten in der Lage sein, rassistische Handlungen und Machtstrukturen zu erkennen, ohne dass ich in Tränen ausbreche.“ <https://www.zeit.de/kultur/2019-12/rassismus-wut-trauer-gefuehle-diskurs-10nach8>, Zugriff 12. 12. 2023. Noch pointierter argumentiert ein Kommentar: „Wer tatsächlich auf eine Post-rassistische Gesellschaft hinarbeiten möchte, muss \*für\* kulturelle Aneignung sein. Jeder sollte möglichst alle Traditionen pflegen können und dürfen. Wenn Weiße Dreadlocks kennen und tragen und vielleicht dabei noch etwas über ihre Geschichte lernen, ist das eine \*gute\* Sache. Das schreibe ich als Afro-Deutscher.“
- 9 Zur kulturwissenschaftlichen Problematisierung des Begriffs Gruppe und zur Heterogenität sozialer Kollektive siehe Brubaker 2004 sowie Noyes 2003.

fen operiert, ohne diese kritisch einzuordnen. Alle skizzierten Fälle kreisen um die Frage, wem bestimmte kulturelle Ausdrucksformen gehören – zunächst noch nicht in einem rechtlichen (Shand 2002; Brown 2003), sondern in einem identitätspolitischen und durchaus auch ethnisierten Verständnis. Damit wird die Debatte um einiges komplexer, als sie im medialen Diskurs dargestellt wird. Denn weder Dreadlocks noch Dirndl oder „Indianerkostüme“ sind rechtlich geschützt. Sie haben keine Urheber\*innen, sind Bestandteil eines kulturellen Repertoires, das global verfügbar geworden ist und als Teil einer globalisierten Populärkultur verstanden werden kann.

Die Idee der Urheberschaft ist kulturspezifisch und keineswegs eine Universalie, wenngleich sie inzwischen weltweit Geltung besitzt. Zudem ist sie angesichts der vielfältigen Felder und Phänomene, bei denen mit kultureller Aneignung argumentiert wird – von der Repatriierung bis zur Popkultur –, nicht pauschal anwendbar. Mit dem Begriff des Urhebers oder der Urheberin oder mit Begriffen wie Diebstahl und Enteignung wird die Debatte in den oben genannten wissenschaftlichen Texten eindeutig rechtlich gerahmt. So tragen sie wissenschaftlich begründet aber selbst zu jenen Prozessen der Kommodifizierung und Verrechtlichung von Kultur bei, die Comaroff und Comaroff (2009) anhand zahlreicher Beispiele und der Frage danach, wie Ethnizität zur globalen Ware wird, dekonstruiert haben.

Die Debatte um kulturelle Aneignung ist mit einem viel umfassenderen Prozess zu kontextualisieren, in dem Ausschnitte von Kultur rechtlich gerahmt und mitunter zu einer Ware werden. Die interdisziplinäre Göttinger Forschungsgruppe 772 zur Konstituierung von Cultural Property hat dies entsprechend problematisiert (vgl. Groth et al. 2015; Brown 2003; Skrydstrup 2012) und eine Vielzahl instruktiver empirischer Fallstudien vorgelegt. Die Kulturanthropologin Regina Bendix geht davon aus – und die These wäre auf die Thematik der kulturellen Aneignung übertragbar –, „dass mehr Menschen sich an der Verhandlung ideeller Wertzuschreibung und damit Wertschätzung beteiligen. Gesellschaften sind demokratischer und heterogener geworden, und Akteure verfügen zum einen vermehrt über ein anthropologisiertes, kulturelles Selbstbewusstsein und beteiligen sich zum anderen an der Produktion oder zumindest am Konsum von – ebenfalls vermehrt – global zirkulierenden Auszügen kultureller Ästhetiken. Ideelle Wertzuschreibungen vermengen sich mit wirtschaftlichen Interessen, wodurch sich die Frage von Eigentümerschaft mehr oder weniger virulent zu den Verhandlungskomponenten hinzugesellt“ (Bendix 2005: 178).

Insofern wird die globale Konstituierung der Debatte um kulturelle Aneignung auch erst verstehbar durch den Blick auf verschiedene globale Entwicklungen, in denen Ausschnitte von Kultur in neue rechtliche und politische Rahmen eingeordnet werden: Die Zertifizierung als traditionell verstandener Lebensmittel (u. a. May 2016; Welz 2015), die Verhandlungen der World Intellectual Property Organization über traditionelle Kultur (Groth 2012) oder auch die Konventionen der UNESCO zur Erhaltung immateriellen Kulturerbes (Hafstein 2018; Kirshenblatt-Gimblett 2004;

Tauschek 2013) oder zum Schutz der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen: All diese politisch induzierten Interventionen bilden im Sinne Rolf Lindners (2003) eine spezifische Konstellation, in der auch neue Kulturverständnisse zirkulieren und in der Kultur in eine Ressource transformiert wird (Coombe 2009; Yúdice 2003), für welche dann Ansprüche artikuliert werden können. In all diesen (kultur-)politischen Interventionen werden Konzepte wie das der Urheberschaft oder der Rechtsansprüche an (traditioneller) Kultur globalisiert und als Argument global verfügbar gemacht.

Ein weiterer Aspekt wird in den Eingangsbeispielen greifbar: Die Debatte um kulturelle Aneignung ist affektgeladen und eignet sich zur Emotionalisierung, zur politischen Skandalisierung und Mobilisierung – und dies im gesamten politischen Spektrum. Kulturelle Aneignung ist dabei „ein umkämpfter Begriff, geradezu ein begrifflicher Knotenpunkt der kulturellen Kämpfe unserer Gegenwart“ (Balzer 2022: 75). Mit dem Verweis auf den Kulturbegriff werden in der Debatte aber häufig Zustände verschleiert, um die es eigentlich geht (u. a. Alltagsrassismus oder soziale Ungleichheit). Es muss die Aufgabe einer kritischen Kulturanalyse sein, die Skandalisierungen und Mobilisierungsstrategien sichtbar zu machen, die im Diskurs um kulturelle Aneignung enthalten sind. Dazu gehört, Paradoxien zu benennen und zu erklären, woher diese rühren. Weidel beispielweise bezieht sich auf zwei Formen kultureller Aneignung: Die eine – „Indianer“ und „Squaws“ – skandalisiert sie als Verbotskultur, für sie Signum linker Ideologie. Die andere – aus Ostwestfalen kommend würde sie bewusst kein Dirndl tragen – macht sich die Kritik an der kulturellen Aneignung hingegen zu eigen, um erneut die politischen Gegner\*innen populistisch zu diffamieren. Dieser Widerspruch fällt im Publikum nicht auf; die Skandalisierung verfängt. Die Rede von der kulturellen Aneignung dient Weidl zur Mobilisierung von Hass und zur Verächtlichmachung einer demokratischen, offenen und vielfältigen Gesellschaft. Sie ist anschlussfähig an rechtsextreme und rechtspopulistische Konzepte eines „Ethnopluralismus“ (Illmer 2021), gerade weil sie erst auf der Basis der Vorstellung distinkter Kulturen oder Ethnien wirkungsvoll ist.

Was die eingangs skizzierten Beispiele nicht problematisieren, sind jene Prozesse, in denen Ausschnitte von Kultur zu einer ökonomischen Ressource werden. Prominent ist dabei der Begriff des *cultural extractivism*, den der Aktivist Sócrates Vasquez und die Soziologin Avexnim Cojtí in der Zeitschrift *Cultural Survival* mit dem Konzept der kulturellen Aneignung in Beziehung setzen:

„Cultural appropriation includes forms of extractivism in Indigenous territories, where transnational mining, oil, gas, pharmaceutical, seed, and fashion industry companies, to name a few, exploit a natural resource, impacting the lives of the communities they have protected or rely on said resource for their livelihoods. Cultural appropriation is an asymmetric relationship between cultures and societies, where the dominant culture/society deals with and justifies its relations with minorities, in this case the Indigenous Peoples, to use their knowledge, ways of life, art, their

relationships with plants and animals, spirituality, worldviews and other aspects of Indigenous identity for capitalist consumption.“ (Vasques / Cojtí 2020)

Hier sind weitere Aspekte in hegemonie- und gouvernementalitätskritischer sowie postkolonialer Perspektive adressiert: die Positionierung von Minderheiten und globale Ausbeutungs- und Wertschöpfungsregime, die Kultur in eine global kommodifizierbare Ressource transformieren, wie in der Mode-, Kreativ- und Musikindustrie. Die Problematisierung von Asymmetrien wird erst seit einigen Jahren im gesellschaftlichen und politischen Diskurs mit dem Begriff kulturelle Aneignung problematisiert, hat aber Vorläufer: Im April 1973 hat sich der bolivianische Außenminister an den damaligen Generaldirektor der UNESCO gewandt. Konkreter Anlass war Simon and Garfunkels 1970 veröffentlichter Welthit „El Condor Pasa“, der auf einem traditionellen Lied der Anden beruht und der in der Folge unzählige Coverversionen nach sich zog. Der Außenminister kritisierte die Tatsache, dass beide Musiker enormen ökonomischen Profit aus einer Melodie schlugen, die eigentlich zum kulturellen Repertoire einer spezifischen Akteursgruppe zähle. In seiner kulturwissenschaftlichen Analyse hat Valdimar Hafstein das Vokabular der Aneignung herausgearbeitet: Begriffe im Brief des Außenministers wie „appropriation“, „depredation“ oder „usurpation“ (zit. n. Hafstein 2018: 23) verweisen auf Denk- und Argumentationsmuster, die ebenfalls in den Debatten um kulturelle Aneignung wieder artikuliert werden.

Noch lange bevor das Konzept des cultural extractivism seine terminologische Fassung erhielt, zeigt sich hier eine in erster Linie politisch induzierte Kritik an ökonomischen Globalisierungseffekten sowie ein spezifisches Verständnis kulturellen Eigentums, das primär interessengeleitet war: Der Außenminister war ein Vertreter jener Diktatur in Bolivien, die mit der Forderung, indigene Folklore zu schützen, die reale Unterdrückung der indigenen Bevölkerung verschleierte. Wie Hafstein als wissenschaftlicher Erzähler im Dokumentarfilm „El Condor Pasa“ analysiert: „Safeguarding is here a tool for disenfranchisement“.<sup>10</sup> Das Lied, das im Laufe seiner Geschichte auch Ausdruck von Widerstand und Protest bolivianischer Bergwerksarbeiter gegen staatliche Gewalt war, wurde selbst zum Instrument der Entrechtung durch eben diesen Staat.

10 <https://flightofthecondorfilm.com/#watch>. Zugriff 15. 12. 2023. „El Condor Pasa“ ist in seiner Vielschichtigkeit ein exzellentes Beispiel für Prozesse der Aneignung, für die Verrechtlichung und Ökonomisierung von Kultur und schließlich auch für deren Politisierung und politische Instrumentalisierung. Während Simon and Garfunkel, auch ohne dies zu explizieren, mit der Aufführung des indigenen Songs ihre Solidarität mit der armen und unterdrückten Bevölkerung der Andenregion ausdrückten, so Hafstein, sei dies aus Sicht der damit repräsentierten Akteure weniger als eine Wertschätzung indigener Musik, sondern vielmehr als ökonomische Ausbeutung interpretiert worden.

## Konzeptionalisierungen und Kritik

Der Begriff kulturelle Aneignung entfaltet sich in einer komplexen Gemengelage, in der wissenschaftliche und gesellschaftliche Definitionsansätze und Konzepte verflochten sind oder sich diametral gegenüberstehen. Der wissenschaftliche und gesellschaftliche Diskurs um kulturelle Aneignung ist ein Diskurs mit zirkulierenden Elementen. Deshalb lohnt besonders der Blick auf Konstellationen (kulturelles Eigentum, Transfer, Sampling, Zitat, Tradition etc.), denn einzelne Diskursfragmente tauchen in verschiedenen Kontexten (von der Restitutionsdebatte bis zur Populärkultur) auf, entwickeln dort ein Eigenleben oder werden mit neuen Themen angereichert.

Für welche Probleme bietet der Begriff der kulturellen Aneignung Lösungen?<sup>11</sup> Oder setzt er vielmehr an Symptomen an, berührt also nur die Oberfläche viel tiefer liegender, struktureller Probleme wie Hegemonie, Ungleichheit, Rassismus, die so nicht direkt angesprochen werden müssen? Kulturelle Aneignung kann im Sinne Dorothy Noyes' als „slogan-concept“ problematisiert werden: „The slogan-concept is an abstraction that seems to validate concrete realities, the name of a purportedly eternal idea used to launch a time-specific project, a tent providing shelter to actors coming from all directions“ (Noyes 2016: 412). Slogan-concepts kanalisieren Aufmerksamkeiten und mobilisieren Akteur\*innen in besonderer Weise. „*They distract us from intractable structural problems* [kursiv i.O.]. [...] As the symptoms are treated, the disease is ignored or naturalized [...] *They offer a direction that enables movement* [kursiv i.O.]“ (Noyes 2016: 413). Schließlich disziplinieren slogan-concepts Verhalten und nehmen klare Wertungen vor: „Concepts that purport to be analytical reveal themselves as normative, providing the principle by which behaviors can be classified as either constructive or destructive. Individuals are urged, perhaps required, to get with the program“ (Noyes 2016: 414). Vor diesem Hintergrund sind die im gesellschaftlichen (und teilweise auch im wissenschaftlichen) Diskurs formulierten Definitionen kultureller Aneignung mobilisierend und normativ, weil aus ihnen die vermeintlich richtigen und falschen Umgangsweisen mit Ausschnitten von Kultur abgeleitet werden und weil sie in dieser Dichotomisierung gerade nicht mehr differenzierend sind.

Diese Diagnose lässt sich für die metakulturellen Überlegungen zum Konzept der kulturellen Aneignung stellen: Im Zuge der Debatten um Karnevalskostüme für

11 Ein gutes Beispiel dafür, dass diese Perspektive auch für den wissenschaftlichen und nicht nur für den gesellschaftlichen Diskurs um kulturelle Aneignung fruchtbar zu machen ist, ist der musikpädagogische Beitrag von Ahlers und Weber, die mit ihrer Diskussion die Hoffnung verbinden, den Musikunterricht stärker für „Aspekte wie Macht, Rassismen, Klassismen und diversere Kulturbegriffe im Kontext von Aneignungsvorgängen“ zu sensibilisieren (Ahlers/Weber 2023: 41; zur Diskussion im Kontext der Musikpädagogik siehe auch Barth 2022).

Kinder verbunden mit dem Vorschlag, auf stereotypisierende Verkleidungen zu verzichten, hat das Online-Magazin „Hallo:Eltern“ eine Definition vorgeschlagen, die sich auf den ersten Blick geradezu kulturwissenschaftlich liest und auch an wissenschaftliche Definitionsansätze angelehnt zu sein scheint: „Was ist kulturelle Aneignung? Von kultureller Aneignung sprechen wir, wenn ein Bestandteil einer Kultur, wie eine traditionelle Kleidung, oder Körperbemalung, dem rituellen Kontext entrisen wird und von Menschen einer anderen Kultur zur eigenen Unterhaltung oder zum Vergnügen übernommen wird“ (Diedenhoven 2023).

Dieser Definitionsvorschlag betont als Problem den Aspekt der Ent- („entrisen“) und Neukontextualisierung („übernommen“) und der Funktionalisierung („Unterhaltung“, „Vergnügen“) und liegt nahe bei einem Definitionsvorschlag der Juristin Susan Scafidi, die zudem als Problem den Aspekt des Profits unterstreicht (Scafidi 2005). Diese Definition gleicht auch Lars Distelhorsts Überlegungen: „Als kulturelle Aneignung wird gemeinhin ein Vorgang verstanden, bei dem Menschen aus einer dominanten Kultur sich, ohne die Haltung der Betroffenen dazu zu beachten, Kulturelemente aus einer diskriminierten oder unterdrückten Kultur aneignen, wodurch deren Bedeutung verschoben oder verflacht wird“ (Distelhorst 2021: 12). Beide Definitionsvorschläge sind mobilisierend und normativ: Sie verweisen auf vermeintlich richtige und authentische Kontexte von Kultur und delegitimieren andere Formen – auch mit ethischen und moralischen Argumenten.

Frappierend sind in diesen Definitionsansätzen die Anklänge an einen Begriff volkskundlicher Forschung, der schon in den 1960er-Jahren mit dem Schlagwort Folklorismus kritisch reflektiert wurde (Bausinger 1966; Köstlin 1991). Hier ging es um die Beobachtung, dass mit einem wachsenden Tourismus Kultur zu Unterhaltungszwecken und aus ökonomischen Überlegungen heraus quasi als Kultur „aus zweiter Hand“ (Moser 1962: 180) – so die damalige Formulierung – entkontextualisiert werde. Mehrere Probleme ergeben sich daraus, die schon in den 1960er-Jahren in der Volkskunde im Rahmen der Folklorismusedebatte erkannt und benannt wurden. So wurde hier von mehr oder weniger geschlossenen Kulturen ausgegangen sowie mit dem Verweis auf eine vermeintliche Entkontextualisierung von der Authentizität kultureller Praktiken, Ausdrucksformen oder Artefakte und schließlich konsequenterweise von illegitimen und verfälschenden Aufführungspraktiken gesprochen. Auch im Begriff Folklorismus, den man als wissenschaftliches slogan-concept dekonstruieren kann, sind Vorstellungen kulturellen Eigentums angelegt. War der Begriff Folklorismus zunächst ein in der Folge problematisiertes und kulturtheoretisch ad acta gelegtes wissenschaftliches Konzept, findet sich die damit bezeichnete Vorstellung hingegen auch weiterhin in der gesellschaftlichen Wirklichkeit und prägt bis heute die normative Beurteilung sogenannter Volkskultur.

Als in den Cultural Studies der 1970er- und 1980er-Jahr das Konzept der kulturellen Aneignung geprägt wurde, lag der kritische Fokus auf Ungleichheits- und

Machtverhältnissen (Ashley/Plesch 2002). In diese Richtung argumentiert auch Richard A. Rogers in seinem 2006 erschienen Beitrag „From Cultural Exchange to Transculturation“. Rogers stellt hier fest, der Begriff Cultural Appropriation sei bislang (also bis 2006) kaum definitorisch gefasst und untertheoretisiert. Er schlägt vor, die mit kultureller Aneignung verbundenen Prozesse eher als „transculturation“ zu fassen. Dazu definiert er zunächst vier verschiedene Typen kultureller Aneignung: 1) „cultural exchange“, 2) „cultural dominance“, 3) „cultural exploitation“ und schließlich 4) „transculturation“.<sup>12</sup> Darauf aufbauend problematisiert Rogers den Kulturbegriff, indem er auf Dynamiken und die komplexen Mechanismen kultureller Weitergabe und Pro- wie Reproduktion hinweist. Nicht zuletzt deshalb macht er sich für den Begriff der „transculturation“ stark, weil er Aneignungsformen im späten Kapitalismus, im Neokolonialismus und in der Postmoderne besser abbilde: „Transculturation involves cultural elements created through appropriations from and by multiple cultures such that identification of a single originating culture is problematic. Transculturation involves ongoing, circular appropriations of elements between multiple cultures, including elements that are themselves transcultural“ (Rogers 2006: 491). Gleichwohl geht er im Fazit davon aus, kulturelle Aneignung sei unhintergebar: „Cultural appropriation is inescapable, but that is not to say all acts of appropriation are equal“ (Rogers 2006: 499).

In einer ähnlichen Denktradition argumentiert die Ethnologin Susanne Schröter, die ein Artikel der *ZEIT* folgendermaßen zitiert: Kulturelle Aneignung sei „grundsätzlich eher etwas Positives“. „Menschen haben stets Dinge von anderen übernommen, wenn sie diese für sinnvoll erachtet haben. Um es auf den Punkt zu bringen, ist die gesamte Menschheitsgeschichte eine Geschichte kultureller Aneignungen, ohne die es keine Entwicklung gegeben hätte“ (O.A. 2022b).<sup>13</sup> Aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive ist diese Einschätzung in hohem Maße problematisch, nicht zuletzt in ihrer Ahistorizität.<sup>14</sup> Denn das Konzept der kulturellen Aneignung

12 In der Empirie dürften solche idealtypischen Kategorisierungen hingegen kaum so trennscharf zu ziehen sein. Wann, in welchen Kontexten und von wem wird etwas als kultureller Austausch oder als kulturelle Dominanz gewertet?

13 Ganz anders argumentiert ebenfalls aus einer ethnologischen Perspektive Hans Peter Hahn. Für ihn ist Aneignung ein Konzept, „das in verschiedenen Arenen den Kampf um die Definition von Kultur und Tradition beschreibt. Grundlage für diese Auseinandersetzung sind (vielfach fragwürdige) Besitzansprüche sowie (in ihrer Legitimität zweifelhafte) Strategien der Exklusion“ (Hahn 2011: 19).

14 Dies gilt auch für den Vorschlag Jens Balzers, Appropriation in einem ethischen Sinne in gute und schlechte Appropriation zu unterscheiden, als wäre diese Unterscheidung objektiv zu vollziehen, ohne die kulturellen, politischen, wissenschaftlichen oder auch lebensweltlichen Rahmen zu berücksichtigen. Balzer argumentiert folgendermaßen: „Eine gute Appropriation ist jene, die erfinderisch ist; die das Spiel der kulturellen Möglichkeiten erweitert; und auch eine, die uns zeigt, dass Identität ‚nicht aus einer einzigen Wurzel erwächst‘, sondern ‚aus einem Wurzelgeflecht, einem Rhizom‘. Identität ist immer hybrid, gemacht, unablässig im Werden und in der Veränderung.

ist ein vergleichsweise junges, zunächst wissenschaftliches Konzept, das im Kontext der Cultural Studies dazu diente, machtvolle Prozesse der Übernahme oder des Transfers (ein Konzept, das kulturwissenschaftlich ebenso zu problematisieren ist) offenzulegen. Selbstverständlich zeichnet sich ein sozialkonstruktivistischer kulturwissenschaftlicher Kulturbegriff dadurch aus, dass er Kultur als dynamischen Prozess konzeptualisiert, also für Kultur kreative Übernahmen im historischen Verlauf charakteristisch sind. Im gesellschaftlichen Diskurs hingegen wird kulturelle Aneignung, wie das bei vielen kulturwissenschaftlichen Begriffen der Fall ist, anders gebraucht als in der wissenschaftlichen Debatte.<sup>15</sup> Wir haben es hier mit einem problematischen Übersetzungsproblem zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zu tun, das nur noch schwer einzuholen ist, weil das Begriffspaar im gesellschaftlichen Diskurs ideologisch instrumentalisiert ist und kulturwissenschaftliche Stimmen kaum noch durchzudringen in der Lage sind.

Im Diskurs um kulturelle Aneignung wird Kultur zur Ware, zu einer politischen Ressource und damit grundsätzlich auch ideologisierbar. Der Kulturbegriff wird hierbei „zur Durchsetzung von Interessen, zur Asymmetrisierung kultureller Ansprüche und vor allem zur Distinktion“ (Nassehi 2023: 241) genutzt. Die Debatten um kulturelle Aneignung sind in globale Transformationsprozesse eingebettet. Sie entstehen im Rahmen einer global auszumachenden Neujustierung und Instrumentalisierung des Kulturbegriffs, verdanken ihr Argument der Idee kultureller Vielfalt, verbinden dieses dann aber – unter anderem auch mit Formen eines strategischen Essenzia-

Eine Praxis der Appropriation, die diese Hybridität und die ambivalente Verfasstheit jeglicher kultureller Identität sichtbar macht, ist eine im ethischen Sinn gute Appropriation. Eine schlechte Appropriation ist hingegen jede, die scheinbar vorgegebene Identitäten hinnimmt und verfestigt, die bestehende Machtverhältnisse ästhetisch ausnutzt und damit politisch zementiert. Schlechte Appropriation beutet ästhetische Erzeugnisse marginalisierter Menschen aus der Position einer hegemonialen Mehrheitsgesellschaft aus und schreibt diese Menschen dabei zugleich in ihrem Status der Marginalisierung fest“ (Balzer 2022: 53–54). Das kulturwissenschaftliche Problem dieser universalistischen Trennung vermeintlich guter oder schlechter Aneignung liegt unter anderem in der Negation einer kulturellen und historischen Einbettung, der selbstverständlich auch Aneignung unterliegt. Folgte man Balzers Bewertung, wäre Simon and Garfunkels kreative Übernahme in El Condor Pasa eine gute Appropriation. Die Ausführungen zur angenommenen schlechten Appropriation sind insofern inkonsistent, als der Vorwurf kultureller Aneignung ja gerade auf der Annahme vorgegebener Identitäten (oder Kulturen oder Ethnien) beruht. Diesen paradoxalen Zusammenhang lässt Balzer außer Acht.

- 15 Hier besteht dasselbe Problem, auf das Regina Römhild in ihren Arbeiten zum Thema Ethnizität hingewiesen hat: „In der sozialen und kulturellen Praxis trifft die ethnologische Forschung [...] auf eine anhaltende Macht der Ethnisierung, d. h. auf Einordnung und Festschreibung von Menschen und ihrem Handeln nach Kategorien einer kollektiven ‚Herkunft‘ – und damit auf ein im Alltag der Gesellschaft wirksames Kulturkonzept, das sie selbst mit hergestellt hat, aber längst hinter sich glaubt: Kultur als statisch aufgefasste Einheit mit Raum und Gruppe“ (Römhild 2007: 158).



lismus – mit dem Versuch einer rechtlichen, identitätspolitischen oder moralischen Fixierung.

### **Aneignung – kulturelle Aneignung**

Ziel des Beitrags war es, das Konzept der kulturellen Aneignung kulturwissenschaftlich zu dekonstruieren. Der Vorwurf der kulturellen Aneignung ist populistisch leicht zu missbrauchen und wirkt als slogan-concept im linken wie im rechten politischen Spektrum mobilisierend. Dabei basiert er auf einem Kulturbegriff, den die kulturwissenschaftlichen Disziplinen längst hinter sich gelassen haben: ein Kulturbegriff, der Differenz naturalisiert und diese als quasi objektive Größe annimmt. Das Konzept der kulturellen Aneignung ist selbst als (identitäts-)politische Aneignung eines kulturwissenschaftlichen Aneignungsbegriffs zu interpretieren. Dieser wiederum ist in der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung entsprechend theoretisch-konzeptionell gefasst. Judith Blume, Caroline Merkel und Linda Waack haben die wissenschaftsgeschichtlichen Stränge des Aneignungsbegriffs herausgearbeitet, auf den prozesshaften Charakter von Aneignung und auf die politischen Dimensionen hingewiesen. Mit dem Konzept Aneignung werde „fast immer ein politischer Akzent gesetzt“ (Blume et al. 2013: 159), in einem marxistisch geprägten Aneignungsbegriff, in Judith Butlers Überlegungen zur Aneignung als subversiver Praxis oder im Kontext der Postcolonial Studies. Aneignung betont die Prozesshaftigkeit kultureller Produktion, Reproduktion, Weitergabe und Transformation (Ashley/Plesch 2002). Wer über Kultur forscht, muss sich zwangsläufig mit den komplexen Formen und Prozessen der Aneignung (Bausinger 1981), aber auch mit konfliktreichen, machtdurchdrungenen Aushandlungsprozessen auseinandersetzen.

Das Konzept der kulturellen Aneignung im gesellschaftlichen Diskurs verdankt seinen rasanten Aufstieg der Genese eines Denk- und Argumentationsmusters, das kulturelle Differenz essenzialisiert. Damit reiht es sich ein in eine lange Tradition und schöpft seine Argumente aus Entwicklungen, in denen Ausschnitte von Kultur aufgewertet oder verrechtlicht werden – wie im Fall der entsprechenden UNESCO-Konventionen zum Schutz immaterieller Kultur oder zum Erhalt kultureller Vielfalt. Dass der Vorwurf der kulturellen Aneignung im medialen Diskurs hohe Aufmerksamkeit und vielfache Kommentierung nach sich zog, ist ein Beleg dafür, dass die hier vorgebrachten Argumente längst gesellschaftlich plausibel geworden sind. Auch wenn der Höhepunkt des Diskurses vielleicht schon hinter uns liegt und das Maß an Skandalisierung abgenommen hat, so bleibt doch ein Denken, das vermeintlich legitime von illegitimen Nutzungsweisen von Kultur unterscheidet, das Kultur als Container und als Differenzkategorie ideologisiert. So gesehen ist der Vorwurf der kulturellen Aneignung in seinem normativen Verständnis von Kultur Teil des Problems, das er lösen möchte.

Nun muss ebenfalls konstatiert werden, dass in der Frage, ob ein Dirndl nur in Bayern und nicht in Westfalen getragen werden darf, lediglich auf den ersten Blick weniger politische Sprengkraft liegt als in jenen post- oder neokolonialen Zusammenhängen, in denen Formen des cultural extractivism handfeste Lebensgrundlagen zerstören.<sup>16</sup> In beiden Fällen lassen sich – auch wenn die Kontexte sich unterscheiden – Mobilisierungspotenziale eines Kulturbegriffs erkennen, der auf der Fiktion kultureller Reinheit beruht und der Herkunft und Abstammung als Begründung dafür in Stellung bringt, wer über welche Ausdrucksformen von Kultur verfügen darf. Darin liegt aber ebenso wie in den mit dem Vorwurf der kulturellen Aneignung adressierten Stereotypisierungen und Rassismen ein gravierendes gesellschaftliches Problem, das mit einem re-essenzialisierenden Kulturbegriff nicht gelöst, sondern tendenziell verschärft wird.<sup>17</sup>

## Literatur

- Abu-Lughod, Lila. 1991. „Writing against culture.“ In *Recapturing Anthropology: Working in the Present*, hrsg. von Richard G. Fox, 137–162. Santa Fe: School of American Research Press.
- Ahlers, Michael und Bernhard Weber. 2023. „Aneignung – diskursive Erweiterungen und Reflexionen“. *Zeitschrift für Kritische Musikpädagogik*: 25–47.
- Arya, Rina. 2021. „Cultural Appropriation: What it is and Why it Matters?“ *Sociology Compass* 15 (10): 1–11. <https://doi.org/10.1111/soc4.12923>
- Ashley, Kathleen und Véronique Plesch. 2002. „The cultural process of ‚Appropriation‘.“ *Journal of Medieval and Early Modern Studies* 32 (1): 1–15. <https://doi.org/10.1215/10829636-32-1-1>
- Balzer, Jens. 2022. *Ethik der Appropriation*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Barth, Dorothee. 2022. „(Zu) Wem gehören Musiken? Interkulturelles Musizieren im Spannungsfeld kultureller Aneignungsprozesse.“ *Interkulturelle Musikerziehung*. <https://www.interkulturelle-musikerziehung.de/texte.htm>. Zugriff 01. 12. 2023.
- Bausinger, Hermann. 1981. „Technik im Alltag: Etappen der Aneignung.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 77 (2): 227–242.

16 Ohnehin gälte es, noch einmal genauer darüber nachzudenken, wie sich auch die wissenschaftlichen Diskursräume unterscheiden – etwa in den USA oder in anderen postkolonialen Kontexten, in denen cultural appropriation doch anders diskutiert wird als hierzulande (Ziff/Rao 1997).

17 Selbstverständlich hat kultur- und sozialwissenschaftliche Forschung auch die Aufgabe, die Ungleichheits- und Machtverhältnisse und sicherlich auch die Ausbeutungslogiken offenzulegen, auf die sich die Debatten um kulturelle Aneignung beziehen. Es ist unabdingbar, dass wir uns mit guten kulturwissenschaftlichen Argumenten gegen die kulturalisierenden und essenzialisierenden Effekte, die in der gesellschaftlichen Debatte um kulturelle Aneignung zutage treten, ebenso positionieren wie gegen jede Form des Rassismus, der kulturell begründeten Stereotypisierung und Stigmatisierung.

- Bausinger, Hermann. 1966. „Zur Kritik der Folklorismuskritik.“ In *Populus Revisus* (Volksleben, 14): 61–75.
- Bendix, Regina F. 2015. „Eigentum, Kultur(erbe) und Wert.“ In *Kulturelles Eigentum: Instrumente, Querschnitte, Fallstudien* (Göttinger Studien zu Cultural Property, 9), hrsg. von Stefan Groth, Regina F. Bendix und Achim Spiller, 177–196. Göttingen University Press. <https://doi.org/10.4000/books.gup.545>
- Blume, Judith, Caroline Merkel und Linda Waack. 2013. „Aneignung/Appropriation 1960–1990: Materialien, Programme, Verfahren.“ In *Kultur\_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen*, hrsg. von Reinhard Johler, Christian Marchetti und Bernhard Tschofen, 152–159. Münster: Waxmann.
- Brammer, John Paul. 2018. „The Difference Between Appreciating and Appropriating Queer Culture.“ *OprahDaily*, 02. 10. 2018. Zugriff 12. 12. 2023 <https://www.oprahdaily.com/life/a23601818/queer-cultural-appropriation-definition/>.
- Brown, Michael F. 2003. *Who Owns Native Culture?* Cambridge: Harvard University Press.
- Brubaker, Rogers. 2004. *Ethnicity without Groups*. Cambridge: Harvard Univ. Press. <https://doi.org/10.4159/9780674258143>
- Comaroff, Jean und John L. Comaroff. 2009. *Ethnicity, Inc*. Chicago, Ill.: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226114736.001.0001>
- Coombe, Rosemary. 2009. „The Expanding Purview of Cultural Properties and their Politics.“ *Annual Review of Law and Social Sciences* 5: 393–412. <https://doi.org/10.1146/annurev.lawsocsci.093008.131448>
- Diedenhoven, Sarah. 2023. „Indianer-Kostüm: Darf mein Kind das noch tragen?“ *Hallo: Eltern*, 06.02. 2023. Zugriff 19. 11. 2023. <https://www.hallo-eltern.de/lifestyle/kostueme-kulturelle-aneignung/>.
- Dippel, Anne. 2022. „Stein-Zeit: Was heißt Ethnografie schreiben heute?“ *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 125 (2): 193–231.
- Distelhorst, Lars. 2021. *Kulturelle Aneignung*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Dümling, Sebastian. 2023. „The Heroic Deed, the Wrong Word and the Utopia of Clarity: The Discourse of Germany’s New Right on Elites and its Links to Popular Culture.“ In *The Cultural Politics of Anti-Elitism*, hrsg. von Moritz Ege und Johannes Springer: 209–223. London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003141150-15>
- Groth, Stefan. 2012. *Negotiating Tradition: The Pragmatics of International Deliberations on Cultural Property* (Göttingen Studies in Cultural Property, 4). Göttingen: Göttingen University Press. <https://doi.org/10.4000/books.gup.608>
- Groth, Stefan, Regina F. Bendix und Achim Spiller, Hrsg. 2015. *Kulturelles Eigentum: Instrumente, Querschnitte, Fallstudien* (Göttinger Studien zu Cultural Property, 9). Göttingen University Press. <https://doi.org/10.4000/books.gup.528>
- Hafstein, Valdimar Tr. 2018. *Making Intangible Heritage: El Condor Pasa and Other Stories from UNESCO*. Bloomington: Indiana University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv4v3086>
- Hahn, Hans Peter. 2011. „Antinomien kultureller Aneignung: Einführung.“ *Zeitschrift für Ethnologie* 136 (1): 11–26.

- Hann, Chris. 2007. „Weder nach dem Revolver noch dem Scheckbuch, sondern nach dem Rotstift greifen: Plädoyer eines Ethnologen für die Abschaffung des Kulturbegriffs.“ *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1: 125–146.
- Hermann, Rudolf. 2019. „Eine Frisur gibt zu reden in Schweden.“ *Neue Zürcher Zeitung*, 30.01.2019. Zugriff 22.11.2023. <https://www.nzz.ch/international/schweden-frisur-der-kulturministerin-gibt-zu-reden-ld.1455718>.
- Illmer, Leonie Johanna. 2021. „Ethnopluralist\_innen – das sind die Anderen: Linker Ethnopluralismus in den Debatten um kulturelle Aneignung.“ In *Rechte Verhältnisse in Hochschule und Gesellschaft: Rassismus, Rechtspopulismus und extrem Rechte zum Thema machen*, hrsg. von Markus Baum, Julia Maria Breidung und Martin Spetsmann-Kunkel: 97–109. Opladen et al.: Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1sfsdw7.8>
- Kirshenblatt-Gimblett, Barbara. 2004. „Intangible Heritage as Metacultural Production.“ *Museum International* 56: 52–65. <https://doi.org/10.1111/j.1350-0775.2004.00458.x>
- Köstlin, Konrad. 1991. „Folklore, Folklorismus und Modernisierung.“ *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 87: 46–66.
- Lindner, Rolf. 2003. „Vom Wesen der Kulturanalyse.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 99: 177–188.
- Matthes, Erich Hatala. 2016. „Cultural Appropriation Without Cultural Essentialism?“ *Social Theory and Practice* 42 (2): 343–366. <https://doi.org/10.5840/soctheorpract201642219>
- May, Sarah. 2016. *Ausgezeichnet! Zur Konstituierung kulturellen Eigentums durch geografische Herkunftsangaben*. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen. <https://doi.org/10.17875/gup2016-1005>
- May, Sarah. 2020. „Kultur.“ In *Kulturtheoretisch argumentieren*, hrsg. von Timo Heimerdinger und Markus Tauschek, 236–269. Münster, New York: Waxmann.
- Moser, Hans. 1992. „Vom Folklorismus in unserer Zeit.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 58: 177–209.
- Nassehi, Armin. 2023. *Gesellschaftliche Grundbegriffe: Ein Glossar der öffentlichen Rede*. München: C.H. Beck. <https://doi.org/10.17104/9783406807695>
- Noyes, Dorothy. 2003. „Group.“ In *Eight Words for the Study of Expressive Culture*, hrsg. von Burt Feintuch, 7–41. University of Illinois Press.
- Noyes, Dorothy. 2006. „The Judgement of Solomon: Global Protections for Tradition and the Problem of Community Ownership.“ *Cultural Analysis* 5: 27–56.
- Noyes, Dorothy. 2016. *Humble Theory: Folklore's Grasp on Social Life*. Bloomington: Indiana University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1zxx0bs>
- O.A. 2019. „Erste Kita verbietet Indianer-Kostüme – Politikerin empört.“ *Bild*, 06.03.2019. Zugriff 04.12.2023. <https://www.bild.de/regional/hamburg/news/um-niemanden-zu-diskriminieren-erste-kita-verbietet-indianer-kostueme-60498194.bild.html>.
- O.A. 2022a. „‘Fridays for Future’ lädt Musikerin wegen Dreadlocks aus.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 23.03.2022. Zugriff 22.11.2023. <https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/fridays-for-future-laedt-musikerin-wegen-dreadlocks-von-demo-aus-17904467.html>.
- O.A. 2022b. „Für die Debatte ist das nicht gut‘. Die Rücknahme zweier „Winnetou“-Buchtitel sorgt für Spott und Unverständnis. Die einen sprechen von „harmlosen“ Geschichten. Andere hätten sich eine Diskussion gewünscht.“ *Zeit Online*, 23.08.2022. Zugriff

- 12.12.2023. [https://www.zeit.de/kultur/2022-08/winnetou-buecher-ravensburger-ruecknahme-debatte?utm\\_referrer=https%3A%2F%2Fde.wikipedia.org%2F](https://www.zeit.de/kultur/2022-08/winnetou-buecher-ravensburger-ruecknahme-debatte?utm_referrer=https%3A%2F%2Fde.wikipedia.org%2F).
- Peball, Roland W. und Klaus Schönberger. 2022. „Anfang und Ende des Dispositivs Kärnten/ Koroška: Deutungskämpfe und Erinnerungspolitiken als Contentious Cultural Heritages.“ *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 125 (1): 5–36.
- Rogers, Richard A. 2006. „From Cultural Exchange to Transculturation: A Review and Re-conceptualization of Cultural Appropriation.“ *Communication Theory* 16 (4): 474–503. <https://doi.org/10.1111/j.1468-2885.2006.00277.x>
- Römhild, Regina. 2007. „Fremdzuschreibungen – Selbstpositionierungen: Die Praxis der Ethnisierung im Alltag der Einwanderungsgesellschaft.“ In *Ethnizität und Migration: Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder*, hrsg. von Brigitta Schmidt-Lauber, 157–178. Berlin: Reimer.
- Scafidi, Susan. 2005. *Who Owns Culture? Appropriation and Authenticity in American Law*. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Scheer, Monique. 2014. *Bindestrich-Deutsche? Mehrfachzugehörigkeit und Beheimatungspraktiken im Alltag*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.
- Shand, Peter. 2002. „Scenes from the Colonial Catwalk: Cultural Appropriation, Intellectual Property Rights, and Fashion.“ *Cultural Analysis: An interdisciplinary Forum on Folklore and Popular Culture* 3: 47–88.
- Skrydstrup, Martin. 2012. „Cultural Property.“ In *A Companion to Folklore*, hrsg. von Regina Bendix und Galit Hasan-Rokem, 520–536. Hoboken: John Wiley & Sons. <https://doi.org/10.1002/9781118379936.ch27>
- Tauschek, Markus. 2013. *Kulturerbe: Eine Einführung*. Berlin: Reimer. <https://doi.org/10.5771/9783496030270>
- Vasques, Sócrates und Avexnim Cojtí. 2020. „Cultural Appropriation: Another Form of Extractivism of Indigenous Communities.“ *Cultural Survival*, 07.12.2020. Zugriff 12.12.2023. <https://www.culturalsurvival.org/news/cultural-appropriation-another-form-extractivism-indigenous-communities>.
- Welz, Gisela. 2015. *European Products: Making and Unmaking Heritage in Cyprus*. New York: Berghan Books. <https://doi.org/10.2307/j.ctv6jmwb9>
- Young, James und Conrad G. Brunk, Hrsg. 2012. *The Ethics of Cultural Appropriation*. Hoboken: Wiley-Blackwell.
- Yúdice, George. 2003. *The Expediency of Culture: Uses of Culture in the Global Era*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822385370>
- Ziff, Bruce H. und Pratima V. Rao. 1997. *Borrowed Power: Essays on Cultural Appropriation*. New Brunswick: Rutgers University Press.

---

## Forum

### **dringend!? Zeithorizonte kulturwissenschaftlicher Sprachfähigkeit**

Die Pandemie war ein imposantes Beispiel dafür, wie komplexe, differenzierte und nicht selten vorläufige Erkenntnisse der Wissenschaften, auch der Kulturwissenschaften, auf die Bedingungen beschleunigter medialer Schlagzeilen- und Konfrontationslust in einer rasch sich verändernden gesellschaftlichen Situation treffen. Und dafür, welche Dynamiken, Verwerfungen und auch Erfolge gelungener Wissenskommunikationen sich hieraus entwickeln können. Es ergeben sich immer wieder – und nicht nur in der Pandemie – Situationen, in denen die Wissenschaften dazu herausgefordert sind, sich zeitnah zu äußern.

Die Rhythmen kulturwissenschaftlicher Arbeit, politischer Agendasetzung und medialer Aufmerksamkeitsökonomie verlaufen jedoch nur selten zueinander synchron. So gerne das Argument gesellschaftlicher Relevanz und aktueller Bezugnahme kulturwissenschaftlicher Expertise auch mobilisiert wird, so herausfordernd ist es bisweilen, diesen Anspruch im konkreten Fall auch einzulösen.

Die programmatische Kombination aus thematischer Alltagsnähe und kritisch-gegenwartsanalytischer Bezugnahme kann inner- wie außerefachlich zu Dringlichkeiten führen, die Zugzwänge ganz eigener Art entstehen lassen.

Mal ist kurzfristig Expertise gefordert, die erst durch längerfristige Forschung aufgebaut werden müsste, wozu aber die Zeit fehlt. Mal werden langfristige Forschungsperspektiven erfragt, die aber ohne hellseherische Fähigkeiten kaum seriös benannt werden können. Und dann gibt es ja auch noch die zyklisch auftretenden Anfragen („Osterhaseninterviews“), deren Bearbeitung in die Rhythmen medialer Textproduktion eingepasst werden muss.

Stets sind Wissenschaften gefordert, mit unterschiedlichen Vorlaufzeiten sprachfähig und sprechbereit zu sein. Die nachvollziehbare mediale und auch gesellschaftliche Erwartung an Wissenschaft ist es, auch aktuelle Entwicklungen kompetent zu kommentieren, einzuordnen und zu erläutern und somit die journalistische Berichterstattung wissenschaftlich zu begleiten. Oft stellt sich jedoch die Frage, ob hier überhaupt anders als mit schnellen, allgemeinen oder alten Antworten auf neue Fragen reagiert werden kann. Für geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Fächer ergibt sich in diesen Dringlichkeitsszenarien allerdings auch die Chance, dem eigenen Anspruch nach gesellschaftlicher Relevanz und Reaktivität gerecht zu werden. Die Gelegenheit für *third mission*, Wissenstransfer und öffentliche Wahrnehmbarkeit ist einerseits günstig wie bedrängend. Andererseits gibt es innerfachlich den Wunsch, die

eigenen Themen auch unabhängig von Aktualitätskonjunkturen seriös und fundiert zu platzieren. Denn die Logiken der medialen Kurzfristigkeit treffen auf die Bedingungen wissenschaftlicher Wissensproduktion, die in unserem Fall zwar auch den Modus der *rapid ethnography* kennt, in aller Regel jedoch auf die gründliche, längerfristige und sorgfältig reifende Form der Erkenntnis setzt. Sowohl die Bedingungen von Lang- als auch die von Kurzfristigkeit erfordern dabei je eigene Strategien des Umgangs. Je nach Thema, institutionellem Kontext oder fachpolitischer Zielsetzung stellen sich die Herausforderungen und Strategien unterschiedlich dar.

Das Forum in diesem Heft versammelt Beispiele für unterschiedliche Konstellationen zwischen Dringlichkeit, Wunsch nach Reaktivität und Zeitbedarf und gibt Raum für Innensichten des Umgangs mit diesen Relationierungen. Es möchte damit zu einer Diskussion um Rhythmen, Kongruenzfragen und Zeithorizonte kulturwissenschaftlicher Wissensproduktion in unterschiedlichen medialen, institutionellen und zivilgesellschaftlichen Kontexten beitragen und legt dabei seinen Schwerpunkt auf die außeruniversitäre fachliche Arbeit in Landesstellen (Lisa Maubach), musealer Ausstellungsarbeit (Brigitte Heck) und Provenienzforschung im Museum (Birgit Jöhler, Kathrin Pallestrang und Magdalena Puchberger). Abgeschlossen wird das Forum durch einen Essay von Alexandra Schwell, in dem sie die Dynamik von Dringlichkeiten nichtwissenschaftlicher Arbeit innerhalb der Universität charakterisiert.

TH für die Redaktion

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.06>

Lisa Maubach

## **Auf Maß – Vermittlungsarbeit zwischen massenmedialer Anforderung und akademischen Standards**

Ende Oktober an einem Freitag: Am späten Vormittag sucht das überregionale Fernsehen per E-Mail eine\*n Interviewpartner\*in zum Thema Halloween / St. Martin und der jährlich wiederkehrenden Frage, ob Halloween den rheinischen St. Martins-Brauch verdrängt. Eine Stunde später folgt die nächste Anfrage: Die lokale Zeitungsredaktion erbittet Expertise zum selben Thema. Wieder eine Stunde später fragt das Lokalradio telefonisch in derselben Sache an. Bei allen Anfragen steht Eile an; noch am Nachmittag sollen die Film- bzw. Tonaufnahmen entstehen und ein Pressegespräch geführt werden. Ich frage mich mal wieder: Kommen die alljährlichen Brauchtage so unvermittelt, dass die Redaktionen nicht früher planen können?

Als kulturanthropologische Forschungs- bzw. als Landesstelle ist es für die Abteilung Alltagskultur und Sprache im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte eine unserer kulturpolitischen Aufgaben, die zyklisch auftretenden Anfragen

zu Fest- und Feiertagen und den zugehörigen Bräuchen und Ritualen zu beantworten. Wir machen das gerne, denn wir sind dauerhaft zu Ritualen und Bräuchen in unserer Region und darüber hinaus in unserer Gesellschaft im Forschungseinsatz. Wir beobachten, nehmen Veränderungen wahr, führen Interviews, sammeln zu alten Phänomenen und dokumentieren neue wie Weihnachtswichel oder Elternschaftsrituale.

Aus dem Alltagsgeschäft wissen wir um die Kurzfristigkeit der massenmedialen Anfragen; sich darüber zu ärgern ist überflüssig. Wir müssen uns anders organisieren. Trotz Brückentag, Urlaub oder anderer Verpflichtungen muss ein Teammitglied als Ansprechperson die tagesbezogenen Anfragen befriedigen, damit wir unserem Serviceauftrag gerecht werden. Mittelfristig sollten wir gemeinsam mit den Landesstellen und anderen Institutionen ein überregionales Netzwerk von Fachleuten mit Spezialwissen aufbauen, die man bei bestimmten Themenanfragen weiterempfehlen kann. Das würde uns alle vor unbefriedigender Schnellrecherche und gefühlter ‚Semikompetenz‘ schützen und die Sprachfähigkeit unseres Faches in der Öffentlichkeit gewährleisten. Es muss ja nicht jede\*r alles wissen und bedienen.

Der Begriff „Landesstelle“ wird als Bündelbegriff für außeruniversitäre Institutionen für Forschung und Vermittlung im deutschsprachigen Raum verwendet. Die von Ira Spieker und Sönke Friedreich 2021 herausgegebene Übersicht „Alltag, Kultur, Wissenschaft – Die volkskundlich-kulturanthropologischen Institute und Landesstellen“ macht deutlich, dass uns trotz aller Heterogenität die Aufgabe der „Vermittlung alltagsbezogener Forschung im regionalen Umfeld“ (ebd., S. 8.) eint. Auch wir in Bonn vermitteln unsere Forschungsergebnisse auf aktuelle Geschehnisse und Zielgruppen hin maßgeschneidert. Allerdings erforschen wir nicht nur „Bräuche im Jahreslauf“; unser Thema ist ganz allgemein die Alltagskultur im Rheinland mit all ihren Facetten, also auch nicht jahreszeitlich gebundene Rituale, Sprache, Migration, Erinnerungskultur(en) u. a. m. Wir sind viel breiter aufgestellt, als die Medienlandschaft uns wahrnimmt.

Mit der Vermittlungsarbeit fungieren wir als Bindeglied zwischen der Kulturwissenschaft und der allgemeinen Öffentlichkeit und nehmen damit eine gesellschaftliche Aufgabe wahr, haben also die häufig genannte hohe gesellschaftliche Relevanz. Aber werden wir auch so in der breiten Öffentlichkeit wahrgenommen? Teils ja, teils nein ist wohl die richtige Antwort. Denn die einseitige Fokussierung der Medien auf Expertisen zu Bräuchen im Jahreslauf oder brauchbezogenes Festgeschehen wie im Schützen- oder Karnevalswesen prägt auch die öffentliche Wahrnehmung.

Hier müssen wir ansetzen. Veränderungen im Alltag führen zu Transformationen. Das mediale Interesse bietet unserem Fach durch die Landesstellen als Sprachrohr die Chance, auf das aktuelle Tagesgeschehen Bezug zu nehmen, dieses in größere Entwicklungsdimensionen einzuordnen und Transformationsprozesse zu erklären. Die Anfragen zu Bräuchen können wir nutzen, um diese in größere gesellschaftliche Kontexte einzuordnen und so an übergeordnete Fragen, die uns aktuell



bewegen, anzuschließen. So können wir proaktiv gesellschaftliche Fragestellungen in der medialen Öffentlichkeit platzieren, also von der Reaktion in die Aktion kommen. Dabei können wir, auch forsch und provokant, mit immer wiederkehrenden, falsch kolportierten Vorstellungen, etwa dem von Coca-Cola erfundenen Weihnachtsmann, ‚aufräumen‘ und auch – wenn aus fachlicher Sicht notwendig – journalistische Positionen infrage stellen. Und wir können darüber hinaus aktiv unsere Stellung als Expert\*innen für Interkulturalität, Alltagssprache, materielles und immaterielles Kulturgut, Genderfragen, Transformationsprozesse im Energiesektor etc. auch außerhalb des Wissenschaftsbetriebs festigen.

Das Gute ist: Wir fangen nicht bei Null an; wir sind bereits präsent. Auf unserer Homepage und weiteren digitalen Angeboten wie Wissensportalen, Blog, Instagramkanal und YouTube finden Menschen aus Medien, Kulturpolitik, Bildung und Heimatforschung fundierte, auf Ergebnissen wissenschaftlicher Alltagsforschung basierende Beiträge. Gerade für tagesaktuelle anlassbezogene Beobachtungen sind diese digitalen Formate ideal. Hier können wir aktuell agieren und schnell reagieren. Instagram zum Beispiel, wo nicht archiviert wird, fungiert dabei idealerweise als Eyecatcher und lenkt im besten Fall die User\*innen auf unsere dauerhaften Onlineangebote Homepage, Portal und YouTube.

Wenn wir bei der Arbeit das mediale Interesse mitdenken, sollten wir auch gezielt zur eigenen Forschungsarbeit publizieren. Und zwar nicht erst, wenn die Arbeit abgeschlossen, die Monografie erschienen, die Ausstellung eröffnet oder der Film uraufgeführt ist. Auch kurzfristige Teilergebnisse oder Zwischenstände unserer Forschungen sind nicht nur für ein Fachpublikum, sondern auch für die breite Öffentlichkeit interessant. Wir müssen uns nur trauen. Denn wir forschen nah an der Gegenwart und am Zeitgeschehen; wir forschen mit den und für die Menschen in der Region.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.07>

Brigitte Heck

## **Flashback? Temporalität als konditionierendes Kriterium musealen Arbeitens**

Im Jahr 2022 gab sich die ICOM (international councils of museums) als Weltverband der Museen neue Leitlinien, welche die basalen Anforderungen des Sammelns, Bewahrens, Forschens, Erschließens und Ausstellens erweitern. Stärker als zuvor legen diese nun den Fokus musealen Arbeitens auf die gesellschaftliche Referenzierung. Dies bündelt und artikuliert einen vielfältigen Wandel, den Museen seit Jahren schon erleben: Sie arbeiten vermehrt ohne Zeitverzug (rapid response) und

agil. Ergänzend zur materiellen Kultur nimmt das Museum nun auch das immaterielle Erbe in den Blick, und unter Beachtung von Diversität und Nachhaltigkeit hat es nicht nur partizipativ, barrierefrei und inklusiv zu agieren, sondern in möglichst vielfältiger Weise Bildung, Freude, Reflexion und Wissensaustausch zu bieten. Museen verstehen sich stärker denn je als gesellschaftliche Akteure, die nicht nur Wissen fördern und Erlebnis stiften, sondern auch Diskurse moderieren sollen. Ein Abgleich mit gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen hat damit hohe Relevanz. Zwar gewinnen über Social-Media-Angebote digitale Formate zunehmend an Bedeutung und erschließen sich Museen nun auch den digitalen Debattenraum. Überwiegend jedoch produzieren sie noch immer analoge Formate und setzen weiterhin auf die Evidenz von Präsentationen und Events, um auf veränderte Anforderungen zu reagieren. Dafür hat sich vor allem das Format der Sonderausstellung bewährt, und auf sie wirken Zeitaspekte auf vielfältige Weise konditionierend ein. Nicht nur, weil eine Sonderausstellung rigiden Organisationsstrukturen und Zeitzwängen unterliegt. Auch historische Jubiläen, tagespolitische Vorgaben oder gesellschaftliche Trends geben thematische Bezüge vor oder setzen Fristen, und dies oft unabhängig vom eigenen Sammlungsbefund und Forschungsstand. Dabei steht eine ‚Getriebenheit‘ von Aktualitäten schnell in einem dialektischen Verhältnis zur gebotenen kritisch-historischen Analyse gegenwärtiger Phänomene.

Aus konkretem Anlass möchte ich auf die Wirkung von Zeithorizont und Zeitverständnis am Beispiel einer aktuellen Sonderausstellung im Badischen Landesmuseum Karlsruhe zu sprechen kommen, „Die 80er – Sie sind wieder da!“. Der im Titel aufscheinende Dekadenbegriff spiegelt eine vielfältig medial transportierte, populäre Betrachtungsweise von Geschichte in linearem Verständnis wider. Dass dieser Zeitfokus zwangsläufig mit einer adäquaten Betrachtung komplexer Prozesse und mit historiografischen Ordnungskriterien kollidiert, ist ein Dilemma, das jedoch nur die deklamatorische Ebene des Ausstellungstitels betrifft: Im Detail wird offenbar, wie sich Ausstellungsthemen regionalen und nationalen Begrenzungen entziehen und sich die Exponate in einer Vielzahl gesellschaftlicher Prozesse, intrinsisch-materieller Prägungen und biografischer Bezüge verschränken, was die Dekade als Bezugsrahmen „perforiert“. Die Herausforderung liegt bei einem solchen Projekt darin, populäre Anspracheformate und wissenschaftliche Ansprüche auszubalancieren. Anhand geeigneter Exponate werden in der Ausstellung der Stand zeitgeschichtlicher Forschung im Hinblick auf die internationalen politisch-militärischen Entwicklungen, die sichtbar werdenden Globalisierungsprozesse und die sich abzeichnenden Effekte des Anthropozäns rezipiert und moderiert. Der politische und gesellschaftliche Themenfächer mit Ost-West-Perspektiven, umwelt- und friedenspolitischen Diskursen sowie Mode- und Konsumphänomenen spiegelt sich in der Szenografie der Ausstellungssäle, in denen die Exponate in einem politischen Aktionsraum, einem öffentlichen Konsumraum und in privaten Lebenswelten inszeniert werden.

In vielfältiger Weise überlagern sich bei den Besuchenden Wissen, Verständnis und Erleben von Zeitlichkeit. Denn grundsätzlich geht es bei einer Präsentation der 1980er-Jahre um ein zeitgeschichtliches Thema im historischen Nahbereich, welches das Interesse vieler weckt. Jener, die als Zeitzeugen erinnernd auf sie blicken, wie auch etwa jener der ‚GenZ‘, die sie in medialen Produkten und Moden gerade als Retrophänomen konsumieren. In der Praxis wird Zeitlichkeit hier dialektisch erlebt. Den Älteren erscheint eine solche Ausstellung als spektakuläre Reaktivierung erlebter Geschichte, die kaum vergangen, jedoch von der Prägekraft der Gegenwart verdrängt scheint. Die Jüngeren amüsiert der museale Blick auf die in zeitlicher Distanz fremd wirkenden Artefakte historischer Konsumwelten. Politische Aktualitäten bemerken und kommentieren alle Besuchenden in den vielen Mitmachfeldern der Schau, und gerade die Gegenwart politischer Ereignisse führte im Februar 2022 zu einer Achsenverschiebung der Karlsruher Ausstellung: der Überfall auf die Ukraine. Er ließ das Ausstellungsthema ungewöhnlich aktuell werden, erinnert der Angriff und seine internationalen Reaktionen doch an alte Konfrontationsmuster aus der Zeit des ‚Kalten Krieges‘. Für das Ausstellungskonzept hatte dies Folgen: Der Darstellung der Friedensbewegung als Teil der neuen sozialen Bewegungen und der innerdeutschen gesellschaftlichen Konflikte wurde nun deutlich mehr Raum zugewiesen, und es wurden weitere Exponate recherchiert.

Die von den Themen und Objekten ausgelösten Emotionen prägen den Ausstellungsbesuch vieler. Hier fungieren die Exponate nachvollziehbar als Bedeutungs- und Erfahrungsträger, denn sie stimulieren ein „Gefühlswissen des Historischen“ (Tschofen). Dennoch wird mit der Karlsruher Ausstellung keineswegs der Anspruch erhoben zu zeigen, wie es vermeintlich tatsächlich gewesen sei. Während sie sich auf der Text- und Visualisierungsebene um historische Exaktheit und Differenzierung bemüht, bietet sie auf der Aktivierungsebene Einbringung und Teilhabe in partizipativen Feldern und Oral-History-Stationen. Dieses Angebot einer Mitautorenschaft ist niederschwellig als Aufforderung erfahrbar, materielle Zeugenschaft und Erinnerungskultur nicht ausschließlich Museen zuzuweisen, sondern sich selbst als verantwortlichen und gestaltenden Teil zu begreifen. Damit wird das Museum als Versammlungsort von Dingen, Wissen und Praktiken zum gesellschaftlichen Ort und sozialen Raum; die Exponate der Ausstellung werden für einen Teil des Publikums zum Mittel der Selbsterfahrung in gesellschaftlicher und biografischer Verortung. Der hohe Zuspruch der 80er-Ausstellung belegt, dass ein solch agiles Konzept den Nerv eines breiten Publikums zu treffen imstande ist. Wo dies auf historisch-kritisches Bewusstsein und Interesse stößt, gelingt neben der Unterhaltung auch der vermittelnde Brückenschlag zur wissenschaftlich-universitären Forschung.

Birgit Johler, Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger

## **Dringlichkeiten, Möglichkeiten, Handlungsweisen. NS-Provenienzforschung und Restitution am Volkskundemuseum Wien**

Im Jahr 2023 vermittelte das Volkskundemuseum Wien in einer Ausstellung die komplexen Abläufe der NS-Provenienzforschung und Restitution in Österreich der Öffentlichkeit und lud auch in zahlreichen Begleitprogrammen zur Auseinandersetzung mit dem Thema ein. Die von Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger und Maria Raid kuratierte Ausstellung war das Ergebnis eines 15 Jahre zuvor gestarteten Prozesses: 2008 hatte die damalige wissenschaftliche Mitarbeiterin am Volkskundemuseum Wien, Birgit Johler, im Rahmen eines mit Magdalena Puchberger durchgeführten museumsgeschichtlichen Forschungsprojekts zu fragwürdigen Erwerbungen der Museumsverantwortlichen in der NS-Zeit publiziert. Zum Zeitpunkt dieser Veröffentlichung war das österreichische Bundesgesetz zur Rückgabe von Kulturgegenständen aus Bundessammlungen („Kunstrückgabegesetz“, KRG) bereits seit zehn Jahren in Kraft. Auf das Volkskundemuseum in Wien war dieses Gesetz allerdings nicht anzuwenden, weil es als Vereinsmuseum eine privatrechtliche Institution ist. Im Jahr 2015 beschloss der Verein für Volkskunde dennoch, die Bestimmungen des KRG zu übernehmen und die Arbeitsprozesse der systematischen NS-Provenienzforschung in die praktische Museumsarbeit zu integrieren.

Drei zeitliche Gegebenheiten haben dazu beigetragen: zunächst die Fachentwicklung der akademisch-universitären Volkskunde, die spätestens seit den 1960er-Jahren Selbstreflexion betrieben und die Beteiligung und Verstrickungen ihrer Fachvertreter\*innen in der NS-Zeit in Publikations- und Forschungsprojekten benannt und in breitere Zusammenhänge eingebettet hat. Diese Tradition der Aufarbeitung und der Verknüpfung einer Personen- und Institutionengeschichte mit ideologischen und strukturellen Hintergründen war ein Leitbild für die Forschungen zur Geschichte des Museums von 1930 bis 1950 am Volkskundemuseum Wien. Eine weitere Voraussetzung war die Zeit- und Aushandlungslogik der Republik Österreich und der Öffentlichkeit, deren Schuldbewusstsein mit der Auseinandersetzung des ‚Opfer-Mythos‘ erst in den 1980er-Jahren einsetzte. Als dritte Voraussetzung sehen wir die spezifischen Geschwindigkeiten und Rhythmen einer musealen Institution wirksam.

Auch das Volkskundemuseum war über viele Jahrzehnte ein Ort der Beharrung, der seine Sammlungen und Arbeiten mit dem Bestreben nach Dauerhaftigkeit ‚konservativ‘ be- und verhandelte. Vermutete Unrechtszusammenhänge des Erwerbs von Sammlungsobjekten wurden nicht thematisiert, selbst wenn die fraglichen Objekte in Publikationen und Ausstellungen genutzt wurden. Die Annahme, dass die Dinge im Museum ohnehin am besten aufgehoben seien, war größer als der Wille, endlich

faktische Klarheit über die Sammlungen und ihren Erwerb mit allen Konsequenzen (Restitution) zu erlangen.

Durch das KRG wurde dieser Wille zu Klarheit immer drängender – und zwar nicht nur von außen, sondern auch durch die Mitarbeiter\*innen des Museums selbst. Sie verknüpften museologische Fragen mit dem Bedürfnis, die Handlungen am Haus seit den 1930er-Jahren sichtbar und nachvollziehbar zu machen. Die bereits erwähnte mehrjährige Museumsforschung hat auch für spätere Handlungen notwendige Vernetzungen ermöglicht: zu anderen Forschenden, auch solchen innerhalb der Kommission für Provenienzforschung, also jener Behörde, die mit der Umsetzung des KRG betraut ist. Die Ergebnisse ihrer Arbeit präsentierten Johler und Puchberger 2017 in der Ausstellung „heimat : machen“ im Volkskundemuseum und thematisierten dabei auch die Erwerbungspraktiken des Museums während der NS-Zeit. Die Dynamik, die das der Ausstellung zugrunde liegende Projekt generierte, führte zur erwähnten Selbstverpflichtung des Vereins für Volkskunde und zur Zusammenarbeit mit der Kommission für Provenienzforschung und damit auch dazu, nach den Bestimmungen des KRG zu handeln. 2015 nahm die Provenienzforscherin und Historikerin Claudia Spring ihre Tätigkeit am Museum auf. Ihre Herangehensweise und die von ihr immer wieder betonte politisch-moralische Verantwortlichkeit für den heutigen Umgang mit geraubten Objekten und die Dringlichkeit zu handeln führten unter anderem dazu, dass sich Provenienzforschung und Restitution am Volkskundemuseum Wien dauerhaft und als selbstverständlich etablierten.

Museen bieten andere Rhythmen und Möglichkeiten zu Forschung und Präsentation als Universitätsinstitute und Medien. Sie sind auch durch ihre Mitarbeiter\*innenstruktur auf längere Verantwortlichkeiten und Zeitläufe ausgelegt. Gleichzeitig bieten sich durch die Funktion von Museen als öffentliche Orte verschiedenste Formate, (Teil-)Aspekte von Forschungen und Erkenntnisse der Allgemeinheit zu präsentieren, auf aktuelle Gegebenheiten zu reagieren und gesellschaftlich relevante Fragen zu stellen. So berichtet das Volkskundemuseum Wien regelmäßig über verschiedene Kommunikationskanäle über die Ergebnisse der Provenienzforschung. Die Restitution von rund 500 Objekten aus der Sammlung Mautner im Jahr 2017 und die drei Jahre später erfolgte Schenkung der Sammlung durch die Erb\*innen fand sichtbaren Eingang in die damalige Dauerausstellung durch große Informationstafeln, die die Umstände des Raubes, der Restitution und der Schenkung transparent machten und auch die herausragende Bedeutung von Konrad Mautner als Volkskundler dokumentierten.

Die Dauerausstellung sowie die Sonderausstellung „Gesammelt um jeden Preis!“ sind nun abgebaut, das Volkskundemuseum Wien wird demnächst für ein Renovierungs- und Neugestaltungsprojekt geschlossen, das vieles im Haus verändern wird. Was bleibt, ist die systematische Provenienzforschung, die mittlerweile im Team zu neuen Arbeits- und Erkenntnisregeln geführt hat. Die Sensibilisierung für Her-

künfte, für hegemoniale und Gewaltzusammenhänge in Objekterwerbungen sind Teil des Selbstverständnisses des Museumsteams und werden in die Arbeit der nächsten Jahre und in die Gestaltung eines neuen Museumskonzepts nachhaltig einfließen.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.09>

Alexandra Schwell

## **Aus dem akademischen Alltag der Dringlichkeit**

Vor kurzem erzählte B., ein Kollege aus einem befreundeten Nachbarland, von seinem Alltag als Vorstand eines Universitätsinstituts. Es war einer dieser ganz normalen Tage, als ihn noch vor dem Frühstückskaffee eine E-Mail des Dekans erreichte, der eigentlich mit einem grippalen Infekt ans Bett gefesselt war. Die E-Mail war morgens um 4:30 Uhr abgeschickt worden. Der Dekan drängte darauf, dass bis allerspätestens um 10:00 Uhr Personen für eine Kommission zu benennen seien, von deren Existenz B. bislang nichts geahnt hatte. Die Sache sei mit höchster Dringlichkeit zu behandeln, dulde keinen Aufschub, nach 10:00 Uhr sei alles zu spät und nichts mehr zu machen!

Angesteckt vom Drängen des bettlägerigen Dekans machte sich B. auf die Suche nach potenziellen Kommissionsmitgliedern. Pünktlich vor Fristablauf konnte er ihm erschöpft seine Liste präsentieren. Er hatte sich allerdings zu früh gefreut. Denn nur wenig später meldete sich der Dekan wieder: Die Sachbearbeiterin habe etwas gegen die Nominierten einzuwenden. Diese seien ja gar nicht geeignet für diese Kommission, es müssten so schnell wie möglich andere Namen her. Auf B.s Nachfrage nach einer Begründung, wusste auch der Dekan keine Antwort. Aber das sei jetzt auch nachrangig, zum Nachforschen und Hinterfragen bleibe keine Zeit.

10:00 Uhr war fast verstrichen, als B. sich, mit dem kranken Dekan im Nacken, aufmachte, Kommissionsmitglieder zu liefern, die den – selbst erfundenen, so B.s insgeheime Vermutung – Regeln der Sachbearbeiterin genügten. Kurz vor 11:00 Uhr dann die Erleichterung: Die Kommission war komplett und hielt dem gestrengen Blick der Sachbearbeiterin stand. Aus diesem administrativen Rausch erwachte B. mit einer Art Kater: Etwas beiläufig erfuhr er, dass der Aufwand eigentlich nicht nötig gewesen wäre, da weder Regeln noch Frist so strikt seien wie kommuniziert. Der Vormittag war noch nicht einmal vorbei, und B., der kranke Dekan und vermutlich auch die Sachbearbeiterin hatten alle anderen Aufgaben hintangestellt, ihren Blutdruck strapaziert, ihr Adrenalin in die Höhe gejagt und sich allesamt unter dem Damoklesschwert der tickenden Uhr auf die Krise fokussiert, und dies unter Außerachtlassung von Fragen nach Sinn und Zweck und vernünftiger Verwendung von universitären wie gesundheitlichen Ressourcen.

Wir lachten sehr, als B. uns seine Geschichte mit viel komödiantischem Talent erzählte. Er verdeutlichte uns den zunehmenden Zeitdruck und die steigende Anspannung, fuchtelte mit den Armen, verdrehte die Augen, seufzte und stöhnte theatralisch. Sein erzählerischer Rückblick aus der Distanz glich einer Katharsis und diente zugleich der gegenseitigen Selbstversicherung unter Betroffenen in der akademischen Selbsthilfegruppe. Denn wir lachten auch deshalb, weil wir diese oder ähnliche Situationen nur zu gut kannten. Nicht allein die Absurdität bürokratischer Regeln, die aus dem Hut gezaubert oder eigenwillig interpretiert werden, sondern die Art und Weise, wie die Dringlichkeit absolut gesetzt wird, uns regelrecht hineinzieht und uns mental wie körperlich gefangen nimmt.

Die dringliche Aufgabe, erteilt um 4:30 in der Früh, eine Kommission unter nur teilweise bekannten und sich scheinbar ständig ändernden Regeln zusammenzustellen, erschafft eine Krisensituation, die sich immer schneller auf einen Kulminationspunkt (10 Uhr! 11 Uhr!) zubewegt und zuspitzt. Durch die Anrufung der Dringlichkeit wird eine Notfallsituation in der Gegenwart mit einer immer schneller heranrasenden Zukunft verbunden und mobilisiert Handlungen, die aus der Notlage herausführen sollen. Dringlichkeit ist zugleich eine körperliche Erfahrung von sich verringender Handlungsmacht unter Bedingungen zunehmender Beschleunigung, ein performativer Sprechakt mit weitreichender affektiver Wirkung. Es ist diese affektive Dimension der Dringlichkeit, die ihre Wirkmacht ausmacht, die uns all unsere Kräfte mobilisieren lässt, um die Krise zu überwinden.

B.s dringlicher Notfall unterscheidet sich von unserem herkömmlichen Verständnis von Krise als Wendepunkt einer dramatischen Entwicklung. Mit Henrik Vigh können wir diese Krise nicht als Bruch, sondern als chronisch und fragmentiert begreifen, als einen Zustand somatischer, sozialer oder existenzieller Inkohärenz. Diese Krise wird als permanent erfahren; sie wird zur neuen Normalität, auf die sich der Habitus einstellt. Nun schreibt Vigh über Vulnerabilität und Leid in krisengebeutelten Gesellschaften, nicht über die vergleichsweise privilegierte mitteleuropäische Akademia. Der Mechanismus ähnelt sich allerdings: Wenn die Krise chronisch wird, dann führt Dringlichkeit nicht aus ihr heraus, sondern perpetuiert sie.

Der Rausch, in den B. sich hineinverwaltet hat, erinnert an Daniel M. Knights Metapher des Vortex, der das Gefühl des Eingeschlossenseins, der die Kehle zuschnürenden Machtlosigkeit und das Gefühl, dem *Jetzt* nicht entkommen zu können, beschreibt. In anderen Worten: Je schneller man strampelt, umso unentrinnbarer wird der Strudel. Knight beschreibt 2022 die Erfahrung der Dringlichkeit in der chronischen Krise als Vertigo, oder Schwindelgefühl, als ein verzweifelt Strampeln beim Versuch, den Ausgang aus einer Situation des Gefangenseins zu erreichen. Die Zukunft erwartet uns als Versprechen am Horizont, aber sie will einfach nicht beginnen; man bleibt orientierungslos im Mahlstrom der Gegenwart gefangen und findet keinen Ausweg aus dem fortwährenden Zurückgeworfensein auf das *Hier und Jetzt*.

Als B. uns die Geschichte erzählte, stellte ich mir vor, wie er und der Dekan beim Zieleinlauf beide die Arme hochrissen und mit Champagner übergossen würden. Aber zum sportlichen Wettkampf gehört auch, dass die Anspannung einer wohligen Entspannung Platz macht, dass auf die Phase der Höchstleistung die Erholung folgt, um kontinuierliche Leistung überhaupt zu ermöglichen. Und dass sich das Gefühl einstellen müsste, dass all die Anstrengung, die auf einen einzigen Moment hin fokussiert war, einen Sinn habe. Wenn das nicht der Fall ist, dann wirkt das Gefühl der Dringlichkeit destruktiv: Dringlichkeit, die nicht produktiv, sondern selbstreferenziell ist, beschleunigt den Mahlstrom, verstärkt die Vertigo und hält uns in der Gegenwart gefangen, die Zukunft unerreichbar vor Augen.

Nachdem wir viel gelacht hatten, sagte B., dass er aus dieser Episode gelernt habe, nicht immer alles gleich ernst zu nehmen, sondern Dringlichkeiten einzuschätzen zu lernen, zu priorisieren. Sich nicht mitreißen und in den Mahlstrom hineinziehen zu lassen, sondern Dringlichkeit für diejenigen Themen zu mobilisieren, die aus ihm hinausführen, die in die Zukunft weisen und aus dem *Hier und Jetzt* ein *Noch nicht* machen. Damit sich die Geschichte, und wir mit ihr, nicht immer nur im Kreis dreht, sondern weitergehen kann.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.10>



---

## Berichte

### Prof. Dr. Olaf Bockhorn 1942–2023

Am 17. September 2023 ist in der Hanuschgasse der Vorlass von Olaf Bockhorn auf Vermittlung seiner Tochter eingetroffen – fast drei Dutzend Umzugskartons voll mit Aufzeichnungen, Manuskripten, Transkriptionen und Kopien. Niemand dachte damals daran, wie schnell diese Archivalien, Überreste und Zeugnisse eines langen Forscherlebens, zum Nachlass werden sollten: Nur vier Wochen später ist Olaf Bockhorn nach längerer Krankheit, und dann doch für viele überraschend, gestorben. Mit ihm hat das Wiener Institut für Europäische Ethnologie einen langjährigen und es über weite Strecken prägenden Angehörigen und die volkskundliche Kulturwissenschaft in Österreich eine markante und in mancher Thematik innovative Stimme verloren.

Olaf Bockhorn, Sohn eines Lehrerehepaars, wurde am 19. Februar 1942 in Wien geboren und hat als Halbwaise – der Vater starb kurz vor seiner Geburt im Krieg – seine Schulzeit in Linz verbracht. Danach studierte er ab 1960 an der Wiener Universität zunächst kurz Medizin, hierauf Germanistik und Anglistik mit dem Ziel der Lehramtsprüfung und wandte sich schließlich, angeregt durch die damals für Lehramtskandidat\*innen obligatorischen volkskundlichen Vorlesungen von Richard Wolfram, gänzlich der Studienrichtung Volkskunde zu. Von Richard Wolfram wurde er auch – davor in fachfremder oder fachnäherer Erwerbstätigkeit (Mitarbeiter im Zeitungsverlag Dichand & Falk bzw. am Institut für Vergleichende Verhaltensforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) – im Jahr 1970 als Wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Volkskunde der Universität Wien angestellt und konnte hier seine von Karoly Gaál (später Nachfolger Wolframs als Lehrstuhlinhaber) betreute Dissertation über „Fahrzeuge im Mühlviertel: Geräte- und Wirtschaftsformänderung“ abschließen.

Promoviert 1971, wurde Bockhorn Assistent und übernahm bereits damals Verantwortung für den Lehrbetrieb, der er bis weit über seine Pensionierung (2003) hinaus nachkam; als er 2016 seine letzte Wanderekursion abhielt, konnte er auf über 180 Lehrveranstaltungen (Vorlesungen, Proseminare, Seminare, Übungen und Exkursionen) zurückblicken. 1986 erfolgte die Habilitation für „Europäische Volkskunde (Ethnologia Europaea)“ an der Universität Wien („Arbeit – Haus – Gerät im Burgenland: Untersuchungen zur bäuerlichen Kultur“), und mit der Ernennung zum a.o. Universitätsprofessor im Jahr 1997 schließt sich der Kreis seiner universitären Laufbahn, die ihn zudem zu Gastprofessuren in Regensburg, Bamberg und Bayreuth und zu leitenden Funktionen in wissenschaftlichen Vereinigungen im In- und Ausland geführt hat – so im „Österreichischen Fachverband für Volkskunde“ (heute „Ös-

terreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde“), im Wiener „Verein für Volkskunde“ oder in der „Kommission für Arbeiterkultur“ (heute: „Kommission Arbeitskulturen“) der „Deutschen Gesellschaft für Volkskunde“ (heute „Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft“).

Wie es so oft der Fall ist, waren auch bei Olaf Bockhorn die frühen Umwege in seiner akademischen Ausbildung prägend und für seine thematischen Interessen und Forschungsgebiete richtungweisend. So legte seine kurzfristige Mitarbeit am Institut für Vergleichende Verhaltensforschung bei Otto Koenig – dessen Spekulationen etwa über das Matreier Klaubaufgehen er später heftig kritisiert hat – wohl den Grundstock zu seinem lebenslangen Einsatz für den wissenschaftlichen Film als Dokumentations- und Vermittlungsform, dem er sich nicht nur in theoretischer Überlegung widmete, sondern vor allem auch als (Mit-)Gestalter vieler Beiträge für das „Österreichische Bundesinstitut für den Wissenschaftlichen Film (ÖWF)“. Genannt seien hier nur Dokumentationen von Brauchveranstaltungen, unter anderem des Ausseer Faschings, und von verschiedenen Formen alten Handwerks. Handwerk, Werkzeug, Gerät, Arbeit – Ergologie und Sachkunde als Spiegel wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklungen, wie sie bereits in seinen akademischen Qualifikationsarbeiten im Mittelpunkt standen, waren für Olaf Bockhorn stets zentrales Forschungsinteresse. Von seinen (ohne Rezensionen) rund 160 Publikationen sind ihnen gut ein Drittel gewidmet, beginnend mit den frühen Beiträgen zu den von Karoly Gaál angeregten ortsmographischen, den Blick auf „Geräte- und Wirtschaftsformänderung“ richtenden Studien (Wolfau, Tadtten, Nestelberg) bis zu den überregionalen „Dingen des Alltags“, wie sie etwa Anfang der 2000er-Jahre im Rahmen eines Projekts des Oberösterreichischen Landesmuseums zu Kultur und Lebensweise in Österreich nach 1945 thematisiert wurden. Materielle Kultur – der Weg war nicht weit zur intensiven Beschäftigung mit museologischen Fragestellungen, die er in Theorie und Praxis verfolgte: als kritischer Kommentator und Dokumentarist hiesigen Ausstellungswesens (etwa die mehrbändige Bestandsaufnahme (nieder-)österreichischer Regionalmuseen und Sammlungen, gemeinsam mit Hermann Steininger und Petra Bockhorn), bei der Konzeption und Realisierung eigener Projekte (beispielsweise zusammen mit Elisabeth Bockhorn im Stiftsmeierhof Aigen-Schlägl) und nicht zu vergessen als Leiter der Abteilung „Volkskundliche Praxis“ des Instituts (1991–1999), in deren Zusammenhang museologische Lehrveranstaltungen, Exkursionen und Kurse angeboten wurden.

Um einen weiteren seiner Forschungsschwerpunkte anzudeuten: Olaf Bockhorn hat in zweifacher Hinsicht Fachgeschichte geschrieben: als Mitglied der hiesigen volkskundlichen Scientific Community und als Historiograph der Disziplin – und beides mag miteinander verwoben sein, seine Aufarbeitung im Besonderen der politisch-ideologischen Geschichte des Faches hatte ihren Anstoß wohl auch im persönlichen Erleben und Miterleben. Als Angehöriger einer Generation, die von den

Nachwehen und dem Nachwirken nationalsozialistischen Gedankengutes auch und gerade während der Konstituierungsphase der Zweiten Republik in ihrem unmittelbaren Umfeld betroffen war, sah er in der Phase der allmählichen Öffnung des gesellschaftlichen und kulturpolitischen Horizonts in den späten 1960er-Jahren etwa in Richard Wolfram nicht nur seinen Lehrer und Förderer, der ihm eine solide Grundlage „klassisch“ volkskundlicher Kenntnisse vermittelt hatte, sondern auch und immer mehr den Karrieristen und Propagandisten des NS-Regimes. Doch daraus resultierende nicht nur fachliche, sondern auch persönliche Differenzen mögen wie immer ihre Rolle gespielt haben – Olaf Bockhorns fachgeschichtliche Abhandlungen sind, bei allem oft nicht zurückgehaltenen Ausdruck von Betroffenheit, getragen vom Tenor des akribisch-archivalisch arbeitenden Historikers, dem wir nüchterne Einblicke in die Untiefen fach- und wissenschaftspolitischer Strukturen verdanken.

„Volkskunde aus der Mitte“ war der Titel der Festschrift, die zum siebzigsten Geburtstag von Olaf Bockhorn herausgegeben worden ist. Die Herausgeber\*innen haben den Jubilar damals als jemanden bezeichnet, der in der „Mitte zwischen dem ‚alten‘ und ‚neuen‘ Fach steht“, der „die klassische Volkskunde nicht gänzlich verlassen, sich aber neue Themen und Zugänge geöffnet hat“. Dem können wir nur beipflichten: Im traditionellen Fachverständnis ausgebildet, fachlich einem sozialwissenschaftlich erweiterten Kulturbegriff verschrieben (keine Selbstverständlichkeit bei volkskundlichen Vertretern seiner Generation) und politisch-weltanschaulich der „demokratischen Kulturgeschichtsschreibung“ seines langjährigen Weggefährten im Institut Helmut P. Fielhauer bis zuletzt treu geblieben, stand Olaf Bockhorn der „klassischen Volkskunde“ mit ebensolcher Skepsis gegenüber wie manchen Entwicklungen und Ausgriffen in der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Disziplin (welchen Namens immer), in denen ihm das fachbestimmende Definiens zu verschwinden drohte. Viele Generationen von Studierenden am Institut für Volkskunde bzw. Europäische Ethnologie hat Olaf Bockhorn (auch langjähriger Vorsitzender der Studienkommission) in seinen Lehrveranstaltungen und als Betreuer von rund 190 Abschlussarbeiten motiviert und inspiriert. Darüber hinaus aber haben jene, die Olaf hier als Lehrer, Kollegen und Freund gekannt haben, einen Menschen in Erinnerung, der sie mit (oft polterndem) Humor, kritischer Zurede und effizientem Wohlwollen begleitet hat.

*Herbert Nikitsch, Susanne Wicha*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.11>

## **Prof. Dr. Rolf Wilhelm Brednich 1935–2023**

Am 30. November 2023 ist in Wellington (Neuseeland) ein Wissenschaftler verstorben, der für sein Fach ein Glücksfall war. Von solchen Glücksfällen gehen nicht nur

Impulse aus. Sie setzen Maßstäbe, hinter die es kein Zurück gibt; sie entwickeln Perspektiven, die wegweisend sind; und: Sie strahlen eine Wissenschaftlichkeit aus, bei der man sofort weiß, wofür ein Fach entstanden ist, wofür es gut und nützlich ist und wofür man es studiert. Aber mehr noch: Sie verstehen es außerdem zu motivieren, ja, zu begeistern. Zudem haben sie einen Ruf, der weit über die Grenzen ihres Faches und ihres Landes, ja sogar Europas hinausreicht, der also von wirklich internationaler Tragweite ist. Wenn dann noch dazukommt, dass diese Ausstrahlung nicht nur den akademischen Elfenbeinturm erreicht, sondern auch ein breites Publikum, dann haben wir allen Grund, anlässlich des Todes von Rolf Wilhelm Brednich in tiefer Trauer innezuhalten, um seiner zu gedenken und ihm zu danken. Schließlich ist der hier mit einem Nachruf zu Ehrende einer dieser leider selten gewordenen Glücksfälle. Er war ein Wissenschaftler, der nicht nur einer Forschungsrichtung, sondern dem gesamten Fach Halt und Schwung gab, einem Fach, das sich zu seiner Zeit noch *Volkskunde* nannte. – Brednich wurde 1935 in Worms geboren. Wie nicht wenige in unserem Seiteneinsteiger-Fach hatte er ursprünglich Lehrer werden wollen. Ob daher auch sein pädagogisch-didaktisches Geschick rührt? 1962 hat er das erste Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern Germanistik, Geschichte und evangelische Theologie abgelegt. Schon zwei Jahre zuvor – da war er kaum 24 Jahre alt – ist er in Mainz von einem späteren Kollegen promoviert worden, dessen Ruf und Rang auch im heute so benannten Fach „Empirische Kulturwissenschaft“ unverblasst ist, von Lutz Röhrich.

Mit seiner Dissertation hat Brednich sogleich die europäische, ja die internationale Bühne betreten. Diese Doktorarbeit war in der renommierten Reihe der *Folklore Fellows* in Helsinki erschienen, in FFC, und zwar in Deutsch, denn Deutsch war damals noch die führende Wissenschaftssprache, jedenfalls in den Geisteswissenschaften. Bis heute vermag Brednichts Thema bei Märchenspezialisten große Debatten auszulösen: „Volkserzählungen und Volksglauben von den Schicksalsfrauen“ – was wäre zum Beispiel eine Dornröschen-Analyse ohne diese Arbeit? Denn Schicksalsfrauen sind keine anderen als die, welche an der Wiege eines Kindes Prognosen über dessen künftiges Geschick abgeben. Es gibt sie in vielen Teilen der Welt, sie tragen unterschiedliche Namen und treten in unterschiedlicher Anzahl und Erscheinungsform auf, und: Sie lassen sich bis in die Antike zurückverfolgen. – Dem Schicksal sei Dank, denn es wollte, dass Brednich nach diesem fulminanten Start *nicht* in den Schuldienst ging, sondern seine Universitätskarriere fortsetzte. Erst war er Assistent in Mainz, aber dann schon bald (ab 1962) Konservator am „Deutschen Volksliedarchiv“ (DVA) in Freiburg im Breisgau, dem Röhrich als Direktor vorstand. In einer solchen Institution zu arbeiten, das war für ihn wie maßgeschneidert. Weitgehend von Lehrverpflichtungen frei durfte er sich in einer gediegenen Atmosphäre in Ruhe einer vorzüglichen Bibliothek bedienen. Hier, im südbadischen DVA, das seit 2014 in „Zentrum für Populäre Kultur und Musik“ umbenannt wurde, sind bis heute noch al-

lenthalben die Spuren seiner ersten Phase intensivster Produktivität zu finden: kein Karteikasten, der nicht Karten mit seiner unverwechselbaren, gleichsam optimistisch nach oben verlaufenden Handschrift trägt, nahezu kein einziges Buch, in dem nicht seine Zettelchen mit Querverweisen liegen, keine Mappe, in der nicht von ihm zusammengetragene Quellen an ihn erinnern. Wer schreibt, der bleibt! Und wie sehr, das konnte er 2019 erfahren, als er das Haus in der Rosastraße (einst Silberbachstraße) noch einmal besuchte – von Neuseeland aus.

Im Zentrum dieser frühen Schaffensperiode standen nun vorerst noch nicht so sehr die anderen narrativen Gattungen, in denen er später brillierte, als vielmehr – der Stellendefinition folgend – das Volkslied, vor allem die Volksballade, das „narrative Lied“, das – wie die Erzählforschung weiß – viele Parallelen zu Volksmärchen und -sagen hat. Damit verbunden ist auch die hingebungsvolle Arbeit an einer epochalen Edition, der das DVA eigentlich seine Existenzberechtigung verdankt: an DER maßgeblichen Ausgabe der *Deutschen Volkslieder mit ihren Melodien*, die bislang auf zehn Bände angewachsen ist und die – wollen wir Deutschen uns im Vergleich mit den anderen Ländern der Welt nicht blamieren – hoffentlich weiter wachsen wird. . . <sup>1</sup> Von John Meier begründet, hat Brednich ab dem 5. Band daran mitgearbeitet, eine fleißige und akribische Genauigkeits-, Finde- und Durchhalteleistung vom Feinsten. Bald darauf errang Brednich, zusammen mit seinem Lehrer Röhrich, auch den ersten großen Publikumserfolg in der Form der heute leider vergriffenen zweibändigen Ausgabe der *Deutschen Volkslieder* (1965 und 1967). Ein Verkaufsschlager – weitere Bestseller sollten folgen.

Über andere Editionen hinaus – etwa über die *Gottscheer Volkslieder* in drei Bänden – ragt unter den Werken jener Zeit das *Handbuch des deutschen Volksliedes* von 1973 heraus, bis heute unverzichtbares Vademecum eines jeden Erzählforschers. Hier schon verfasste ein Wissenschaftler, der später zum Humor- bzw. zum Schwankspezialisten werden sollte, ein Werk, in dem unter anderem das Kapitel „Schwankballade“ zu finden ist, ohne das auch Untersuchungen zum Schwankmärchen Fragmente bleiben. Und das Kapitel zum „erotischen Lied“, aus dem bald der nächste Seller werden sollte. Das war wiederum eine entsprechend fundierte Materialsammlung mit soliden Verweisen zur akademischen Vertiefung des Themas, andererseits aber auch ein Taschenbuch, das sich ebenfalls bestens verkaufte – trotz seiner Wissenschaftlichkeit. Aber, wie Ingrid Röhrich gerne zu den sog. Anthropophyteia und Kryptadia sagte: „In der Volkskunde bleibt eben kein Auge trocken“!

Die zweite wichtige Initiative dieser Phase ist die Wiederbelebung des *Jahrbuches für Volksliedforschung* 1964, eine echte Alternative und ein Pendant zum

1 Bislang findet sie ihre „Fortsetzung“ nur online, in elektronischer Form, als allgemeines Liederlexikon, das die Balladen zwar mitberücksichtigt, aber nicht mehr annähernd ausführlich behandelt. (vgl. [www.liederlexikon.de](http://www.liederlexikon.de)).

Jahrbuch der Wiener Schule von Pommer, die einen grundsätzlich anderen Ansatz verfolgte.

Die dritte ist Brednicks Präsidentschaft bei der internationalen Kommission für Volksdichtung in der SIEF (*Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore*), der er seit ihrer Gründung von 1966 bis 1983 vorstand. Diese Vereinigung von Wissenschaftlern aus aller Welt war zunächst vor allem Plattform für die Balladenforschung. Deshalb sprach man auch von der „Balladenkommission“ und den „Balladentagungen“. Heute hat sie sich mit ihren annähernd 450 Mitgliedern „from all around the globe“ auch den nicht gesungenen Formen von Narrativen – wie etwa den Märchen, (modernen) Sagen, Legenden und Gerüchten – geöffnet, und Rolf Wilhelm Brednich wäre wohl der letzte, der sich dagegen gesträubt hätte. – Und wenn wir schon einmal bei den Institutionen sind: Was wäre die ISFNR (*International Society for Folk Narrative Research*) ohne ihn gewesen, nicht nur, weil er später einen ihrer größten internationalen Kongresse in Göttingen ausrichten sollte, sondern auch, weil er ihr entscheidende erkenntnistheoretische Impulse gab. In Athen hatte man ihn 2009 zum *Ehrenmitglied* gewählt. Ohne ihn und diese beiden Dachverbände wäre letztlich auch die deutsche Narratologie provinziell geblieben. Dass er von 1991 bis 1999 außerdem DGV-Präsident war (*Deutsche Gesellschaft für Volkskunde*), führte dazu, dass auch deren Konzepte sich internationalisierten.

Aber kehren wir noch einmal zurück zu seiner Wirkungsstätte in Freiburg, zum Volksliedarchiv. Bereits zu dieser Zeit war Brednich längst berühmt für sein Entdeckergeschick und seine Entdeckerfreude. So waren es nicht nur die gediegen belegten Quellenstudien, sondern auch neue Forschungsfelder, wie zum Beispiel die Comics oder die Liedpostkarten, die er dem Fach erschloss, Felder, die bei vielen konservativen Kollegen zunächst eher Naserümpfen zur Folge hatten. Mit diesen Innovationen und mit methodischen Neuansätzen kann er sich bald auch als Theoretiker profilieren, obgleich zunächst doch noch eher die Erfassung, die Beschreibung der Phänomene im Vordergrund blieb. Die großen theoretischen Entwürfe, die das Fach heute nicht selten seines spezifischen Charmes berauben, lagen ihm zunächst noch weniger, als die komplizierte Arbeit am konkreten Text, und am vielleicht noch komplizierteren Kontext. Dennoch hat er von Anfang an all die vielen, die vielleicht (all-)zu vielen „Turns“ und Paradigmenwechsel als eine Art „early adaptor“ oft schon eher vorausgenommen, als manche Kollegen. Wenn jedenfalls das Label „Pioniergeist“ auf jemanden zutrifft, dann auf Brednich! Ein wichtiges Anliegen war ihm deswegen auch – ganz im Gegensatz zu dem „armchair-researcher“ Röhrich – die Feldforschung. Hier, das heißt bei seinen stets gründlichst vorbereiteten Exkursionen – heute noch Legende unter seinen Schülern – traf auch ich persönlich zum ersten Mal auf meinen späteren Lehrer und begriff bald, was für ein Glück es für einen Forscher sein kann, wenn er im Feld unerwartet auf ein ihm wohlbekanntes altes Motiv trifft. Andererseits waren seine genau dokumentierten Feldforschungen

bei den ehemaligen deutschen Auswanderern auch eine menschliche Leistung, die bis heute jeder bzw. jedem Studierenden imponiert.

In Grimm'scher Tradition, will sagen: mit der von ihnen gebotenen „Andacht zum Unbedeutenden“, schärfte er bei seinen Schülerinnen und Schülern den Sinn für die jeweilige Bedeutung von Kleinigkeiten. Seine Feldforschung war aber nie die eines fantasielosen Empirikers. Und, was vielleicht noch mehr wiegt: Er hatte keine *Angst* vor dem Feld, sondern *Respekt*, das erweisen alle seine Auslandsaufenthalte, zunächst bei den kanadischen Mennoniten und Hutterern (1977 und 1982), bei denen sich Erzähl- und Liedtraditionen vergangener Jahrhunderte besser erhalten hatten als in Binnendeutschland. Dort hat er wie selbstverständlich praktiziert, was Feldforschungstheoretiker heute mit großem Getöse postulieren: mit den *Menschen* leben, mit ihnen arbeiten, die Ernte einfahren, kurz: den Alltag teilen. Die *Menschen* – so hat er immer wieder betont – sollten hinter den Texten immer im Mittelpunkt jeder Forschung stehen. Und ganz nebenbei legte Brednich im kanadischen Saskatchewan auch den Grundstein für die volkskundliche Auswanderer- und Überseeforschung. Das hat gezeigt, dass er, der schon früh die interethnischen Verflechtungen des Erzählgutes im Auge hatte, die heute im Zuge der Globalisierung und des *Erzählens zwischen den Kulturen* wieder auf erneutes Interesse stoßen und im Rahmen der UNESCO als „Intangible Cultural Heritage“ ja auch geschützt werden, dass er Ernst machte mit der Gleichstellung und der Würde aller Menschen in so verschiedenen Teilen der Welt! Dass er selbst später einmal keine Angst vor der Auswanderung nach Neuseeland hatte – vielleicht hatte es mit seinen frühen persönlichen Erfahrungen zu tun?

1973 hat Brednich sich in Freiburg bei Lutz Röhrich habilitiert, nicht kumulativ, wie so viele es versuchten, sondern wiederum mit einem Standardwerk, mit der zweibändigen Studie zu „Liedpublizistik im Flugblatt des 15. bis 17. Jahrhunderts“. Darin ging es erneut eher um Kontexte als um Texte, in anderen Worten: um die *Menschen* jener Zeit, die das Lied ja auch als Ware kauften – wieder einer seiner Buchtitel (und eine unvergessliche Vorlesung). Warum taten sie das, was kostete ein Flugblatt, welche Auswirkungen hatte das auf die Zensur? Das waren neue Fragen, und so wurden durch Brednichts moderne Ansätze auch Dinge wie Angebot und Nachfrage, Produktion und Distribution, wurden Marktbedingungen und damit nun der gesamte sozialhistorische Horizont für die Erzählforschung erschlossen. Brednich begann ferner als einer der ersten Erzählforscher, sich für Medien- und kommunikationswissenschaftliche Fragen zu erwärmen. Es fügt sich, dass auch ikonographische Arbeiten dazukommen: Illustrationen (nicht nur in Form alter Holzschnitte), Liedpostkarten, Bilderbögen, Stammbuchkupfer, Darstellungen von sog. Kaufrufen, und die schon erwähnten Comics erweitern sein Forschungsfeld um Dimensionen des Bildlichen, das sich auch als Exponat eignet – eine gemeinsame Comic-Ausstellung mit Brednich bleibt für viele eine unvergessliche Erinnerung an eine erspriessliche

Zusammenarbeit mit einem versierten Ausstellungsmacher. Seitdem gehörten auch die Vertreter der „picture-lore“ zu seinen Fans, für die es eine Freude und eine Ehre war, gemeinsam mit ihm etwas aufzubauen.

Mit der Habilitation begann nun auch Brednichts Lehrtätigkeit als außerplanmäßiger Professor an der Universität Freiburg. Wer die Vorlesungsverzeichnisse der Jahre nach 1973 durchforstet, der findet einen wahrlich bunten und üppigen Strauß von Lehrveranstaltungsthemen, die neben dem klassischen Kanon des Faches – den gab es damals noch – solche zur Regionalkultur und zum Tourismus umfassen. Immer wieder erstaunlich und an Brednichts Lehrangebot gut zu zeigen ist auch, wie *regional anpassungsfähig* ein Volkskundler wie er sein konnte, nicht zuletzt immer in Konkurrenz zu den mit Heimvorteil ausgestatteten Heimatforschern. – Erinnern wir uns auch an seine Beiträge zum Zeitgeist: In diese Phase seines Lebens fiel eine heute gelegentlich geradezu romantisierte populäre Protestkultur, und sie hatte in Freiburg und am Kaiserstuhl eine Hochburg: „Wyhl und Widerstand“ – so hieß das Schlagwort, und hinter ihm verbarg sich eine neue Form des politischen Liedes der Liedermacher und Straßenmusiker, der Protest- und Folksänger. Brednich dokumentierte und archivierte deren Texte und ihre Kontexte, sodass das Volksliedarchiv in der Silberbachstraße (jetzt Rosastraße) heute gleichsam eine Art archivalischer Gral auch für diese Bewegung geworden ist. Er habe sich – so Brednich – gefreut über die Wiederentdeckung verschütt geglaubter demokratischer Traditionen im deutschen Volkslied.

Im Jahre 1981 ist Rolf-Wilhelm Brednich auf den Lehrstuhl für Volkskunde an die Georgia-Augusta nach Göttingen berufen worden. Damit begann nun eine zweite Phase geradezu märchenhafter Produktivität. Neben der Erzählforschung allgemein vertrat Brednich nun gemäß seiner Stellendefinition die „gesamte Breite des Faches“, und das bedeutete: Vorlesungen und Seminare zur Fachgeschichte, zu Bildquellen, zum wissenschaftlichen Film (für das IWF hat er selbst einige Filme gedreht), zum Handwerk und zur Sachkultur, zur Rechtsgeschichte, zum Bauen und Wohnen, zur Museologie und zu vielen anderen Forschungsfeldern. Andererseits arbeitete er nun nicht mehr am Lehrstuhl Röhrich, neben dem es nicht eben leicht gewesen sein dürfte, zum Märchen zu publizieren. Das bedeutete, dass Brednichts Märchenaktivitäten ab seiner Göttinger Zeit nun zahlreicher wurden und ganz neue Dimensionen annahmen. Daneben stellt er sich – wieder gleichsam mühelos – um auf eine neue, eine sehr andere, nämlich auf die niedersächsische Regionalkultur. Nicht zuletzt als *spiritus rector* der „Volkskundlichen Kommission für niedersächsische Volkskunde“ mit eigener Zeitschrift.

Und was die Publikationen anbelangt: Bald folgt wieder ein Meilenstein für unser Fach: der 700-seitige *Grundriss der Volkskunde*, zuerst 1988 und später in mehreren Neuauflagen erschienen, und bis heute „a must“ für alle Studienanfänger, die noch Bücher lesen. Zugute kam ihm vielleicht, dass er zu dieser Zeit auch Präsident



der DGV (der *Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*) war. So gelang es ihm, viele Autoren auf das Unternehmen einzuschwören, die ganz unterschiedlichen und einander nicht immer grünen Lagern entstammten – ein Beweis nicht zuletzt auch für seine hervorragenden integrativen Fähigkeiten. – Kommen wir nun nach den Gesetzen bewährter Achterlastigkeit auf das hier zu würdigende, eigentliche und vielleicht doch zentralste Feld des Verstorbenen, auf die Märchen und in weiterem Sinne die über das Lied hinausgehende EM (Enzyklopädie des Märchens) und die neuere internationale Erzählforschung, auf die Folklore Studies oder „Folkloristics“. Auf diesem Gebiet gelang es ihm, Leistungen zu erbringen, die ihm endgültig eine hierzulande unvergleichliche, vor allem aber eine weltweite Reputation sicherten. Da sind nun weniger Einzelpublikationen zu nennen, wie zum Beispiel die über *Die Brüder Grimm in Göttingen 1829–1837* aus dem Jahre 1986 oder seine Schullerus-Ausgabe rumänischer Märchen zusammen mit seinem Freund Ion Talos (1977), sondern vielmehr die Herausgabe von Schriften *von* und *über* und *für* andere Erzählforscher, wie Cammann (1976), Moser-Rath, Kurt Ranke, Will-Erich Peuckert, Albert Schott, Albrecht Lehmann, Stefaan Top oder zusammen mit Jürgen Dittmar die Festschrift für Lutz Röhrich (1982).

Sein eigentliches Forum, seine größte Herausforderung war zweifellos die *Enzyklopädie des Märchens*, die er von 1982 bis zuletzt als Hauptherausgeber leitend betreute. Das Jahrhundertprojekt der *Göttinger Akademie der Wissenschaften*, die EM, das liebevoll „blaues Wunder“ genannte Nachschlagewerk, sie sollte die Krönung seines Lebenswerkes werden! Als Herausgeber hat er selbst nicht weniger als 69 Artikel verfasst, von denen nur einige hier genannt werden können: *Altweibermühle*, *Esel als Lautenspieler*, *Die vorbestimmte Frau*, *die tote Frau kehrt zurück*, *Aristoteles und Phyllis*, *Gebet*, *Frösche bitten um einen König*, *Köpfe vertauscht*, *Qualnächte*, *Krieg der Tiere*, *Mordeltern*, *Ring des Polykrates*, *Gefangenschaft*, *Stimme aus dem Grab*, *Schlankenkönig*, *Schwundstufe*, *Sage*, *Teufel schert die Sau* und *Teufelsbraut*. Nicht wenige davon *musste* er schreiben, weil die inzwischen über achthundert Autoren aus aller Welt nicht selten absprangen oder aufgaben oder aus anderen – auch zeitlichen – Gründen kapitulierten. Dann sprang er eben selbst *ein*, und es ist und bleibt schleierhaft, wie er solch ein Arbeitspensum je überhaupt bewältigen konnte, zumal er zusätzlich noch als Leiter der inzwischen bei EVIVA digitalisierten Internationalen Volkskundlichen Bibliographie sowie als Fachgutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Volkswagenstiftung fungierte und den Berufsleitfaden Volkskunde neu bearbeitete. Ebenfalls seit 1982 war Brednich verantwortlich für die wohl wichtigste Fachzeitschrift zur internationalen historisch-vergleichenden Erzählforschung, für FABULA. Er blieb es bis zu seinem Dienstenende. Niemand, der sich – wo auch immer auf unserem Globus – in der Märchen- und Erzählforschung profilieren möchte, kennt eine feinere Adresse als diese Zeitschrift, peer-reviewed und dreisprachig.

Inzwischen war er auch zum brillanten Hermeneutiker geworden. Wer dem Fach in jener Zeit Theorieferne vorwarf, der sollte nur seine EM-Artikel „*Schwundstufe*“, „*Informant*“ oder „*Oral history*“ lesen . . . – Kein Wunder ferner, dass Brednich mittlerweile das wohl globalste Network an Folkloristen aufweisen konnte, das ein deutscher Universitätsprofessor haben kann. Und kein Wunder auch, dass er im Rahmen dieses Netzes immer wieder aufgefordert wurde, sich an *Festschriften* für Kolleginnen und Kollegen aus aller Welt zu beteiligen, darunter auch an denen für Märchenforscher wie Kretzenbacher, Holbek, Leopold Schmidt, Schenda, Dorson, Bausinger, Zender, Kurt Ranke, Moser-Rath oder Honko und den schon genannten Röhrich, zuletzt Uther. Dabei hat er selbst zwei Festschriften gehabt<sup>2</sup>, und dies nicht, weil er andere dazu auffordern musste, solche für ihn in Angriff zu nehmen, nein: Er war beide Male völlig überrascht und staunte selbst über den „cordon sanitaire“ der Geheimhaltung.

Ein ganz großer Wurf gelang ihm außerdem auf dem Gebiet der Sagenforschung; seine auf fünf Bände angewachsene Ausgabe moderner (Stadt-)Sagen kennen alle, auch Leser, die überhaupt nicht wissen, was Erzählforschung ist. Am Anfang stand die „*Spinne in der Juccapalme*“, es folgten „*Die Maus im Jumbo Jet*“, „*Das Huhn mit dem Gipsbein*“, „*Die Ratte am Strohalm*“ und „*Pinguine in Rückenlage*“, die größten Hypes seit den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Die Auflage dieser Bestseller hat mittlerweile die 1,6 Millionen-Marge überschritten, die Taschenbücher sind in mehrere Sprachen übersetzt und einige *contemporary legends* sind sogar verfilmt worden. Mag es auch Vorläufer in Skandinavien und den USA sowie erstklassige Konkurrenten in Deutschland und in Österreich gegeben haben, einen solchen Erfolg konnte niemand vorausahnen, am allerwenigsten die Studierenden, die mit ihm zusammen vor allem den ersten Band erarbeiteten, und Brednich selbst. Auch hier war dieser Forscher also wieder ganz der „early adaptor“, der Pionier, der internationale Entwicklungen stets mit einem quasi seismographischen Sinn erspürte und sie für alle Gattungen der Volkserzählung umzusetzen wusste. Folgerichtig wurde ihm im Jahre 2005 „für Forschungen im Sinne der Brüder Grimm“ denn auch der renommierte Grimm-Preis der Marburger Universität verliehen. Und erst recht kein Wunder war es, dass die Märchenstiftung Kahn ihm (im Jahre 2010) in Volkach ihren „Europäischen Märchenpreis“ verlieh.

Und nun folgt ein dritter und letzter, aber langjähriger und wieder äußerst produktiver Abschnitt von Brednicks Leben. Nach seiner Emeritierung im Jahre 2000

2 Medien populärer Kultur. Erzählung, Bild und Objekt in der volkskundlichen Forschung. Rolf Wilhelm Brednich zum 60. Geburtstag 1995. Frankfurt am Main/New York: Campus 1995, 492 S., Auswahlbibliographie 17–18 – sowie: Der Hahn im Korb. Allerneueste Geschichten um Rolf Wilhelm Brednich. Festschrift zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Gudrun Schwibbe und Ira Spieker. Göttingen: Schermerse 1995, 249 S.

arbeitete er – wunderbar flankiert von seiner Frau Brigitte Böhnisch-Brednich, die als Professorin auch seine Kollegin war – als *Honorary Research Fellow* am Stout Center der Victoria University in Wellington, Neuseeland. Damit ist *Internationalität* sozusagen zum Alltag geworden in einem Wissenschaftler-Leben, das keineswegs nur noch aus Golfspielen und Fliegenfischen bestand, wie man meinen konnte, wenn man dem Understatement seiner vielen antipodischen E-Mails und seinen weihnachtlichen „Jahresberichten“ Glauben schenken wollte. Mit gewohnter Gelassenheit und interkultureller Souveränität arbeitete er weiter – nicht nur an Studien über den neuseeländischen Humor oder über die neue Erzähl- und Witzkultur im Internet oder gar an Golfbüchern, nein, auch an Themen, die bei den *Kopffüßlern* auf der anderen Seite des Globus wohl nur *Kopfschütteln* hervorrufen. So legte er noch 2008 ein Buch über „Tie und Anger“ vor, über historische Dorfplätze in Niedersachsen, Thüringen, Hessen und Franken – wo er, wie er selbst es formuliert, gegen den Verlust historischer Substanz anscrieb und wieder einmal virtuos zeigte, was seine „klassische“ Volkskunde in ihrer ganzen Breite vermochte.

Und sein letztes grosses Buch erschien 2015: *„Augustus Koch – Mapmaker: The life and work of a pioneer artist, designer, draughtsman and cartographer“*. Zum seinem 80. Geburtstag haben die Mitherausgeber der EM unter Führung von Helge Gerndt Brednich im gleichen Jahr folgenden Band gemacht: *„Überlieferungsgeschichten. Paradigma volkskundlicher Kulturforschung“*. Da sind seine liebsten Aufsätze noch einmal zusammengestellt mit einer großen Würdigung durch Helge Gerndt und einem umfassenden (wenn auch nicht ganz vollständigen) Schriftenverzeichnis. Einige der Aufsätze waren sehr versteckt erschienen und so wieder zugänglich; er habe – sagt seine Frau – im letzten Jahr mit viel Freude seine eigenen Aufsätze wieder gelesen und sich wirklich sehr darüber gefreut. Am Ende seines Lebens hat dieser große Forscher tatsächlich über 50 Bücher vorgelegt, dokumentiert in einem ganz und gar uneitlen, un stolzen Buch, das er an seine Freunde privat als eine Art Fotobuch im Sommer 2023 noch verschenkte, und das den Titel „Mein bewegtes Leben“ trägt.

Sabine Wienker-Piepho

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.12>

## Lager. Inszenierung und Musealisierung

Jahrestagung des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa in Kooperation mit der Kommission Kulturelle Kontexte des östlichen Europa, Göttingen, 14.–16. November 2022

Lager und der Umgang mit ihnen standen im Zentrum der Jahrestagung des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE), die gemeinsam mit

der Kommission Kulturelle Kontexte des östlichen Europa im Historischen Gebäude der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen ausgerichtet wurde. Göttingen als Tagungsort zum Thema „Lager. Inszenierung und Musealisierung“ war in mehrfacher Hinsicht eine gute Wahl: Zum einen fand im Anschluss an die Vorträge der ersten beiden Tage eine Exkursion nach Friedland statt. Im Museum im historischen Bahnhofsgebäude, das die Geschichte des Grenzdurchgangslagers Friedland seit seiner Entstehung 1945 dokumentiert, erhielten die Tagungsteilnehmer:innen zunächst eine fundierte Führung durch die Dauerausstellung „Fluchtpunkt Friedland“ von *Angela Steinhardt*. – Im Anschluss ging es mit *Jasper von Bodenhausen* in das Durchgangslager, das sich in unmittelbarer Nähe zum Museum befindet. – Zum anderen konnten die Tagungsteilnehmer:innen gemeinsam mit *Jochim Baur* (Dortmund), der auch die Tagung mit einem Kommentar beschloss, das „Forum Wissen“ der Universität Göttingen und die Ausstellung „Moving Things. Zur Materialität von Flucht und Migration“ (ein Projekt des Instituts für Ethnologie der Georg-August-Universität Göttingen, dem Museum Friedland und dem Berliner Ausstellungsbüro „Die Exponauten. Ausstellungen et cetera“) besuchen. – Beide Exkursionen behandelten (wenn auch freilich in unterschiedlichem Maße) nicht nur die Geschichte von (Zwangs-)Migrationen und den politischen und gesellschaftlichen Umgang mit ihnen in der Gegenwart, sondern sie richteten den Fokus explizit auch auf die lebensweltlichen Zusammenhänge, biografischen Erfahrungen und Objektgeschichten.

Die Exkursionen führten ebenso wie die Fachvorträge geradezu plastisch vor Augen, was *Tilman Kasten* (Freiburg i. Br.) in seiner Einführung festhielt: Zum einen sind Lager mehr als nur Relikte vergangener Zeiten oder kurzzeitige Aufenthaltsräume, vielmehr sind sie als „Erfahrungsräume“, „Räume sozialer Praktiken“ und „Gegenstand von Diskursen“ zu begreifen, als Arenen, in denen normative und ethische Fragen ausgehandelt und verhandelt werden. – Dies zeigten die seit 2016 bestehende Dauerausstellung im Museum Friedland ebenso wie der gleichnamige Auftaktvortrag „Fluchtpunkt Friedland. Das Grenzdurchgangslager Friedland als Erinnerungsort und als Ort aktueller Migration“ von *Anna Haut* und *Piritta Kleiner* (Museum Friedland). Die beiden zeichneten die Geschichte und besonders auch den Wandel der (erinnerungs-)politischen Inszenierungspraxis des Grenzdurchgangslagers seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs bis heute nach (das Lager zunächst als national überhöhtes „Tor zur Freiheit“ für Heimatvertriebene und Flüchtlinge aus den ehemaligen Ostgebieten; für Displaced Persons (DPs) und Kriegsheimkehrer aus der Sowjetunion; für Spätaussiedler:innen, junge unbegleitete männliche Flüchtlinge aus der DDR/SBZ sowie Geflüchtete im Zuge der Aufstände in Ungarn, Chile und Vietnam; jüdische Zuwanderinnen und Zuwanderer aus Osteuropa sowie heute für flüchtende Menschen aus allen Krisenregionen der Welt). Das mitunter spannendste – was auch in der Ortsbegehung sichtbar und erfahrbar wurde – ist zum einen die frühe Integrie-

rung des Lagers in den Ort, seine Anbindung an das Schienennetz und sein Verzicht auf Schranken und Zäune. Zum anderen zeugt der Ort – etwa in Form von Denkmälern – von einem Nebeneinander verschiedener Zeiten und damit unterschiedlicher Migrations- und Erinnerungspolitiken. Neben dem Lager selbst ist es heute auch das Museum, das den Ort (nicht immer frei von Konflikten) formt und das um eine multiperspektivische Betrachtungsweise bemüht ist, indem es die ankommenden Menschen und ihre in Interviews erhobenen Flucht- und Lebensgeschichten in den Mittelpunkt der Ausstellung stellt, ohne dabei die Sicht von Politik, Verwaltung, Gesellschaft und lokaler Bevölkerung auszublenden.

Der Vortrag von *Klaus Neumann* (Hamburg) „Da gibt's nichts mehr': Die Nicht-Musealisierung und Nicht-Historisierung lagerähnlicher Unterkünfte für Asylsuchende und Kriegsflüchtlinge“ veranschaulichte hingegen eine gegenteilige Erinnerungspolitik: Am Beispiel des Lagers Pavillondorf im Hamburger Westen und des Lagers Porschendorf in der Sächsischen Schweiz zeigte er die Praxis des „Nicht Erinnerns“ im Zuge der deutsch-deutschen Wiedervereinigung auf, die bis heute – etwa bei Protesten gegen Geflüchtete – zutage tritt. Dabei könne gerade eine Musealisierung und damit Auseinandersetzung mit der Asylopolitik und der Gewalt gegen Asylbewerber:innenunterkünfte in den 1990er-Jahren zu einem tieferen Bewusstsein darüber beitragen, was eine Migrations- oder vielmehr postmigrantische Gesellschaft ausmacht.

Die anschließenden Vorträge von *Matthias Beer* (Tübingen) zu den „Schwierigkeiten des öffentlichen Umgangs mit gestapelter Erinnerung“ und *Christian Günther* (Wuppertal) über „Virtual Reality in Gedenkstätten. Authentifizierungsstrategien“ mussten leider ausfallen.

*Susanne Abeck* (Essen) und *Anke Asfur* (Aachen) stellten in ihrem Werkstattbericht „Vom Mannschafts-Stammlager zum O-Lager. Ein vielschichtiger Lagerort in Soest“ den Fortgang der dortigen Gedenkstättenkonzeption vor. Die 1939 fertiggestellte Kaserne in der Garnisonsstadt Soest inhaftierte zunächst polnische Kriegsgefangene, dann vor allem belgische, niederländische und französische Offiziere, und diente nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 als DP-Lager und ab 1946 als O-Lager für Vertriebene und Geflüchtete; bis Mitte der 1990er-Jahre fungierte sie als Kaserne für belgische Besatzungstruppen und war die zweitgrößte Garnison außerhalb Belgiens. Die Historikerinnen zeigten auf, welche Erinnerungsakteur:innen und -praktiken sich bei der historischen Aufarbeitung ab Ende der 1990er-Jahre durchsetz(t)en: Wie andernorts fand (und findet) auch hier eine Opferhierarchisierung statt zugunsten französischer Gefangener und zuungunsten sowjetischer Kriegsgefangener, was neben den unterschiedlichen Erinnerungspolitiken im Zuge der Blockbildung auch einer mangelnden Quellenlage geschuldet ist.

Auf eine schwierige Quellenlage verwies auch *Sarah Grandke* (Hamburg) in ihrem Vortrag „Moving memories – memory on the move? Erinnerungsinitiativen von

Displaced Persons 1946/47 in Oberösterreich und Bayern. Die Beispiele Ebensee und Flossenbürg“. DPs migrierten weiter, vor allem nach Übersee, sodass sich Ego-Dokumente und Selbstzeugnisse vor allem in der Diaspora befinden und auch die DP-Lager oftmals verschwanden. Und auch hier sind es die Betroffenen selbst – im Falle Flossenbürgs und Ebensees DPs aus Polen und dem Baltikum – die sich aktiv für eine Erinnerungskultur, zum Beispiel die Errichtung von Denkmälern und Mahnmalen an den historischen Orten, einsetzten. Doch gingen bisweilen auch die Vorstellungen hinsichtlich erinnerungskultureller Praktiken zwischen jüdischen und christlichen DPs auseinander. Besonders das 2. Polnische Offizierscorps trieb eine polnisch-katholisch-nationale Erinnerungspolitik voran.

Mit den erinnerungspolitischen Konflikten zwischen Erinnerungsinitiativen und der Stadt Moosburg in Bayern beschäftigte sich *Julia Devlin* (Augsburg) in ihrem Vortrag „STALAG VII A, Moosburg – Auf dem Weg zu einem Dokumentationszentrum?“. Im 1939 errichteten Stammlager nordöstlich von München wurden zunächst Gefangene aus Polen, später auch aus Frankreich und anderen Teilen Osteuropas inhaftiert; nach dem Zweiten Weltkrieg fungierte es wie viele andere Lager auch als Aufnahmeunterkunft für Flüchtlinge und Vertriebene aus dem Osten; und ab 1954 konnten die ehemaligen Baracken käuflich erworben und zu Wohnhäusern umgebaut werden. Gleichwohl es das größte Kriegsgefangenenlager in Bayern war und es einen guten Archivbestand gibt, besteht heute kein Interesse seitens der Politik an einer Musealisierung. Es sind lokale zivilgesellschaftliche Initiativen, die sich für die Errichtung eines Gedenk- und Lernortes einsetzen und gegen den Abriss der übriggebliebenen vier Baracken kämpfen. – *Bernhard Bremberger* (Berlin) gab mit seinem Vortrag „Bürgerschaftliches Engagement statt etablierter Gedenkstätte. Das Erinnern an das Berliner Krankensammellager Blankenfelde-Nord“ einen Einblick in die Praxis zivilgesellschaftlicher Erinnerungsarbeit. Das bewusst außerhalb Berlins errichtete Lager beherbergte ab 1941 schwer kranke „Ostarbeiter:innen“. Die räumliche Trennung bzw. Auslagerung kranker Zwangsarbeiter:innen aus dem Osten spiegelte die NS-Opferhierarchie wider, die sich wiederum bis heute in der Hierarchisierung der NS-Opfer in der deutschen Erinnerungspolitik niederschlägt. Hinzu kommt, dass die Berliner Mauer durch das Krankenstammlager verlief, was noch mehr zu einem „Nicht-Erinnern“ beitrug. Erst 2007 gründete sich der „Runde Tisch Blankenfelde“, bestehend aus engagierten Bürger:innen, die gemeinsam mit Schulen, Forscher:innen und Zeitzeug:innen gegen das Vergessen anarbeiten, was sich insofern schwierig gestaltet, als es keine Selbstzeugnisse, Exponate und erhaltenen Gebäude gibt, aber eben auch keine Finanzierung. Doch 2012 gelang es der Initiative, eine Gedenktafel am historischen Ort anzubringen.

In seinem Schlusskommentar „Bewegung und Überlagerung“ plädierte *Joachim Baur* erstens für eine Schärfung der Begriffe Lager, Inszenierung und Musealisierung und zweitens für eine raumbasierte Konzeptualisierung, sind Lager doch stets als

Transitorie zu begreifen, in denen sich verschiedene Zeitschichten, Epochen und Räume sowie historische Erfahrungen und Erinnerungen überlagern. Insofern müsse man fragen, „wie sich flüchtige Lagergeschichten fassen lassen, ohne zu fixieren und gegeneinander auszuspielen“. Mit Rückgriff auf Mary Luise Pratts Konzept der „contact zone“ machte er noch einmal deutlich, was alle Beiträge und die Ausstellungen gezeigt haben: Museen sind nicht frei von Konflikten, im Gegenteil, sie sind als „Resonanzräume für politische Kämpfe“ und somit nicht als „comfort zones“, sondern vielmehr als „conflict zones“ zu begreifen. Drittens schlug Baur vor, Migrationsgeschichte vom Lager aus zu perspektivieren. Das Lager, das zumeist an peripheren Orten errichtet wurde und das sich für seine Bewohner:innen durch Fremdbestimmung und Herrschaft, aber auch Agency auszeichnet, solle zum Ausgangspunkt der Geschichtsschreibung werden. Und schließlich wäre es in Zukunft wünschenswert und wichtig, im Sinne einer engaged anthropology Beziehungsarbeit zu leisten – mit den Interviewpartner:innen und Objektleihgeber:innen, aber auch mit den pädagogischen Kräften, die im Rahmen kultureller und politischer Bildungsangebote Vermittlungs- und damit Übersetzungsarbeit leisten.

*Marketa Spiritova*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.13>

## **Analysen des Alltags. Komplexität, Konjunktur, Krise**

44. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft, Dortmund, 4.–7. Oktober 2023

Der Kongress fand in der nordrhein-westfälischen Großstadt Dortmund statt, die ein Zentrum der Schwerindustrie war. Mit der Schließung des letzten Kohlebergwerks 1987 vollzog sich ein wirtschaftlicher Wandel hin zum heutigen Handels- und Dienstleistungszentrum sowie zur Hightech-Metropole in den Bereichen Energie (Strom-, Gastransportnetze), Mikrosystemtechnik und Biomedizin. 1968 wurde die Technische Universität Dortmund gegründet, die ab 1980 auch Geisteswissenschaften aufnahm. Aktuell zählt die Technische Universität über 50.000 Studierende (*Dr. Stefan Mülhofer*, Geschäftsführender Direktor der Kulturbetriebe der Stadt Dortmund, in seinem Grußwort). – Das Seminar Kulturanthropologie des Textilen unter Leitung von *Prof. Dr. Gudrun M. König* und *Prof. Dr. Joachim Baur* war inklusive seiner Mitarbeiter:innen und Student:innen der örtliche Ausrichter des von der DGEKW veranstalteten Kongresses, der nach dem Online-Kongress in Regensburg inmitten der Pandemiejahre nun erstmals wieder in Präsenz stattfinden konnte. Dies und ein großes Interesse gegenüber dem gewählten Thema „Analysen des Alltags“ sorgte für über 300 Anmeldungen und eine gut belebte Kongressatmosphäre. – Der Vorsitzende

der DGEKW Prof. Dr. Markus Tauschek (Freiburg) skizzierte den Alltagsbegriff als vage und in ganz unterschiedlichen Feldern nachgefragt. Zudem scheine die Geordnetheit des Alltags heute stärker infrage zu stehen, was das Fach herausfordere, sich dazu zu positionieren.

### **Mittwoch, der 4. Oktober 2023**

Der Kongresseröffnung mit den drei Grußworten von Dr. Mülhofer, Prof. Dr. König und Prof. Dr. Tauschek ging am Mittwochvormittag ein Offener Workshop des Ständigen Ausschusses für Forschungsdaten- und Forschungsethik der DGEKW voraus. Im weitläufigen Eingangsbereich zu den Hörsälen und in den Hörsälen selbst konnten die Kongressteilnehmenden „16 Dingminiaturen als einen Beitrag zur Fach- und Wissenschaftsgeschichte sowie zum Kongress selbst“ inspizieren, die in einem zweisemestrigen Lehrforschungsprojekt im Dortmunder Master Kulturanalyse und Kulturvermittlung entstanden. – Mit einer „Spurensuche in prospektiver Absicht“ eröffnete Prof. Dr. Bernhard Tschofen (Zürich) den Kongress, indem er der Frage nachging, was unser Fach mit dem Alltag gewonnen habe, was vielleicht aber auch noch nicht genug genutzt sei. Der Eintritt des Alltags in die Wissenschaft eröffnete eben nicht nur ein neues Forschungsfeld, sondern ging auch einher mit einer Kritik an wissenschaftlichen Gegenständen und Methoden und erschloss ein neues Fachverständnis. Die Beschäftigungen mit dem Alltag hatten zudem das Potenzial einer wissenschaftspolitischen Intervention. Es sei diese interventionistische ‚Atmosphäre‘ des Alltagsbegriffs, die – so die zentrale These Tschofens – die begonnene Erneuerung der Volkskunde in ein solides Programm mit einer methodischen, politisch-strategischen sowie fachlich-gegenständlichen Richtung überführen konnte. – In der Diskussion bezog sich eine Frage darauf, ob es nicht auch die gendersensible weibliche und männliche Autorschaft bei der Verhandlung des Alltags gegeben habe. Eine weitere Wortmeldung zeigte sich irritiert, dass der Alltag immer noch so friedlich und belanglos daherkomme, dessen Brutalität jedoch kaum aufgegriffen werde. Hierauf antwortete Tschofen, dass Alltagsforschung fruchtbar werde, wenn sie dessen Widersprüche, Brüche und Brutalitäten miterfasse.

Das Panel A „Aushandlungsstrategien ökonomischer und sozialer Transformationen“ leitete Prof. Dr. Alexa Färber (Wien) mit zwei übergeordneten Fragestellungen ein: Wie zeigen sich große gesellschaftliche Herausforderungen und Debatten in alltäglichen lokalen Auseinandersetzungen und Aushandlungsprozessen von Transformation? Wie wirkt sich die Unwägbarkeit sozialer und ökologischer Transformationen auf Alltag, Selbstverständnis und Zukunftserwartung aus? Die drei folgenden Vorträge waren in einen modellhaft zu verstehenden, historischen Dreischritt aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eingeteilt. Dabei sollte deutlich werden, wie in den drei unterschiedlichen Feldern jeweils Planung zu Alltag wird, wie eingespielte Praktiken und Handlungsrouninen in Zeiten kriseninduzierter Veränderung



verändert werden müssen und wie Zukunft vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Herausforderungen an den Schlüsselorten verhandelt wird. Dabei stehe die in Dependenz zur Wachstums- und Wohlstandsorientierung mit ihren Bedarfen an Energie und Wohnraum situierte Pfadabhängigkeit von Großprojekten aktuell im Konflikt zu dem über die Umweltbewegungen der 1970er- und 1980er-Jahre vermittelten Umdenken hin zu ökologischer und sozialer Transformation. – *Dr. Judith Schmidt* (Bonn) befasste sich mit Positionierungen und Erprobungen von Zukunftsvorstellungen der im Rheinischen Braunkohlerevier lebenden Menschen, wo die letzten vom Braunkohletagebau betroffenen Dörfer nach aktueller Beschlusslage nicht rückgebaut werden müssen und also die seit Jahrzehnten gewohnte Veränderung der Lebenswelt ausbleibt. – *Dr. Karin Bürkert* (Tübingen) ging der Frage nach, wie die neue Laufzeitverlängerung des Kernkraftwerks Neckarwestheim um vier Monate vor dem Hintergrund der bereits jahrzehntelang festgelegten Abschaltung zum Dezember 2022 vor Ort verhandelt, empfunden und organisiert wurde. – Mit den in der Bevölkerung umstrittenen Planungen neuen Wohnraums für etwa 16.000 Menschen am Freiburger Dietenbach setzte sich *Sarah Wirschke* M. A. (Freiburg) auseinander. Die Überführung von Wald- und Ackerflächen in urbanen Stadtraum sieht sie als Feld mentaler und diskursiver Verwerfungen an, worin sich die Debatten um die Stadt von morgen in besonderer Art und Weise entzündeten. – In der Diskussion zielte unter anderem eine Frage auf das Selbstverständnis der Vortragenden dieses Panels hinsichtlich ihrer Forschung: Mit welcher eigenen Haltung wandte man sich den Themen zu und wie komme diese Haltung in den Vorträgen zum Ausdruck?

Das von *Dr. Adrian Ruda* und *Dr. Jan C. Watzlawick* (beide Dortmund) moderierte Panel B „Alltägliche Moden materieller Kultur“ umfasste vier aus Qualifikationsprojekten der Dortmunder Kulturanthropologie des Textilen hervorgegangene Beiträge. Alle Beiträge fassten die vestimentäre Kultur als ein Paradebeispiel materieller Kultur, an dem kulturelle Bedeutungen, Bedingungen und Verweissysteme ablesbar sind. – *Adrian Ruda* zeigte in seinem Vortrag, dass Uniformen und Kleidermoden, die im Alltag oft als scheinbarer Gegensatz verstanden werden, miteinander verwoben sind. So stünden etwa historische Militäruniformen wie andere Kleidung auch in einem engen Verhältnis zu Fragen nach Praktikabilität und Modernität. – *Dr. Catharina Rüß* (Dortmund) ging der Vermittlung von Moden in sozialen Netzwerken nach und analysierte Memes, die den „Ugly-Chic“ der Marke Balenciaga als Müll karikieren. Anhand des Affordanzcharakters dieser Fotos von ‚Trash-Mode‘ in sozialen Netzwerken verwies sie auf Aufwertungs- und Transformationsprozesse von Mode im Internet. – Die Ergebnisse ihres Forschungsaufenthalts im Archiv der Zeitschrift *Vogue* in New York City präsentierte *Jasmin Assadsolimani* M. A. (Dortmund). Profanes würde im Luxuskontext der *Vogue* neu herausgestellt und kapitalisiert, zumal da die Alltagspraxis des ‚in einer Zeitschrift Blätterns‘ mit der Darstellung des Nicht-Alltäglichen in der *Vogue* kontrastiere. – *Dr. Jan C. Watzlawick* lenkte den Blick auf die

Kostümmannequins in Museen, die in Anwendung des pluralisierten Modenbegriffs nicht nur die vestimentäre Kultur der Dinge und Strukturen umfassen, sondern eine Vielzahl soziokultureller Kontexte von Kleidung und Körpern einschließen. – In der anschließenden Diskussion wurde die Frage gestellt, ob die Archivierung nicht der Temporalität von Mode entgegenstünde. Dazu wurde argumentiert, dass das Archiv Teil der Mode – und nicht ihr Gegensatz – sei, weil jede kulturelle Rezeption eine physische oder virtuelle Form der Archivierung bräuchte.

In Panel C „Daten-Alltage – Konstellationen und Dynamiken alltäglicher Datenpraktiken“ standen unter Leitung von *Dr. Katrin Amelang* (Bochum) und *Prof. Dr. Martina Klausner* (Frankfurt a. M.) Ordnungen, Praktiken und Politiken rund um Daten im Fokus. – *Dr. Nurhak Polat* (Bremen) und *Prof. Dr. Klausner* thematisierten beide die Implikationen des Erfassens und Sichtbarmachens von personenbezogenen Datengeflechten in politisch völlig unterschiedlich geprägten Feldern (Covid-Daten in der Türkei und Bewegungsdaten für die Stadtverwaltung in Frankfurt a. M.). In beiden Fallbeispielen zeigte sich, dass die Zugänglichkeit bzw. Unzugänglichkeit von Daten sowie das Teilen und Verarbeiten von Daten einen großen Einfluss darauf haben, ob diese Teil einer autoritären und/oder ausschließenden Überwachungs politik werden oder Verbindung und Partizipation ermöglichen. – Auch *Leman Çelik M. A.* und *Prof. Dr. Estrid Sørensen* (beide Bochum) deckten Begleiterscheinungen der Datenverarbeitung auf, die nicht auf den ersten Blick zugänglich sind, und stellten heraus, dass Narrative über die Verschränkung von wissenschaftlichen Datenpraktiken und der ökologischen Umwelt durch die infrastrukturellen Voraussetzungen der Datenverarbeitung fehlen. – *Prof. Dr. Ina Dietzsch* (Marburg) ging Inkompatibilitäten nach, die aus dem Zusammentreffen verschiedener Datenalltage resultieren. So warf sie die Frage auf, ob das Nichtfunktionieren bzw. die Störanfälligkeit von Technik geeignet sei, um die Entstehung und Beschaffenheit alltagsprägender, oft durch Gewöhnung unsichtbar werdender Datenwirklichkeiten zu analysieren.

In Workshop 1 „Ins Rampenlicht? Workshop zur Positionierung empirisch-kulturwissenschaftlicher Forschung in der (medialen) Öffentlichkeit“ unter Leitung von *Dr. Valeska Flor* (Bonn) ging es neben der Suche nach Strategien und Wegen in die mediale Öffentlichkeit und dem Austausch von Best-Practices auch darum, die Aufmerksamkeitsökonomien kritisch zu hinterfragen. Im Zentrum des zeitgleich mit einem ersten Slot offener DGEKW-Kommissionstreffen stattfindenden Workshops stand die Frage, wie es gelingen kann, Kulturwissenschaftler:innen als Expert:innen für aktuelle Fragen und Themen prominent in medialen Diskursen und Formaten zu platzieren.

Den ersten Kongresstag Mittwoch, den 04. 10. 2023 beschloss der alle Kongressteilnehmende einladende Empfang des Seminars für Kulturanthropologie des Textilen an der Technischen Universität Dortmund im Dietrich-Keuning-Haus ab 20 Uhr, der sich als ein gastronomisch bestens versorgter, geselliger und kommunikativer

Abend entwickelte. Im Rahmen des Empfangs wurde auch das sechzigjährige Bestehen der dgv/DGEKW mit einer großen Torte gefeiert, die vom ehemaligen Vorsitzenden *Prof. Dr. Helge Gerndt* (München) angeschnitten wurde und von der sich alle Anwesenden bedienen konnten.

#### **Donnerstag, der 5. Oktober 2023**

Am Beginn des zweiten Kongresstags standen vier Workshops, von denen zwei für den Bericht verfolgt worden sind. – In Workshop 3 „Das Digitale des Alltäglichen und das Alltägliche des Digitalen. Debatte und Diskussion der DGEKW-Kommission Digitale Anthropologie im Roundtable-Format“ wurde von *PD Dr. Anne Dippel* (Jena) berichtet, dass sich die ehemalige Kommission „Digitalisierung im Alltag“ seit 2022 in „Kommission für Digitale Anthropologie“ umbenannt hat, weil der Prozess der Digitalisierung und seine transformatorische Kraft binnen weniger Jahre so umfassend im Alltag wirkmächtig geworden ist, dass „der Alltag“ und „das Digitale“ schwer voneinander zu trennen seien. – *Prof. Dr. Christoph Bareither* (Tübingen) erläuterte: Die Datafizierung von Alltagsdingen veränderte die Alltage insgesamt. Es gelte zu erkunden, wie es diese Alltage verändere, wenn KI-Systeme in die Verarbeitung und Herstellung des Alltäglichen eingreifen. – *Sarah Thanner M. A.* (Regensburg) konkretisierte die Wirkung von KI im Rahmen von Migration, wodurch weniger persönlicher Druck zur Migration und zum Sich-Einlassen auf die Kultur des Migrationslandes entstünde. Sie führte aus, dass die KI auf der imperialen Produktionsweise beruhe und dem kapitalistischen Produktionsverfahren mit seinen Standardisierungen unterliege, was bewirke, dass sie in unsere daran angepassten Alltage unauffällig eingepflanzt werde. – Dieser Workshop wies eine interessante Struktur auf, bei der die insgesamt sechs Referierenden ihre Themen kurz antippten (jeweils fünf Minuten), um dann in die Diskussion untereinander und mit dem Publikum zu gehen. *Prof. Dr. Ina Dietzsch* verwies auf die ontologischen Brüche, die KI setze, was jedoch bislang kaum berücksichtigt werde. Die Referierenden verstanden Sozialität in diesem Kontext als grundlegend kontingent und unser Fach, das die Befremdung des Eigenen zelebriere, Sorge dafür, dass Fachvertreter:innen den Themen und ihrer Wahrnehmung der Themen emphatisch begegnen. In der Diskussion ging es unter anderem darum, ob die neue Kommissionsbenennung wirklich zu den Zielsetzungen passe und auch eine breite Akzeptanz finden werde.

Der Workshop 4 „DGEKW-Kongress goes YouTube – Neue Formate der Fachvermittlung. Werkstatt der kulturwissenschaftlichen Filmreihe „überalltag““ wurde von *Inga Wilke* und *Nikola Nölle* (beide Freiburg) mit der freien Journalistin und Autorin *Carolin Haentjes* (Berlin/Leipzig) ausgerichtet. Der Workshop hatte zum Ziel, Wissenschaftsvermittlung im Zuge der (Mit-)Entwicklung eines Erklärvideos für die Teilnehmenden praktisch zu erproben und dabei wissenschaftliche Arbeitsweisen und das Kongressgeschehen für ein externes Publikum sichtbar zu machen. Zunächst

wurde eine Vorstufe des Drehplans entwickelt, die dort entwickelten Ideen bildeten wiederum die Basis für das im Anschluss durch die Initiatorinnen produzierte Video, das in der Filmreihe „überalltag. Kultur erklärt“ erscheinen sollte. Im Zentrum stand dabei die Frage: Was machen eigentlich Empirische Kulturwissenschaftler:innen und was hat das mit Alltag zu tun? – In der nachfolgenden Diskussion standen insbesondere die wissenschaftspolitischen Dimensionen im Fokus, die mit dem Themenfeld der Wissenschaftskommunikation und -vermittlung verbunden sind. Hierbei wurde die Relevanz der ‚Sichtbarkeit 2. Grades‘ herausgestellt wie auch die Frage danach, wer die Wissenschaftsvermittlung übernimmt und wie sich Zielgruppen wie z. B. Schüler:innen erreichen lassen.

Nach der vormittäglichen Kaffeepause folgten vor der Mittagspause parallel ein Panel und zwei Sektionen. Das Panel S „Studentisches Panel“ wurde von *Maren Sacherer B. A.* (Wien) und *Emil Gößling* (Kiel) organisiert und moderiert. Es bot Einblicke in fünf Forschungsprojekte von Studierenden. – *Lisbeth Brandt* (Kiel) beleuchtete den Auftritt der Band *Måneskin* beim Eurovision Song Contest 2021. Basierend auf Judith Butlers Theorie der Gender Performance sowie medienwissenschaftlichen Ansätzen arbeitete sie heraus, wie angesichts der mehrdimensional erzeugten Bühnenatmosphäre durch die Band mit der Kategorie Geschlecht gespielt wurde und wie subversive Praktiken und Brüche von Normen sich an ebendieser orientierten. – *Annie Eckert B. A.* (Jena) präsentierte Ausschnitte aus ihrer digitalen Feldforschung über sogenannte Drachenlord-Haider und deren Drachengame, das sie als einen Gegenalltag, einen liminoiden Raum, verstand. In diesem konnten die Möglichkeiten der digitalen Anonymität genutzt werden, um sich sozialen und rechtlichen Normen bzw. Kontrollmechanismen zu entziehen. – Eine Nachfrage bezog sich auf das persönliche Sicherheitsgefühl angesichts (Stalking-)technisch versierter und teilweise gewaltbereiter Feldpartner:innen. – In Einzel- und Gruppeninterviews befragte *Kyra Hardt B. A.* (Hamburg) Jugendliche, wie sie ihren schulischen Alltag sowie den Einfluss digitaler Medien während der Covid-19-Pandemie erlebten. Dabei stellte sie sowohl verschiedene Assemblagen von Menschen und ihrer genutzten Technik in schulischen Alltagspraktiken heraus wie auch unterschiedliche Formen der Selbstbestimmung und Strategien der Aushandlung im durch Technik und/ oder die Pandemiesituation veränderten Alltag. – *Rick Kool M. A.* (Kiel) ging der Frage nach, wie durch das Unternehmen ‚Karls 1921‘ im Kontext von Krisen der landwirtschaftlichen Branche Praktiken entwickelt wurden, die es zukunftsfähig machen sollten. Er untersuchte die durch ‚Rituale‘ geregelten Arbeitsabläufe von Verkäufer:innen an Erdbeerständen, die einerseits die Arbeit standardisieren und zugleich der Erdbeere eine besondere Bedeutung zuschreiben. Dabei stellte Kool ein Spannungsverhältnis zwischen den Vorstellungen des Unternehmens einerseits und denen der Angestellten andererseits fest, die in einem Aushandlungsprozess die Rituale entmystifizierten oder sich nicht daran hielten. – *Jannis Nickel B. A.* (Mainz) beschäftigte sich auf der Ba-

sis von qualitativen Interviews mit Angehörigen der Freiwilligen Feuerwehr, die als Helfende bei der Flut im Ahrtal tätig wurden, mit der Frage, wie sie dieses Ereignis wahrnahmen und darüber erzählten. Ihn interessierte dabei, inwiefern die häufig angenommene Gegensätzlichkeit von Alltag und Katastrophe eine Chance für die empirische Alltagsforschung sei. Die Fokussierung von Außergewöhnlichem sei in Bezug auf sein Forschungsprojekt insofern produktiv, da im Falle der Feuerwehrleute immer eine Rückkoppelung an den Alltag bestünde. – Mit seinen fünf Vorträgen von unterschiedlicher, aber durchweg hoher Qualität war das studentischen Panel dicht gepackt sowie thematisch heterogen, weshalb nur kurze Fragerunden möglich waren und in der abschließenden Gruppendiskussion die Gelegenheit ungenutzt blieb, übergeordnete Fragen zu stellen.

Die museologisch ausgerichtete Sektion 1 „Alltage kuratieren“ stand unter Moderation von *PD Dr. Michaela Haibl* (Dortmund). – *Mag. Anita Niegelhell M. A.* und *Dr. Birgit Johler* (beide Graz) stellten angeregt von der Frage, inwieweit der Alltagsbegriff dem Museum als analytische Kategorie für die Konzeption von Inhalten und deren Vermittlung (wieder) fruchtbringend zugeführt werden könne, ihr für das Frühjahr 2023 angesetztes Vermittlungsformat eines ‚Talk about Things‘ vor. Wie sie erläuterten, fand dies in Gestalt eines Gesprächs mit einer bewusst ausgewählten Personengruppe, das als Kaffeerunde inszeniert war, statt, und es wurde ein Austausch über Alltagshandlungen und -erfahrungen zum Thema Nahrungsmittelkonsum und Ernährung initiiert. Dieses Format wurde unter dem Eindruck der im Volkskundemuseum Graz im Jahr 2021 eröffneten Ausstellung „Welten, Wandel, Perspektiven“ entwickelt, in der unter anderem das in der Steiermark gegenwärtig verankerte Selbstbild des „Feinkostladens Österreichs“ kulturanalytisch dimensioniert und analysiert wird. Im besten Fall könne dieses Format dazu beitragen, das Alltagshandeln von Menschen inklusive ihrer alltäglichen Erfahrungs- und Erwartungshorizonte im Museum vielschichtiger zu repräsentieren. – *Timotheus Kartmann M.A.* (Frankfurt a. M.) reflektierte in Bezug zu seiner Forschung zu sozialen Museen und der sozialen Museologie über das soziale Museum Frankfurt, das ein institutionalisierter Versuch mit Anbruch des 20. Jahrhunderts war, ein Instrument zu schaffen, um die soziale Frage richtig zu stellen. Kartmann stellt heraus, dass das soziale Museum als wissenschaftlich-politisches Labor und der Diskurs der Soziomuseologie tief in sozialen Bewegungen verankert seien und in diesem Kontext die Objektivierung, Erforschung und Inszenierung von Alltags, dargelegt am Beispiel von Stadtlaboren und Ausstellungen im Format urbaner Reallabore, eine zentrale Rolle spiele. – *Dr. Michael Schimek* (Cloppenburg) ging es in seinem Vortrag um die Frage, wie weit das seit den 1970er-Jahren als erkenntnisleitend bewusst verfolgte Alltags-Konzept Freilichtmuseum noch trägt. Ein immer diverser werdendes Publikum nutze die populären Einrichtungen der Freilichtmuseen auf vielfache Weise als außeralltägliche Erlebnisorte. Alltagsdarstellungen in Freilichtmuseen seien heute zwar zunehmend

weniger konstruierte Formen, doch oft in der Darstellung einer ‚Sonntagssituation‘. Obwohl Freilichtmuseen inzwischen vermehrt auch Alltage der jüngeren und jüngsten Vergangenheit zeigen, handele es sich für die meisten Besucher:innen um mehr oder weniger fremde Alltage Anderer. Für die Besucher:innen von Freilichtmuseen stellt der Besuch eine außeralltägliche Aktivität dar, es gehe um Alltagsentlastung. Insofern würden Besucher:innen etwas anderes als ihren Alltag erwarten. – In der gemeinsamen Diskussion zu den drei Vorträgen erfolgten Fragen dazu, was die Referierenden unter ‚Kuratieren‘ verstehen, wie sie dieses Kuratieren praktizieren und ob die Museen heute nicht ein Reframing der 1920er/1930er-Jahre seien. Zudem folgte die Bemerkung, ob angesichts der vorgetragenen großartigen Fiktionen und dem Wunsch nach etwas Homogenisiertem die aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg stammenden Sammlungen der volkskundlichen Museen nicht eine Last seien.

In Sektion 2 „Räumliche Strukturierungen“, moderiert von *Prof. Dr. Ove Sutter* (Bonn), näherte sich zunächst *Dr. Patrick Bieler* (Berlin) ausgehend von der Idee der Ko-Konstitution urbaner Umwelten der Frage nach den qualitativen Bedingungen urbanen Erlebens und Erfahrens. Auf der Basis von Go-Alongs, die er mit zehn Menschen mit schweren psychischen Problemen im innerstädtischen Bereich Berlins durchgeführt hatte, fokussierte er in seinen Ausführungen insbesondere öffentliche Beziehungsperformanzen. Dabei diskutierte er, wie mit dem Begriff der Begegnung die Verflechtungen von psychischer Gesundheit und urbanem Leben anhand der Beobachtung alltäglicher Aktivitäten analysiert werden können. – *Dr. Christine Neubert* (Hamburg) befasste sich mit der Aushandlung von Alltag im Kontext von Straßenbaustellen als disruptiven Momenten des urbanen Raums und Irritierung alltäglicher Praktiken. Die Baustelle als urbanen Praxiszusammenhang begreifend, standen damit verschränkte Praktiken der Akteur:innen im Fokus, die Aushandlung von Platzbedarfen, die Bedingungen der Koexistenz der unterschiedlichen Akteur:innen sowie die Routinen innerhalb und außerhalb des Bauzauns. – *Claudius Ströhle M. A.* (Innsbruck/Berkeley) skizzierte den Baualltag im türkischen Uşak als transnationale Praxis und zeigte, wie dieser mit sozialer Mobilität verbunden und von Ungleichheiten geprägt ist. Die im Fokus stehenden Immobilien funktionierten als Schnittstellen vornehmlich zwischen dem österreichischen Stubaital (die Stubai-Werkgenossenschaft) und der Provinz Uşak. Sie seien zudem Ausdruck einer transnationalen Gouvernamentalität, die nicht zuletzt auch mit Bemühungen der Regierungen in den jeweiligen Herkunftsländern verbunden sei, die Diaspora zu kontrollieren und Identitäten zu mobilisieren. In den Blick rückten weiterhin auch Praktiken des Rück-, Aus- und Weiterbaus, intergenerationale Konflikte und Reibungspunkte mit der lokalen Oberschicht in Uşak sowie die Positionalität als Forscher innerhalb des Feldes.

Nach der anschließenden Mittagspause folgten zwei Plenarvorträge. *Prof. Dr. Gudrun M. König* (Dortmund) plädierte vor dem Hintergrund der Marginalisierung der konkreten vestimentären und materiellen Ebene im Fach für einen pluralistischen

Begriff von Moden wie von Alltagskultur. Während Mode als Singular das kapitalistisch produzierte Sujet meine und Alltag als Singular auf das Generelle verweise, umgreife Alltag im Plural die je spezifischen, singulären Lebensverhältnisse der Einzelnen. Und die Mode als Plural repräsentiere einen multiperspektivischen Ansatz, der bereits bei Georg Simmel zu Anfang des 20. Jahrhunderts angedacht war, denn es gab für ihn kein außerhalb der Mode. Moden als Plural fasse die Hochkulturmode und die prekäre Alltagsmode in dieser Differenzierung zusammen. Und der Plural eröffne diverse Perspektiven auf einen differenzierten Gegenstand: Bade-, Sport- und Surfmode. Moden grundierten also Modalitäten des Alltags und bringen Alltagspraktiken zur Ansicht. – In der Diskussion ergaben sich Nachfragen zur kulturellen Aneignung sowie zur antikapitalistischen Mode, welche die Vortragende als nachhaltige und ethnisch faire Arbeitsbedingungen fordernde Mode skizzierte. – Am Beispiel der Coronapandemie und des ersten Lockdowns in Dänemark versuchte *Prof. Dr. Tine Damsholt* (Kopenhagen) Zeiten der Krise als methodisch nutzbares Prisma stark zu machen. Denn – so ihre These – durch die Störung der bekannten Abläufe und sie grundierenden Einstellungen sowie Mechanismen gelinge es, Rhythmen und Ideale des guten Lebens freizulegen, die alltagsprägend seien. Großformatige Krisen werden in kleinformatige Lebensweisen heruntergebrochen und bewältigt. Anhand der Auswertung von Tagebüchern, die ihre Studierenden während des ersten Lockdowns anfertigten und wechselseitig reflektierten, konnte sie ihre These eindrücklich vertiefen: In Krisenzeiten geraten verschiedene Zeiten (Bsp. die globale, alltägliche und eine der Familie verschriebene Zeit), die im Moment der Gegenwärtigkeit verbunden sind, durcheinander. Dabei zeigte sich, dass das Zeiterleben auch eine affektive Dimension aufweist und Ängste und Hoffnungen, Gemütlichkeit und Fatalismus nebeneinander existieren können. – In der Diskussion ergab sich unter anderem eine Nachfrage zum verwendeten Quellenmaterial und ob in den Tagebüchern mehr Aussagen zur Zukunft enthalten seien.

Auf die nachmittägliche Kaffeepause folgte Workshop 6 „Forschungsdaten und Materialien aus der Feldforschung archivieren und teilen. Wie geht das und hat das schon jemand gemacht?“ parallel zu weiteren offenen DGEKW-Kommissionstreffen. In dem von *Dr. Sabine Imeri* (Berlin) und *Dr. Michaela Rizzolli* (Bremen) geleiteten Workshop ging es um die Archivierung und Nachnutzung von Feldforschungsdaten. Leitfragen waren: Wie können ethnografische Daten und Materialien und das Wissen der Forschenden über die Kontexte ihrer Entstehung unter Berücksichtigung rechtlicher wie ethischer Aspekte dauerhaft archiviert und für die weitere Forschung zugänglich gemacht werden? Und wie können umgekehrt Forschungsdaten und Materialien aus der ethnografischen Feldforschung gesucht, gefunden und nachgenutzt werden? In Anschluss an diese Fragen wurden im Weiteren Formen für die Dokumentation der Materialerstellung, ausgewählte Aspekte des Data Sharings und die Archivierung von ethnografischen Forschungsmaterialien behandelt.

Der Abend klang wiederum aus bei einem Empfang der Stadt Dortmund im städtischen Museum für Kunst und Kulturgeschichte, zu dem alle Kongressteilnehmer:innen eingeladen waren. Und auch an diesem Ort stellte sich ein geselliger und kommunikativer Abend ein, der großzügig gastronomisch versorgt wurde.

### **Freitag, der 6. Oktober 2023**

Der dritte Kongresstag startete mit drei parallelen Sektionen. In Sektion 3 „Routinen reflektieren“, moderiert von *Prof. Dr. Klaus Schönberger* (Klagenfurt), startete *Lucia Sunder-Plassmann M. A.* (Cloppenburg) mit dem Bericht aus ihrem Forschungsalltag und den Spannungen der Missionsunterstützung katholischer Frauen im Oldenburger Münsterland als Einrichtung mit sozialer Bedeutung, die sich ganz eindeutig in einem historischen Kontext des Kolonialismus befinde. Dabei stehe die bemühte Geschwisterlichkeit, so Sunder-Plassmann, dem paternalistisch-hierarchischen Unternehmen der katholischen Kirche gegenüber, die im ländlichen Raum einen Ort des sozialen Austauschs und Zusammenhalts eröffnen konnte. – Die anschließende Diskussion drehte sich vor allem um die Zukunftsträchtigkeit dieses Modells. Interessant wäre dabei die orts- und konfessionsübergreifende Vernetzung, die den Veranstaltungen einen Dorffest-Charakter verschaffe. – *Jana Stadelbauer M. A.* (Fürth) wusste im Anschluss geschickt, die Anschlussfähigkeit der „vernachlässigten Dimension“ des Hörens jenseits der akustischen Alltage in der HiFi-Szene zu verdeutlichen. So können gerade Fragen über den Klang bzw. Sound von und in Räumen, Erinnerungen und Vorstellungen erstaunliche Zugänge zum Feld eröffnen. Aber auch das selbstreflexive Hören, das Benutzen der eigenen Körperlichkeit als Feldzugang, eröffne neue Perspektiven und biete damit heuristisches, zu Unrecht oft vernachlässigtes Potenzial. – Die Nachfragen drehten sich vor allem um die technische Umsetzung, etwa die Empfehlung für Aufnahmegeräte, die Hintergrundgeräusche nicht entfernen. – Der Beitrag von *Dr. Barbara Sieferle* (Freiburg) ist leider kurzfristig entfallen.

„De/stabilisierte Alltage“ standen im Fokus der Sektion 4, moderiert von *Prof. Dr. Sonja Windmüller* (Kiel). – *Dr. Christine Hämmerling* und *Liv Ohlsen B. A.* (beide Hamburg) befassten sich mit wohnungslosen Menschen, denen es gelang, als legitimierte Sprachrohre für die Belange von Wohnungslosen wahrgenommen zu werden. Sie führten zwei Beispiele an: ‚GoBanyo‘, ein mobiles Duschangebot für Wohnungslose, das von einem ehemals Wohnungslosen maßgeblich initiiert worden ist, der auch als öffentlicher Sprecher fungiert, und das Hamburger Straßenmagazin ‚Hinz&Kuntz‘, das von wohnungslosen Menschen vertrieben und teils auch gestaltet wird. An beiden Projekten arbeiteten sie die Fähigkeit zur inszenatorischen Selbstrepräsentation aufgrund eigener körperlicher und biografischer Erfahrung heraus, die den Sprechern (bisher nur Männer) einerseits Authentizität hinsichtlich der Erfahrungswelt Wohnungslosigkeit verleiht, sie andererseits in Konflikt bringt zwischen dem ver-



mittelten Eindruck authentischer Zugehörigkeit zur Wohnungslosenszene und ihrem professionellen Auftreten. – In der Diskussion wurde nach dem Umgang der Vortragenden mit ihrem Expert:innenanspruch gefragt, worauf diese antworteten, dass keine Kollaboration im engeren Sinn angestrebt wurde. Zudem erfolgte der Hinweis, dass es für die Forschenden sinnvoll wäre, für dieses Thema ein postkonstruktivistisches Verständnis von Erfahrung einzunehmen. – *Dr. Lisa Riedner* (München) stellte das Thema und erste Forschungseindrücke der Münchner Emmy-Noether-Nachwuchsforschungsgruppe vor. Hierbei gehe es um Auseinandersetzungen um das Soziale im Rahmen einer bewegungsbasierten ethnografischen Sozial(staats)regimeanalyse, woran vier Forschende arbeiten. Diese befinden sich in engem Austausch mit prekär Beschäftigten und erwerbslosen Personen in krisengeschüttelten Städten des globalen Nordens. Ausgehend von deren Strategien für ein besseres Leben im prekären Alltag und alltäglichen Konflikten mit sozialstaatlichen Akteuren, sollen konkrete politische Felder, in denen das Soziale hergestellt und umkämpft wird, analysiert werden. – In der Diskussion kam die Frage auf, inwiefern der normativ konzipierte Forschungszusammenhang zu den beforschten Initiativen passförmig wäre und wie hoch die Gefahr von Loyalitätskonflikten sei. Zudem wurde gefragt, ob es ein spezifisches Konzept von Staat in diesem Projekt gäbe. – *Alexandra Regiert M. A.* (Regensburg) untersuchte Ehen und Paarbeziehungen in der BRD von 1945 bis 1999. Dazu führte sie 25 biografisch-narrative Interviews mit männlichen und weiblichen Interviewpartner:innen (\* 1929 bis 1975 in der BRD), integrierte zeitgeschichtliche Dokumente wie Ehe- und Beziehungsratgeber und Magazine und führte ein Feldforschungstagebuch. Insbesondere die Wahrnehmungen und Reflexionen von Geschlechterungleichheiten im Spannungsfeld von Erwerbs-, Care- und Beziehungsarbeit sowie deren zeit- und milieuspezifische Prägungen wurden herausgearbeitet. Mit der Einnahme einer Binnenperspektive und der narrativen Beschreibung der Beziehungsalltage ging Regiert der Frage nach, inwieweit und in welchen Bereichen sich geschlechteregalitäre Ansprüche in der gelebten Wirklichkeit manifestieren. – In der Diskussion wurde gefragt, ob Bilder (Hochzeitsbilder etc.) mit ausgewertet würden, wie die vermittelten Reflexionen zustande kämen, ob die Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland mitberücksichtigt würden, ob es Differenzen gebe zwischen verwitweten, noch verheirateten und geschiedenen Frauen sowie inwiefern bei den Interviews für die Interviewerin Wut über das Geäußerte eine Rolle gespielt habe. – Für Sektion 5 „Strategien der Anpassung“ fand sich leider kein:e Berichterstatter:in.

Nach einer Kaffeepause folgten drei parallele Panels. – Panel D „Gefühlsstrukturen als Begriff der Gesellschaftskritik? Zugänge zur (historischen) Kulturanalyse des Alltags“ wurde organisiert und geleitet von *Dr. Helen Ahner* (Berlin) und *Dr. Olga Reznikova* (Innsbruck). Sie fächerten ihr gemeinsames, aber nicht widerspruchslöses Nachdenken über den Begriff „Gefühlsstrukturen“ auf. Dabei hoben sie einer-

seits die begriffliche Annäherung an Totalität und Tiefenstrukturen der Gesellschaft hervor, welche Potenzial für grundlegende Gesellschaftskritik böten. Andererseits zeigten sie auch praxistheoretische, phänomenologische und poststrukturalistische Zugänge auf, die an neuere Diskussionen um Affekte, Emotionen und Atmosphären anknüpfen könnten. Diese konzeptionellen Fragen wurden im Anschluss in vier prägnanten Einzelvorträgen durchgespielt. – *Olga Reznikova* referierte über die Transformationen, die russischsprachige jüdische Ganovensongs aus dem Odessa der 1920er-Jahre auf ihrem Weg in das Brighton Beach der 1990er- und 2000er-Jahre durchlaufen haben und gegenwärtige Faschisierungstendenzen Russlands anzeigen. – *Helen Ahner* behandelte die hochgradig gegenderte Erfahrung von Ehrgeiz als einer wichtigen Gefühlsstruktur der 1920er-Jahre und das Aufkommen des Sport Girls als eine damit verbundene Figuration. – *Dr. Alexandra Rau* (München) setzte sich mit der Scham im Kontext von weiblicher Altersarmut auseinander, die als subjektiv empfundener Krisenzustand auch ein Marker gesamtgesellschaftlicher Veränderungen und Umbrüche sein kann. – *PD Dr. Jens Wietschorke* (München/Wien) betrachtete die Beziehung zwischen spezifischen Sozialcharakteren einer Zeit als Gegenstand und Heuristik, um den klassenspezifischen Erfahrungshorizont von Zeitwahrnehmungen abzustecken, was er am Beispiel des Boxens als Kulturthema der 1920er-Jahre durchspielte. – Abgeschlossen wurde das Panel von einer lebhaften Diskussion, die unter anderem die Frage der Parallelität verschiedener Gefühlsstrukturen und die Frage einer zugrunde liegenden gesellschaftlichen Totalität problematisierte.

Panel E „Die zwei Alltage der Popkultur. Musik, Medien und Repräsentation im gesellschaftlichen Modernisierungsprozess der 1970er-/80er-Jahre“, das von *Dr. Sabine Eggmann* (Basel) geleitet wurde, startete mit den Vorträgen von Sabine Eggmann und *Alexandra Neukomm M. A.* (Zürich) zu (volks-)musikalischen Fernsehsendungen. Sie entstanden kollaborativ aus empirischem Material und Diskussionen innerhalb eines gemeinsamen Forschungsprojekts. – *Dr. Johannes Miske* (Freiburg) beleuchtete das Folk-Revival der 1970er- und 1980er-Jahre am trinationalen Rheinknie, wie in deren Liedgut, das über Protestaktionen, Flugschriften und Liederbücher in Umlauf gekommen ist, Werte verhandelt wurden, die für ein selbstbestimmtes Leben und gegen technische Machbarkeitsfantasien einstanden. – Der alle Vorträge rahmende Kommentar von *Prof. Dr. Sophie Elpers* (Amsterdam) war eine gute Überleitung zur Diskussion, in der es dadurch besser gelang, vortragsübergreifende Fragen zu stellen und Anmerkungen zu machen.

Panel F „Textile Alltagskultur(en) erforschen“, das *Dr. Stefanie Samida* (Oldenburg/Heidelberg) und *Dr. Lüder Tietz* (Oldenburg) organisierten, leiteten sie damit ein, dass das Textile eng mit den Alltagskulturen verwoben sei, dies jedoch auch die Schwäche des Gegenstands darstelle. Als Ziel für das Panel formulierten sie, die textile Alltagskultur mehr in den Vordergrund zu rücken. Mit den anschließenden

vier Vorträgen sollte dieses Ziel erreicht werden. – *Dr. Heike Derwanz* (Wien) berichtete aus dem Forschungsprojekt „Textil-Minimalist\*innen – Pioniere nachhaltiger Praxis“, in dem mit ‚Kleiderschrankinterviews‘ im Beisein der Dinge zu einer Präsentation und gleichzeitig intensiven Reflexion der Alltagspraktiken mit Kleidung angeregt wurde. – *Dr. Melanie Haller* (Paderborn) stellte die in verschiedenen Social-Media-Formaten mannigfaltige Praktiken vor, die die ästhetische Gestaltung von Körpern und damit auch Kleidung umfassen, und unternahm es, dies mode-soziologisch zu kontextualisieren. – *Prof. Dr. Lioba Keller-Drescher* (Münster) ging den Forschungsperspektiven auf textile Sammlungsbereiche in Alltagskulturmuseen nach. – Die Denkfigur der Falte benutzte *Prof. Dr. Kerstin Kraft* (Paderborn), um den Bogen zu spannen vom täglichen Umgang mit Textilien bis zu Denkweisen, in denen etwa die Falte als Gestaltungsprinzip in Geologie, Architektur, Literatur etc. genutzt werde. Eine Kulturwissenschaft des Textilen schließe also die materielle Kultur mit den ihr zugeordneten Handlungen, Techniken und Denkweisen zusammen. – In der Gesamtdiskussion des Panels ging Gudrun König auf die Omnipräsenz des Textilen bei gleichzeitiger Marginalisierung des Textilen in der kulturwissenschaftlichen Forschung ein. Lioba Keller-Drescher verwies auf die Möglichkeit der Vernetzung über die Kommission Materielle Kultur/Museum. Stefanie Samida betonte die vielen Anschlusspunkte, die das Textile in der Forschung habe, und dass sich darüber die Möglichkeit biete, das Textile in jeder Kommission der DGEKW einzubringen. Laut ihr und Lüder Tietz könne das Panel als Plädoyer verstanden werden, Mode und alltägliche Phänomene zu hinterfragen.

Im Anschluss an die Mittagspause leiteten drei Sektionen parallel das Nachmittagsprogramm ein. Hierzu fand leider nur Sektion 7 „Ritual und Narrativ“ eine Berichterstatterin. Unter Leitung von *Prof. Dr. Silke Meyer* (Innsbruck) begaben sich die Beitragenden auf Spurensuche nach Einfallmomenten des Fiktionalen im Alltag verschiedener Akteur:innen. – *PD Dr. Malte Völk* (Zürich) warf am Beispiel des bisher nicht gut erschlossenen Feldes der Fanfiction Fragen auf nach dem Charakter des Alltags als Projektionsfläche für Ästhetisierung und Fiktionalisierung. – *Sina Rieken M. A.* (Cloppenburg) berichtete aus ihrer Forschung zu Laienschauspieler:innen im Oldenburger Münsterland und thematisierte dabei auch übergeordnete Fragen nach Traditionsbewusstsein und dem Spiel mit der eigenen Identität. Es zeigte sich, dass letztere immer wieder im Spannungsfeld zwischen Gruppenzugehörigkeit, dem privaten Alltag und der auf der Bühne angenommenen Rolle verhandelt wird.

Nach den Sektionen 6 bis 8 folgte die DGEKW-Mitgliederversammlung. Dort gefällte wichtige Beschlüsse sowie das Protokoll der Mitgliederversammlung sind in Heft 4/2023 der DGEKW-Informationen abgedruckt (Folge 132/Heft4, S. 4–5 und S. 19–34). *Prof. Dr. Gertraud Koch* (Hamburg) wird zur neuen Vorsitzenden der DGEKW gewählt. Die nächste Hochschultagung der DGEKW wird im Herbst 2024 in Würzburg

stattfinden, und zum nächsten Kongress lädt *Prof. Dr. Sonja Windmüller* nach Kiel im Herbst 2025 ein.

Das Abendprogramm führte aus Anlass des 60-jährigen Bestehens der DGEKW – eine „Geburtstagsstorte“ wurde bereits am ersten Kongressabend im Dietrich-Keuning-Haus überreicht und in Tortenstücke aufgeteilt an Interessent:innen vergeben – in die Kneipe „Zum Schlips“ in der Dortmunder Altstadt, welche nur an zwei Tagen regulär ab 18 Uhr geöffnet hat (Dienstags und Samstags), zu anderen Wochentagen jedoch gebucht werden kann. Es war damit der dritte und letzte Kongressabend des Dortmunder Kongresses, der mit einem gastronomisch begleiteten abendlichen Ausklang endete. In der Konzept-Kneipe „Zum Schlips“ wurden nur drei Getränke ausgeschenkt: Stößchen (= Pils-Bier), Wacholder Tonic und Wasser. Das Servicepersonal des „Zum Schlips“ hatte den Abend lang alle Hände voll zu tun, um den Durst der Kongressteilnehmer:innen auf den runden DGEKW-Geburtstag zu löschen und damit einen kommunikativen Abend zu bieten.

### **Samstag, der 7. Oktober 2023**

Der letzte Kongresstag startete mit zwei parallelen Panels. Das dritte Panel H fiel komplett aus. – Das Panel G „Gewaltvolle Alltäglichkeit. Forschungsethik in Feldern ausübender Gewalt“, geleitet von *Dr. Stephanie Schmidt* (Hamburg), umfasste vier Vorträge. – Einführend erläuterte Stephanie Schmidt die für das Panel zentralen Fragen: Wie können gewaltvolle Alltäglichkeiten erforscht und dargestellt werden? Wie gelingt ein guter forschungsethischer Umgang mit der (augenscheinlichen) Normalität und Alltäglichkeit von Gewalt? Welche Herausforderungen ethnografischer Forschung in gewaltvollen Alltagsentstehen aus dieser Perspektive? – *Ass.-Prof. PD Dr. Marion Näser-Lather* (Innsbruck) und *Stephanie Schmidt* ging es auf Basis empirischer Forschungen bei der Polizei und beim Militär um die Frage, was Vulnerabilität im Kontext des forschungsethischen Paradigmas Do-not-harm in Settings bedeutet, in denen die Forschungspartner:innen gewaltausübende Akteur:innen sind und wie sich Forschende dazu positionieren können. – *Dr. Friederike Faust* (Berlin) behandelte vor dem Hintergrund der institutionellen Gewaltverhältnisse in einem Frauengefängnis die forschungsethischen Herausforderungen der teilnehmenden Beobachtung in einer Institution, die mittels hoher Hürden und klarer Regeln für Forschungen die Komplizenschaft der Forschenden erbittet. – *Dr. Julian Genner* (Freiburg) fokussierte in seinem Beitrag die Euphemisierung und Verschleierung von Gewalt im Kontext des Preppens, wo das Überleben in der Krise in Metaphern des Kampfes beschrieben wird und die Selbstverteidigung inklusive eines veralltäglichten Umgangs mit Waffen ein integraler Bestandteil der Krisenvorsorge sei. Dieser Polarisierung zwischen „edlen“ Waffen bei institutionellen staatlichen Ordnungskräften, dem Militär und traditionellen Brauchträgern (zum Beispiel Gebirgsschützen) und einer „wilden“ Bedeutung der Waffen bei Privatleuten wie den Preppern stellte Genner in

seinen grundsätzlichen Überlegungen das Plädoyer für vielschichtige Bedeutungen des Komplexes „Waffe“ gegenüber. – *Dr. Stefan Wellgraf* (Berlin) befasste sich mit den eine ausgeprägte Gewaltneigung zeigenden und als Anlaufpunkt rechter Bewegungen bekannten Hooligans. Für ihn sei Gewalt ein Schlüssel zum Verständnis der Hooligankultur, was bei deren Untersuchung jedoch gleichzeitig forschungspraktische Dilemmata aufwerfe. Deshalb war sein Ziel, anhand forschungsethischer Fragen einen praktisch umsetzbaren, emotional zumutbaren und forschungsethisch vertretbaren Weg für ethnografische Forschungen im Hooliganmilieu aufzuzeigen. – Wie Rachegegeschichten und Gewaltfantasien auf der Erfahrung und dem Erleben sexualisierter Gewalt beruhen, erläuterte *Manuel Bolz M. A.* (Hamburg) anhand von zwei biografisch erhobenen Rachegegeschichten. Dabei diskutierte er die forschungsethischen Herausforderungen und moralischen Dilemmata wie auch den Mehrwert einer kulturalanalytischen Auseinandersetzung mit (Außer-)Alltäglichkeit und Gewalt. – In der lebhaften Diskussion zu diesem Panel wurde danach gefragt, ob bei der Untersuchung nicht Exotismen etc., der Eros der Gewalt und Othering-Motive mitbedacht worden sind; was es mit einem subjektiv macht, sich in solchen Gewaltfeldern zu bewegen; und ist der Wille zur fairen Darstellung ein normatives Gerüst, das man selbst aufgreift? Auf die Frage, ob man immer mit beteiligt sei und seine Position immer aushandeln müsse, erfolgte der Verweis auf den Versuch eines sehr klinischen Umgangs. Auch auf die Frage, wie die Forschenden den Umgang mit ihrem Feld regeln, ob sie für sich Grenzen ziehen, die eigenen Haltungen reflektieren und emotionale Schnellschüsse hinterfragen, erfolgte deren Erläuterung, dass es durchaus vorkomme, dass sich eine Faszination einstelle und man sich von der konkreten Gewalt löse. In jedem Fall sei es jedoch wichtig, eine Diskussionsgruppe aufzusuchen und sich einer reflexiven Aussprache zu stellen.

In Panel I „Multispezies-Ökonomien in der Vielfach-Krise. Transformationen ländlicher Alltage“, moderiert von *Prof. Dr. Michaela Fenske* (Würzburg), beschäftigten sich die Vortragenden mit Mensch-Technik-Pflanzen-Interaktionen in unterschiedlichen Forschungsfeldern. – *Pearl-Sue Carper M. A.* (Würzburg) thematisierte den Anbau von Hagebutten in Osteuropa, die zunehmend als Superfood gedeutet werden und zudem eine hohe Widerstandsfähigkeit aufweisen, da sie weitgehend resistent gegenüber Krisen wie dem Klimawandel seien und deshalb bei den Landwirten eine hohe Attraktivität besäßen. – In der Diskussion führte Carper aus, dass die osteuropäischen Akteur:innen zu einem großen Teil an westliche Ökodiskurse anschließen und sich im Feld vor Ort eine Hinwendung zu einem umfassenden ökologischen Anbau vollziehe. – Am Beispiel des Apfelanbaus im Alten Land nahe Hamburg zeigte *Dr. Arnika Peselmann* (Würzburg) anschaulich, wie die Äpfel zwar eine Black-box bildeten, aber handeln können, was von den Menschen gedeutet werde und das Wissen über die Arbeit mit den pflanzlichen Akteuren hervorgebracht und angeeignet werde. Durch kollaborative Zusammenarbeit von Mensch und Pflanze erwachse

auch ein Erfahrungswissen bzw. „Apfelwissen“, das dabei helfe, den zahlreichen ökologischen Krisen zu begegnen. – Welche Rolle die Algenart *Sargassum* in Mexiko und in Norddeutschland spielt, führte *Jun. Prof. Dr. Laura McAdam-Otto* (Würzburg) unter anderem auf Basis ihrer Feldforschung in Mexiko aus. In der Karibik wird die als invasiv deklarierte Alge als Folge anthropogenen Klimawandels verstanden und als Bedrohung für Fischerei und Tourismus gesehen, andererseits jedoch bindet sie Kohlenstoff und wird im Rahmen erster Experimente auf dem Ozean angebaut, um gegen die Folgen des Klimawandels zu arbeiten. In Europa wollen norddeutsche Meeresbiologen die Alge im Nordatlantik züchten. – In der Diskussion wurde unter anderem auf Basis der Feldforschung in Mexiko die Frage nach ethischen Implikationen aufgrund des ökologischen Fußabdrucks gestellt. Darauf plädierte *McAdam-Otto* für einen verantwortungsvollen Umgang mit Flugreisen und entsprechend langen Feldaufenthalten, denn die Anwesenheit im Feld sei essenziell für das ethnografische Vorgehen. Zudem wurden Fragen in Bezug auf die Arbeit der norddeutschen Meeresbiolog:innen und zu ihrem Projekt gestellt. Laut *McAdam-Otto* würden die Bedenken von den Akteur:innen bewusst in Kauf genommen, da aus deren Sicht sonst keine Alternative für ihr Handeln bestehe. – *Krister Steffens, M. A.* (Würzburg) behandelte die vegane Landwirtschaft und bot Einblicke in die Alltage dieser alternativen Form von Agrarproduktion. Ihn interessierte das komplexe Verhältnis von Menschen und anderen Lebewesen im bewusst „viehlosen“ und „veganen“ Setting dieser entsprechenden ländlichen Ökonomie. – In der Diskussion beantwortete er unter anderem Fragen zum Umgang der menschlichen Akteur:innen mit Tieren im Feld. So zeigte er auf, dass die Personen im Feld ständig klassifizieren müssten, was als Organismus betrachtet wird. Dazu sei im Feld allerdings eine gewisse Sprachlosigkeit zu verzeichnen, da passende Bezeichnungen noch gefunden werden müssen. Außerdem wurden die Machtbeziehungen zwischen Menschen und Tieren diskutiert, die sich während der Arbeit auf dem Feld in Praktiken zeigen. Es gebe freilich im Feld eine hohe Sensibilität gegenüber diesen Machtbeziehungen, die stetig in unterschiedlichen Settings von Menschen und Tieren auch ausgehandelt würden.

Den vorletzten Plenarvortrag mit dem Titel „Die Ontologie des Alltags. Überlegungen zu einer neo-realistischen Kulturanalyse“ hielt nach einer Kaffeepause *Prof. Dr. Mirko Uhlig* (Mainz). Uhligs Vortrag war der einzige dezidiert um eine theoretische Verhandlung des Alltagskultur-Begriffs bemühte Ansatz am Kongress, welcher vor allem von verschiedensten und interessanten Praxisbeispielen und themenspezifischen Sondierungen bestimmt war. Die Moderation dieses Plenarvortrags übernahm *Prof. Dr. Alexandra Schwell* (Klagenfurt). Uhlig setzte sich mit dem sogenannten Neuen Realismus als erkenntnistheoretischem Gegenentwurf zu postmodernen Ansätzen auseinander, der eine dezidierte Trennung vornimmt zwischen „dem, was ist, und dem, was wir von dem, was ist, wissen“. Sein Ziel war es herauszuarbeiten, welche Angebote des „Neuen Realismus“ sich für eine zeitgenössische Alltagskultur-

forschung fruchtbar machen lassen. Ginge es bei dieser ontologischen Wende doch um einen metahistorischen Ansatz mit einer kontrawestlichen Einstellung, die der dualistischen Anschauung (Subjekt – Objekt, Materie-Geist) die Vorstellung eines gleichen Wesenskerns, den sich alle Dinge teilen, gegenüberstellt. Bei seinem Sondierungsversuch konzentrierte sich Uhlig auf die „Sinnfeldontologie“, von der (sozial-)konstruktivistische Ansätze sowie die damit verbundene „Gleichwertigkeitsdoktrin“ rigoros zurückgewiesen werden. Existenz sei demnach nicht Wahrheit. Und Wahrheit sei nicht lokal und gehöre auch niemandem. Wirklichkeit erführen wir demnach, wenn wir etwas missverstanden haben, was uns zur Wahrheit führe. Die im Abstract für den Vortrag formulierte Frage, wie wir als Deutungswissenschaftler:innen diese unterbreiteten Angebote für die Analyse des Alltags konstruktiv nutzen können, blieb im Vortrag selbst allerdings eher vage. – Die anschließende Diskussion gestaltete sich begrenzt und kurz. Am prominentesten war die Kritik, dass Bezüge auf bereits existierende, ähnlich gelagerte Diskurse im Fach nicht gesucht wurden und somit zu fragen sei, ob uns der Blick auf den Neuen Realismus in unserer Alltagskulturforschung wirklich voranbringe.

Abgeschlossen wurde der Kongress wieder von einer rückschauenden Reflexion unter Moderation von *Dr. Jens Stöcker* (Dortmund). Statt der angedachten Podiumsdiskussion präsentierten *Prof. Dr. Alexandra Schwell* (Klagenfurt), *Dr. Sibylle Künzler* (Basel) und *Prof. Dr. Joachim Baur* (Dortmund) das Kongressgeschehen über Schlagworte und kurze Formulierungen aus allen Kongressbeiträgen, die auf der Powerpoint-Präsentation erschienen und skandiert wurden. Ein Beispiel zur Illustration (von links oben nach rechts unten): „Sichtbarkeit – Komplexität (!) – Gefühlslage/ Gefühlsstrukturen – Spaß – Ehrgeiz – Demokratisierung – anregend – Arbeit an Arbeit – Entwertung von gewohnten Alltags durch Digitalen Wandel – fließende Ränder“. Diese reichhaltige schlagwortartige Kongressbilanz wurde durch drei pointierte Einzelstatements vertieft, die einzelne Aspekte, künftige Perspektiven und Herausforderungen des Kongressthemas hervorhoben. Diese kollagenartige Präsentation wurde vom Publikum mit Freude aufgenommen und setzte einen markanten Schlusspunkt.

Mit dieser gelungenen Präsentation und dem von *PD Dr. Michaela Haibl* (Dortmund) anschließend ausgesprochenen Dank an alle Mitarbeitenden des Dortmunder Instituts endete der Dortmunder Kongress. Der erste Präsenzkongress nach dem Regensburger Online-Kongress während der Coronapandemie verlief nicht zuletzt durch das große Engagement des Instituts und aller seiner Mitarbeiter:innen sowie beteiligten Studierenden reibungslos. Auch die abendlichen Einladungen vom gastgebenden Institut, der Stadt Dortmund und der DGEKW in kommunikativer Atmosphäre mit jeweils gastronomischer Unterstützung an allen drei Kongressabenden sorgten trotz des dichten Kongressplans für eine stimmungsvolle Note und schufen einen kommunikationsfreundlichen Rahmen, der auch ein Gefühl von Leichtigkeit

vermittelte. Vielen Angereisten wird der DGEKW-Kongress 2023 in Dortmund sicher positiv in Erinnerung bleiben.

*Laura Brammsen, Maximilian Jablonowski, Manfred Seifert  
einschließlich der Zuarbeit einzelner Kongressteile durch Laura Brammsen, Lisbeth  
Brandt, Annie Eckert, Emil Gößling, Maximilian Jablonowski, Rick Kool, Victoria  
Müller, Lili Rütter, Felix Ruppert und Manfred Seifert  
<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.14>*

## **Mapping Gender Struggles: Geschlecht als Konfliktfeld sozialer Bewegungen der Gegenwart**

Tagung der Kommission für Geschlechterforschung und Queere Anthropologie der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) in Kooperation mit dem Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München sowie der Frauenakademie München e. V., Monacensia im Hildebrandhaus/ Kulturzentrum LUISE, München, 23.–25. November 2023

Ausgangspunkt der Tagung war die Beobachtung, dass Geschlecht zu einer zentralen Kategorie in gegenwärtigen sozialen Bewegungen geworden ist. Geschlecht steht zum einen im Mittelpunkt erstarkender globaler queer-feministischer Proteste. Zum anderen sind es vor allem Frauen, die als Sprecherinnen und zentrale Akteurinnen sozialer Bewegungen sichtbar werden, u. a. bei *#MeToo*, *Fridays for Future*, *Black Lives Matter* oder den revolutionären Widerständen in Belarus und Iran.

Bereits in der Einführung und den Begrüßungsworten wurde von den Organisatorinnen *Agnieszka Balcerzak*, *Birgit Erbe*, *Miriam Gutekunst* und *Alexandra Rau* (alle München) betont, wie Geschlecht in emotionalisierende und polarisierende Diskussionen und politische Felder und demnach in spezifische Gesellschaftsverständnisse eingebettet ist. So ist Geschlecht zum einen Thema liberaler Argumentationsweisen, zum anderen aber auch Gegenstand rechter Mobilisierungen in Europa und weltweit, sei es im Sinne eines offen artikulierten Antifeminismus oder in der Vereinnahmung feministischer Anliegen für rassistische, nationalistische oder anti-genderistische Politiken. Die Tagung setzte an diesem widersprüchlichen Spannungsfeld an. Sie fragte danach, ob die Zentralität von Geschlecht tatsächlich neu ist bzw. was und wie sich Aushandlungen von Geschlecht in sozialen Bewegungen der Gegenwart verändert haben. Dabei interessierte sich das Tagungsteam ebenso dafür, was es braucht, um die Verflechtungen zu analysieren, und welche Erkenntnisse über das Verständnis von gesellschaftlichen (Geschlechter-)Verhältnissen, Othering-Prozessen und Krisen-Konstruktionen gewonnen werden können.



Die Tagung, so lässt sich resümieren, organisierte sich um drei größere Themenkomplexe, die Geschlecht, Konflikte und Widerstände in sozialen Bewegungen auf ganz unterschiedliche Weise thematisierten: 1. theoretisch-konzeptionelle und methodisch-reflexive Perspektivierungen auf die Politisierung von Geschlecht, 2. die Vielstimmigkeit in sozialen Bewegungen sowie 3. die Analyse gesellschaftlicher Konfliktlagen mithilfe dekolonialer, queer-feministischer und intersektionaler Ansätze, wobei die letzten beiden Punkte häufig verschränkt auftauchen. Dieser Zugang erlaubt es, einen Blick auf Querschnittsdimensionen einzunehmen, anstatt den Versuch zu wagen, Phänomene in ihrer Gänze erfassen zu wollen.

### **(Antidemokratische) Politisierungen von Geschlecht: Antifeminismen, Körperpolitiken und Rechtsmobilisierungen**

Diskutiert und analysiert wurden in einem ersten Teil der Beiträge Prozesse und Praktiken der antidemokratischen Politisierung von Geschlecht. Knotenpunkte bildeten antifeministische Argumentationsweisen, die sich in lebensweltliche und politische Vorstellungen von Körpern, Sexualitäten und Geschlechtern niederschlugen sowie die aktive Einschränkung, Transformation und Mobilisierung von Rechten einfordern. Die Keynotes von *Agnieszka Graff* (Warschau) und *Begonya Enguix-Grau* (Barcelona) zeigten auf, dass Angriffe gegen die „Gender-Ideologie“ in europäischen Kontexten gestiegen sind. Charakteristisch sei hier nicht nur, dass religiös-konservative Deutungsmuster aufgegriffen und Vorstellungen des Nationalen und des Politischen vergeschlechtlicht werden, sondern dass dominante Ziele dieser multiplen politischen Bewegungen sich zu einem illiberalen Projekt der Dämonisierung des Liberalismus zuspitzen, die neben Anti-Feminismus bzw. Anti-Genderismus auch andere diskursive Großkonzepte wie Anti-Modernismus, Anti-Globalismus, Anti-Individualismus und Post-Postmodernismus propagieren. Über die Konstruktion von Verschwörungstheorien und Bedrohungsszenarien für u. a. als gefährdet und ergo schutzbedürftig dargestellte Kinder und Jugendliche sollen beispielsweise Wähler:innen mobilisiert werden. Die Beiträge steckten zentrale Grundlagen für die weiteren Vorträge ab, in dem sie auf die Vielschichtigkeit rechtspolitischer Mobilisierungen von Geschlecht verwiesen, die es weiter auszuleuchten gilt.

Daran anschließend präsentierte beispielsweise *Christopher Fritzsche* (Marburg) mithilfe mediendiskursanalytischer Perspektiven neurechte und christlich-rechte Mobilisierungen um die sogenannte „Ehe für alle“ zwischen 2009 und 2017. – Auch *Leah Nann* (München) arbeitete heraus, dass antifeministische Akteur:innen nicht nur im analogen agieren, sondern auch in digitalen Räumen und Medien handeln und sich dort radikalisieren. So produzierten rechte Akteur:innen über Bilder und Sprache eine geschlechtsspezifische Feindlichkeit gegenüber politisch aktiven Frauen – von Beschimpfungen bis hin zu Gewaltandrohungen. Nann thematisierte ausgewählte Taktiken der Solidarisierung sowie Praktiken der Selbst-Zensur in Online-

Medien. – Neben den Modalitäten rechter Mobilisierungen wurden ausgewählte Dimensionen von politischen Argumentationen wie beispielsweise Vorstellungen von Nation, Geschlechter der Politik und symbolische Kollektivkörper in u. a. Polen vorgestellt (*Jennifer Ramme*, Frankfurt/Oder, und *Zorica Siročić*, Graz).

Die Untersuchung weiblicher und männlicher Körper im Kontext nationaler Politiken ist daher unerlässlich, um genderisierte und damit mit Bedeutung versehene Körper als Ort politischen Handelns sichtbar zu machen. Dazu zählt die Frage danach, wie Vorstellungen von häufig binären Geschlechtlichkeiten auf politischen Bühnen verhandelt werden. Die Fremdpositionierungen und die damit einhergehenden Bewertungen und Geschlechterhierarchien führen jedoch vermehrt zu Widerständen und dem feministischen Erkämpfen von Rechten auf politische und gesellschaftliche Partizipation wie z. B. die Beiträge von *Olga Shparaga* (Wien/Minsk) und *Yuliya Salauyova* (Berlin) zu Handlungs- und Deutungsstrategien von Frauen in der Demokratiebewegung in Belarus zeigen.

Nicht nur in Osteuropa, sondern auch in Deutschland lässt sich erkennen, wie in politischen Kämpfen (Un-)Rechtsvorstellungen und Demokratieverständnisse ein- und herausgefordert und damit immer auch ausgehandelt werden, zum Beispiel in Debatten um gerechte Geburten (*Michèle Kretschel-Kratz*, Berlin), über Rechte in Frauengefängnissen (*Klara Nagel*, Berlin, und *Friederike Faust*, Göttingen), über urbane Mobilitäten und Verkehrsinfrastrukturen (*Alik Mazukatow*, Berlin) sowie über Vorstellungen von demokratischer Rechtsstaatlichkeit und ihre Abweichungen (*Patrick Wielowiejski*, Berlin). Alle Beiträge diskutierten anhand empirischer Beispiele, wie politische Bewegungen Recht und Verwaltung mit dem Ziel adressieren, diese umzugestalten, und spezifische Öffentlichkeiten für die Durchsetzung nutzen. Die Vorstellung des Gemeinsamen, sichtbar am Beispiel der Verflechtung von Rechtsverständnissen und der Forderung nach Geschlechtergerechtigkeit, sind in dem Vorantreiben von gesellschaftlicher Veränderung handlungsleitend. Ein Blick gilt deshalb den Erfahrungen, Deutungen und Wahrnehmungen von Recht in/ durch Praktiken, dem panelleitenden Aspekt, den *Beate Binder* (Berlin) zusammenführend mit dem Ansatz des „law in action“ konzeptualisierte.

Die ethnografischen Skizzen aus Berlin zeigten eindrücklich, wie das Einfordern von Rechten und eigenen Perspektiven mittels Recht gegen bestehende oder sich gar verschärfende Ungleichheitsverhältnisse gedeutet werden können. So hat die ungleiche Verteilung von Ressourcen, Wissen und Handlungsmacht Einfluss auf Lebensentwürfe von Alltagsakteur:innen sowie auf bestimmte Werte- und Normverständnisse. Daran anknüpfend wurden Forschungen zu Abtreibungs- und Reproduktionspolitiken in West- und Osteuropa, symbolische und materielle Kämpfe um Geschlecht dargestellt. Die Debatten betreffen, so zeichnen es *Juliette Brillet* (München/Paris), *Anna Krenz* (Berlin) und *Luisa Klatte* (Leipzig) nach, Geschlechtervor-

stellungen und -ordnungen um Mutterschaft und Selbstbestimmung über eigene und fremde Körper u. a. in Berlin sowie in anderen postsozialistischen Räumen.

### **Vielstimmigkeit nutzen, untersuchen und zulassen: dekoloniale, queer-feministische und intersektionale Perspektivierungen**

Gerecht werden kann man der Analyse der Komplexität sozialer Kämpfe um Geschlecht nur, wenn die Vielstimmigkeit der unterschiedlichen Akteur:innen berücksichtigt wird, ganz im Sinne eines kulturanthropologischen Zugangs und des Tagungsmottos eines mappings. Neben akademischen Formaten (Vorträgen und Panel-diskussionen) und zivilgesellschaftlichem Engagement sind es ebenso künstlerische Subjektpositionen in Form von Performances und Interventionen, gelebte Erfahrungen und Erzählungen (Betroffenenberichte), die politischen Sanktionierungsversuchen entgegengesetzt wurden. So versuchte das Format von *Teresa Melo* (Lissabon) und *Zofia Reznik* (Wrocław) der sozialen Stigmatisierung von Abtreibungen entgegenzuwirken. – Der Mehrwert einer künstlerisch-machtkritischen Auseinandersetzung mit strukturellen Problemlagen wie zum Beispiel weiblicher Altersarmut und Formen alltäglichen Widerstandes liegt im Verstehen ihrer affektiven (Alltags-)Dimension. Dazu zählten Gefühle des Scheiterns, der Scham und Schuld, Zukunftsängste und Sorgen, Minderwertigkeitsgefühle, Einsamkeit oder auch Melancholie bezüglich verwehrter Zukunftsvorstellungen, wie es *Alexandra Rau*, *Maria Berauer*, *Shirli Volk* und *Sara van der Weck* (alle München) in ihren Beiträgen zeigten. – Des Weiteren können künstlerische Formate der Reflexion feministischer Wissensproduktion dienen. So wurden die Tagungsthemen und Formate mithilfe eines Graphic Recording von *Sophia O’David* und *Priscillia Grubo* (beide München) festgehalten.

Vielfalt und Vielfältigkeit betreffen nicht nur die Anerkennung nebeneinander gültiger Geschlechtsidentitäten und -entwürfe, sondern ebenso die körperliche Dimension des Ausdrucks von politischen Anliegen. Das bedeutet, dass sich politische Kämpfe um Recht und Anerkennung körperlich manifestieren können und kreativ erfahrbar werden, wie zum Beispiel die musikalischen Interventionen zeigten (*Pola Dabler* mit dem Witches of Westend Chor, München; das Musik-Ensemble Seféria sowie die Instrumentelle Musik und DJ Act Voltadinga). – Zur Vielstimmigkeit einer intersektional und queer-feministisch informierten Kulturwissenschaft zählen aber auch dekoloniale Ansätze, die sich auf der Tagung z. B. in Diskussionen um die Dekolonisierung von Konzepten und Differenzkategorien und die Anerkennung subalternen Sinngebungsprozesse des Globalen Südens zeigten. Eingefordert werden diese Bestrebungen auch von aktuellen queeren Bewegungen und Aktivismen zur Dekolonisierung von Gender und Sexualität und dem damit verbundenen Aufzeigen von Interdependenzen zwischen unterschiedlichen Feminismen und Anti-Rassismen wie in der von *Ananya Mehra* (München) moderierten Podiumsdiskussion deutlich wurde, bei der *Carolina De la Portilla* (München), *Olga Plakhotnik* (Greifswald/Char-

kiw), *Sapir von Abel* (München), *Virginia Olivia Obiakor* (München) und *Meryem Choukri* (Gießen/Warwick) zu Gast waren.

Einer Marginalisierung bestimmter Positionen des Globalen Südens in politischen Kämpfen der Gegenwart muss, da waren sich die Beitragenden einig, entgegenwirkt und die Ausbildung von Partizipationsmöglichkeiten vorangetrieben werden, um Hierarchisierungen von Feminismen entgegenzuwirken. – Die Bildung von Allianzen lässt sich im Lokalen beobachten. So bearbeitete beispielsweise *Lena Joos* (Bern) Ordnungspraktiken feministischer Bewegungen in Kopenhagen im Jahr 1980 und in Nairobi im Jahr 1985. – Daran anschließend betonten auch *Freba Amarkhail* und *Fahima Ibrahimkhil* (beide Hildesheim) die Rolle einer geschlechtersensiblen Perspektive auf die Situation von Frauen in Afghanistan und Deutschland. Dazu zählten die Sichtbarmachung von Realitäten, politischen Strategien und das Einfordern des Rechts auf Bildung, Arbeit und soziale Freiheiten in Anbetracht gegenwärtiger sozialer und politischer Krisen.

Sichtbar werden darüber hinaus transnationale Solidaritäten und Potenziale politischer Partizipation in Alltagswelten (*Gisela Mackenroth*, Jena), Club-Kulturen (*Mišo Kapetanovič*, Wien) und bei Fragen des Wohnens (*Pınar Şenoğuz*, Düsseldorf) ebenso wie care-zentrierte Bewegungen und Formen solidarischer Praxis in Deutschland und darüber hinaus (*Christa Wichterich*, Berlin, und *Sascha Sistenich*, Bonn). – Erwähnenswert ist jedoch auch, dass neben den Praktiken des Verbindens, dem Harmonischen und dem Konfliktfreien gerade auch die Konfliktlinien, das Brüchig-Werden von Verbindungen und etwaige Rückzugspraktiken Gegenstand von Forschungen sein können und Erkenntnispotenziale besitzen, wie es *Annika Benz* (Köln) am Beispiel einer Gruppe von Klimaaktivist:innen in Deutschland verdeutlichte.

Widersprüche und sich überlagernde Perspektiven in feministischen Bewegungen und die Frage nach den Wechselwirkungen von Ordnungs- und Differenzkategorien wie Ethnizität und Geschlecht zeigten sich am Beispiel von Sorb:innen (*Alexandra Kuring*, Bautzen), der Erfahrungsgemeinschaft von Nichtakademikerinnen der 1968er-Generation (*Alexandra Regiert*, Regensburg) sowie der Rolle der kurzen ostdeutschen Frauenbewegung in feministischen Kämpfen (*Constanze Stutz*, Frankfurt a. M.). – Weitere Konfliktarenen, in denen Geschlechterverständnisse debattiert werden, stellen Felder der institutionalisierten Wissensvermittlung in LSBTIQ\*-Bewegungen in der jüngeren Zeitgeschichte dar, zum Beispiel in der historischen Bildungsarbeit von Lesben- und Schwulenbewegung in den 1980er- und 1990er-Jahren (*Merlin Sophie Bootsmann*, Berlin, und *Greta Marlene Hülsmann*, Berlin) sowie der International Gay (and Lesbian) Association (ILGA) in den 1970er- und 1980er-Jahren (*Andrea Rottmann*, Berlin). – Zum anderen findet der Transfer feministischen Wissens Eingang in die Arbeitspraxis in Beratungs-, Therapie- und Bildungskontexten (*Sandra Eck*, *Alexandra Rau*, *Nina Reggi-Graßl* und *Maria Schmitter*, alle München). Die Beiträge zeigten, wie Geschlecht – und demzufolge auch

Machtverhältnisse – mit Handlungsfragen verbunden werden und als konfliktbehaftete Strukturkategorie fungieren. Die vorgestellten beratenden, lehrenden, unterstützenden, eingreifenden und richtungsweisenden Praktiken wurden als (leise) Widerstandsformen gegen patriarchale Logiken gedeutet.

### Wie weiter?

Die Tagung verfolgte weniger den Anspruch, so das Resümee am Ende, Antworten zu liefern, sondern wollte Fragen aufwerfen, Diskussionen bündeln und ein Spannungsfeld kartieren, in dem Geschlecht in sozialen Bewegungen auf ganz unterschiedliche Weise verhandelt wird. Im Abschlussgespräch stellten *Beate Binder* (Berlin), *Silvy Chakkalal* (Zürich) und *Olga Reznikova* (Innsbruck) verschiedene Perspektiven vor: Während einige Stimmen für eine stärkere Trennung von Aktivismus, Politik, Kunst und Wissenschaft plädierten, wurde ebenso deutlich, welche Notwendigkeit es für eine weitere Auseinandersetzung mit den Verflechtungen gibt, also den zunehmenden „struggles“ in und außerhalb sozialer Bewegungen, Politik, Kunst und Wissenschaft mit verschiedenen theoretisch-konzeptionellen, methodischen, zivilgesellschaftlich-aktivistischen und künstlerischen Interventionen.

Einig waren sich die verschiedenen Stimmen darin, dass die empirisch-arbeitende feministische Kulturwissenschaft die Arbeitsweisen, Fähigkeiten und Kompetenzen für eine Selbstreflexion und einen Wissenstransfer mitbringt. Dazu gehört auch stets, eigene Zugänge wie beispielsweise engagierte, eingreifende und intervenierende Möglichkeiten der kollaborativen Wissensproduktion weiterzuentwickeln, um Leerstellen zu problematisieren, in Forschungsfelder zurückzuwirken und Wissen aufzubereiten, zu übersetzen und zitierbar zu machen.

Dass wissenschaftliche Tagungen im Allgemeinen und die Tagung zu Geschlecht als Konfliktfeld in sozialen Bewegungen im Besonderen nicht isoliert in einem luftleeren Raum stattfinden, sondern immer auch geprägt sind von gesellschaftspolitischen Debatten, Krisen und Gewaltgeschehen in der Welt, wurde auch in München Ende November 2023 deutlich. Ein Veranstaltungsformat musste abgesagt und modifiziert werden, da von einer Referentin Bezug auf den Nahostkonflikt genommen wurde und die Gefahr antisemitischer Aussagen bestand. Die eingenommene Haltung zur aktuell eskalierenden Konfliktsituation schien in einem unvereinbaren Widerspruch zur jüdischen Geschichte des Veranstaltungsortes und zu Positionen im gegenwärtigen Erinnerungsdiskurs zu stehen.

Für alle Beteiligten ist es schwierig gewesen, hier ungeplant einen Dialog zwischen verschiedenen Stimmen zu ermöglichen, in dem das breite Spektrum an Perspektiven gleichwertig berücksichtigt und Ad-hoc-Lösungen für die Tagungspraxis gefunden werden konnten. Es war für das Tagungsteam und die Teilnehmenden ebenso herausfordernd, so kurzfristig dem komplexen Thema würdige diskursive Räume zu schaffen und gleichzeitig mit dem mit großer Sorgfalt konzipierten und

ausgewogenen Programm zwischen Wissenschaft, Kunst und Politik fortzuführen. Für die meisten war dieser Konflikt ein Lernprozess, der noch nicht abgeschlossen ist, wie die regen kollegialen Diskussionen während und im Nachgang der Tagung zeigten. Es braucht notwendigerweise Zeit, um das Erlebte, die Erfahrungen und die Geschehnisse kritisch-reflexiv und von verschiedenen Standpunkten einzuordnen und bewerten zu können und darüber mit anderen zu sprechen. Auch dieser Bericht kann nicht den Raum schaffen oder gar ersetzen, dieses zu tun, sondern es bedarf wohlüberlegter und sorgfältig kuratierter Formate und Foren. Es lässt sich vorsichtig danach fragen, auf welche divergierenden moralischen und politischen Haltungen die entstandenen Verunsicherungen verweisen, gerade auch im Gegensatz zu den auf der Tagung verhandelten Geschlechterfragen und -konflikten. Die entstandene Situation zeigte, dass bestehende und gefestigte Perspektiven gegenwärtig brüchig werden und sich plötzlich neue Konflikte formten, welche die Agenda der Geschlechterforschung und der Kulturanthropologie wohl auch in Zukunft prägen werden. Eine Auseinandersetzung ist daher unerlässlich.

*Manuel Bolz*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.15>

---

## Buchbesprechungen

**Hande Birkalan-Gedik/Cristiane Cantauw/Jan Carstensen/Friedemann Schmoll/Elisabeth Timm (Hrsg.)**

**Detmold, September 1969.** Die Arbeitstagung der dgv im Rückblick. International and comparative perspectives on the worlds and words of Volkskunde. Münster, New York: Waxmann 2021, 274 S. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 131). ISBN 978-3-8309-4375-4.

Dieses Buch habe ich mit „heißen Ohren“ gelesen – bin ich doch von Marburg aus selbst aktiv dabei gewesen. Erwähnt wird mehrfach das Marburger „Volkskunde-Forum“ (S. 38), aber im Gegensatz zu den Tübinger Vorreitern für die Erneuerung des Faches gab es in Marburg keinen koordinierten Diskurs. Deutlich wird, dass es in der Volkskunde 1969 einen produktiven Reformschub gab, im Gegensatz zu den Turbulenzen in anderen Fächern (S. 79). *Elisabeth Timm* beschreibt den Weg vom „Würzburger Flugblatt“ der Tübinger von 1967 nach Detmold (S. 33). Ausführlich wird die Geschichte der internen Vorbereitung dargestellt (*Silke Göttisch-Elten*, S. 21f.). Erinnert wird an das „völkische Engagement“ mancher Fachvertreter, das zum Hintergrundmotiv der Reformbestrebungen gehört (Timm, S. 43; nicht ausgewertet wird dabei der Band: *Völkische Wissenschaft*, 1994). Elisabeth Timm hat dankenswerterweise auch ausführlich zur Biographie von Heilfurth und seiner NS-Vergangenheit recherchiert (so deutlich hatte ich sie in meiner Zeit in Marburg nie vor Augen). Wie in seiner Gegenwart die Kontakte zu osteuropäischen und DDR-Volkskundlern im damaligen „Kalten Krieg“ mit der politisch gewollten Zurückdrängung des historischen Materialismus in der Volkskunde verbunden waren, wird nur mit einem Hinweis auf den Aufsatz von Karl Braun von 2015 erwähnt (S. 62). Er übernahm die Vokabel „Volksforschung“ für das Marburger „Institut für mitteleuropäische Volksforschung“ von Heinz Maus, dessen Vorschlag zur Neuorientierung (nie Abschaffung) der Volkskunde mehrfach erwähnt wird.

Die in Detmold erkennbare Kluft zwischen Universitäts- und Museumsvolkskunde (S. 58) war für mich damals nicht so deutlich, weil ich schon im Museum gearbeitet hatte und mit der „Sachforschung“ dank Wolfgang Jacobeit und Ingeborg Weber-Kellermann vertraut war. *Heinrich Stiewe* erwähnt, dass sich die gleichzeitig stattfindende Jahrestagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung anschloss an das Thema „Probleme und Techniken volkskundlicher Dokumentation“, den Titel der Tagung der dgv. *Jan Carstensen* erinnert daran, dass die Verbindung zwischen den Teilen des Faches nicht endgültig zerrissen ist. Er plädiert für die „Deutsche Gesellschaft für Alltagskultur“ als Teil der Fachbenennung (S. 189).

Studierende und Assistenten (Tübinger, Frankfurter, Marburger – in dieser Reihenfolge) forderten 1969 neue fachliche Herangehensweisen. Das Tübinger „Vorbereitungskollektiv“ hat Thesen in einer einwöchigen Intensivklausur erarbeitet. So etwas wäre in Marburg unmöglich gewesen – es gab dort kein „Kollektiv“. Die empfohlenen empirisch-historischen Herangehensweisen wurden nicht immer akzeptiert. Mathilde Hain etwa wandte sich gegen den „modernen Klassenkampf“ (S. 73). Ein Brief von Richard Wolfram (Wien) informiert über seine Versuche des „Kopfwaschens“ seiner Studierenden, die in Detmold dabei waren.

Am Donnerstag, den 25. September, kam es in der MV zu jener Szene, die mir immer noch präsent ist (S. 95–97): Weil ihre Resolution nicht verlesen wurde, besetzte eine Gruppe von Studierenden und Assistenten das Podium und rezitierte sie im Chor (so im Protokoll, S. 97). Zu diesem Ereignis berichtete die Lippische Rundschau am 30. September: „Unter ermunterndem Lächeln eines progressiven Professors versuchte ein revolutionäres Häuflein(,) sich wie ein Männergesangverein auf dem Rednerpodium aufzubauen(,) und verließ empört im Gänsemarsch den Saal, als das Auditorium nicht geneigt war, dieser Zirkusvorstellung Beachtung zu schenken“ (S. 100). Das Protokoll berichtet, dass die Resolution in dem „Protestgeheul der MV und schließlich in einem von der MV durchgehaltenen Dauersumnton untergeht“. Aber sie ist in der Welt.

Heilfurth hielt seine Abschiedsrede, Wiegelmann wurde neuer Vorsitzender der dgV. Heilfurth war der einzige Fachvertreter, der persönlich zur Rede gestellt wurde. Er bedankte sich ohne Ressentiment bei den Studierenden. Ich selbst habe ihn in seiner moderierenden Rolle damals und später leider nicht genügend würdigen können.

Mein Vortrag (über den dann später in der Zeitschrift für Volkskunde diskutiert wurde) war weniger geprägt von den Tübinger Diskussionen als von den Erfahrungen im Marburger gesellschaftswissenschaftlichen Studium (Abendroth, Maus). Ingeborg Weber-Kellermann hatte als Dekanin die Integration der Mitteleuropäischen Volksforschung in den bei der Auflösung der Geisteswissenschaftlichen Fakultät neu gegründeten Fachbereich Gesellschaftswissenschaften betrieben – auch eine „Teilgeschichte“ des Faches, die aufgearbeitet werden musste. Sie griff die Reformfrage in einer Diskussion auf und forderte laut Tonbandprotokoll eine tiefgehende Auseinandersetzung mit der Kritik von Martin Scharfe. „Am Ende ihres Wortbeitrags stellt sie die Eigenständigkeit der Volkskunde zur Diskussion: ‚Ist die Volkskunde als einzelnes Fach wirklich noch in Zukunft daseinsberechtigt?‘“ (S. 148). Das wurde nicht aufgegriffen.

Ein Tagungsband zu Detmold ist nie erschienen. Es folgte die Falkensteiner Arbeitstagung im September 1970 mit einer die Fachbezeichnung offenlassenden Resolution. In ihr erkennt Elisabeth Timm die „poststrukturalistische Öffnung des Wissens und Denkens“, die sich dann ab den 1980er-Jahren durchsetzt. *Bärbel Kerkhoff-Hader* war inhaltlich wenig beeindruckt von manchen Themen der Detmolder Konferenz. „Offen für neomarxistische ‚rote‘ Ideen, der Frankfurter Schule nahe ste-



hend, rhetorisch geschult und argumentativ gut vorbereitet, forderte eine Gruppe von Assistenten, Doktoranden und im Studium Fortgeschrittenen aus Tübingen, Frankfurt und Marburg Veränderung“ (S. 156). So lenkt man durch Vorurteile schürende Zuschreibungen ab von dem Versuch, das Verständnis des Faches zu erneuern. Und sie resümiert abschließend: „Die Zeit des von neomarxistischen Ideen erfüllten Aktionismus war vorbei. Es war viel erreicht. Fast ausnahmslos arrivierte man in der Wissenschaft, und das Fach positionierte sich in den folgenden Jahren problem- und gegenwartsorientiert mit pluralistischen Forschungsfeldern“ (S. 161).

Der Hausforscher *Heinrich Stiewe* schreibt: Nach 1969 „verabschiedete sich die universitäre Volkskunde von ihrem traditionellen Kanon und entwickelte sich sukzessive zu der von den Tübinger Kritikern geforderten ‚kritischen Sozialwissenschaft‘ oder ‚Empirischen Kulturwissenschaft‘ mit Schwerpunkt auf gegenwartsnahen Forschungsfeldern“ (S. 122). Erst mit Gottfried Korff und Gudrun König entdeckte sie auch die materiellen Dimensionen wieder. Aber die intensivere Beschäftigung mit der älteren Geschichte des kulturellen und sozialen Lebens wird nicht gepflegt.

Nicht erinnert wird in dem Band daran, dass sich in den folgenden Jahren „Kulturwissenschaften“ neu aus allen möglichen, vor allem literaturwissenschaftlichen und soziologischen (sozialwissenschaftlichen) Feldern entwickelten. Sie brauchten von Volkskunde oder Europäischer Ethnologie keine Kenntnis zu nehmen (z. B. Nünning/Nünning: Einführung in die Kulturwissenschaften, 2008, oder das dreibändige Handbuch der Kulturwissenschaften von 2004 – in ihm sind bescheidene Ausnahmen die Beiträge von Schiffauer, Lindner und Kaschuba).

Zitiert wird Martin Scharfe: Er schlägt vor, „das ‚unverwechselbare Design‘ einer Kulturwissenschaft zu fördern, in deren Zentrum ‚Kulturgebärde‘ und ‚Kulturgebilde‘ stehen würden, die nun anders als um 1950 zu denken seien, da die Paradigmen von ‚Sozialwissenschaft‘ und ‚Marxismus‘ überwunden seien“ (zit. Kerkhoff-Hader, S. 163). Hat das Zukunft? Das von *Friedemann Schmoll* geleitete Gespräch zwischen Wolfgang Emmerich und Konrad Köstlin vom Oktober 2019 legt den Fokus auf die Fachgeschichte, nicht auf das Thema: Zu welchen gesellschaftlichen Fragen kann die Europäische Ethnologie als spezifische Kulturwissenschaft etwas beitragen? Österreich kommt nur am Rande vor. Köstlin berichtet, wie es fast zufällig zur Benennung des Faches als „Europäische Ethnologie“ kam (S. 174). *Konrad Kuhn* kann nur kurz die außerordentlich interessanten Entwicklungen in der Schweiz erwähnen, wo Rudolf Braun die Abkehr von dem Namen „Volkskunde“ empfohlen hat. *Ingrid Slavec Građišnik* berichtet über Slowenische Kanonkritik (S. 209–227; mit einem Motto von Edward W. Said über das Wandern von Menschen, Ideen und Theorien – es ist das einzige Mal, dass er erwähnt wird und man damit daran erinnert wird, dass bald nach Detmold anderswo Orientalismus-Kritik, *postcolonial* und *subaltern studies* die Forschungswelt durcheinanderwirbelten). *Rob van Ginkel* bezieht sich auf J.J. (Han) Voskuil und seinen Großroman über einen Volkskundler. *John Holmes McDowell* informiert

über Folk, Folklore, Folkloristics, Folklorization. *Dani Schrire* berichtet, anknüpfend an Warnekens „Völkisch nicht beschränkte Volkskunde“ (ZfV 95/1999, S. 169–196) und hinweisend auf die Studie von Utz Jeggle zu den Judendörfern (1969), von der auf Juden bezogenen und von ihnen ausgehenden Wissenschaft.

Leider gibt es kein Personenregister. Elisabeth Timm schließt ihren Beitrag leicht kryptisch: Vielleicht sollte man nach dem protestantischen Detmold „die von Dieter Kramer formulierte, sehr wichtige Frage ‚Wem nützt Volkskunde?‘ mal wieder etwas katholischer erörtern: Nicht, um der Messe wieder auf Latein zu folgen, sondern um die wissenschaftliche Form nicht mehr als irdischen Beweis einer gesellschaftspolitischen Utopie oder einer individuellen Wahrhaftigkeit zu praktizieren, das tut nämlich weder der Wissenschaft, noch den Individuen, noch der Utopie gut“ (S. 103).

#### *Persönliche Nachbemerkung*

Mein Vortrag „Wem nützt Volkskunde“ von 1969 ist geprägt von den Erfahrungen in den Marburger Gesellschaftswissenschaften. Ich bin kein Verächter von Empirie, im Gegenteil: Mehr Feldforschung zu den Befindlichkeiten der unterschiedlichen Milieus in unserer Gegenwart, mehr sensible Einblicke in Denken und Fühlen auch der demokratieskeptischen Menschen in den jugendlichen und erwachsenen Milieus von heute, etwa nach dem Vorbild der US-Amerikanerin Arlie Russell Hochschild (*Fremd in ihrem Land*, 2017) und mit der von Bernd Jürgen Warneken empfohlenen Sensibilität wären mir in der Krise der Demokratie wichtig. Dann würde man AfDler und sonstige Rechtskonservative nicht einfach als „Mob“ oder so ähnlich ausgrenzen und abfertigen können, sondern sie als Mitbürger fragen können: Wohin soll es denn mit Euren Ideen gehen?

Für all das passt mir der Name Europäische Ethnologie am besten. Schon lange und aus guten, nie mit Argumenten überzeugend zurückgewiesenen Gründen plädiere ich für die im internationalen Verkehr verständlichere Bezeichnung Europäische Ethnologie, zumal sie vermeidet, eine Vorstellung von einer der Empirischen Soziologie nahen, aber theoriefernen Wissenschaft zu fördern.

*Dieter Kramer, Dörscheid*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.16>

#### **Sharon Macdonald (Hrsg.)**

**Doing Diversity in Museums and Heritage.** A Berlin Ethnography. Bielefeld:

Transcript 2022, 324 S. ISBN 978-3-8376-6409-6.

Sozialanthropologie und (Empirische) Kulturwissenschaft verstehen sich gerne als „Differenzwissenschaft[en]“ (Werner Schiffauer), deren Kerngeschäft die Analyse von Diversität und (kultureller) Vielfalt ist. Um diesen Kern ist der hier zu bespre-

chende Sammelband angeordnet, den die Berliner Sozialanthropologin Sharon Macdonald herausgegeben hat. Er versammelt 16 Beiträge, die zwischen 2015 und 2020 im Projekt „Making Differences: Transforming Museums and Heritage“ am Berliner „Centre for Anthropological Research on Museums and Heritage“ (CARMAH) entstanden sind. Macdonald hat CARMAH 2015 im Rahmen ihrer Humboldt-Professur gegründet. „Making Differences“ war das Initialprojekt der neu gegründeten Institution, die nach Auslaufen der ersten Förderung nun dem Berliner Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik angegliedert ist, das Macdonald inzwischen leitet.

Der Sammelband ist also so etwas wie eine erste Bilanz der Forschungsergebnisse von CARMAH aus der ersten Förderphase. Ihm zugrunde liegt die Annahme, dass Museen und Kulturerbeinstitutionen die Welt kategorisieren, indem sie Sammlungen anlegen, ordnen und in Ausstellungen bestimmte Perspektiven einnehmen und andere ausschließen. Sie etablieren so Unterschiede, die Fakten schaffen. Ihre „acts of differencing“ (S. 16) formieren Selbst- und Fremdbilder. Die Leitfrage des Bandes lautet entsprechend: Wie wird Diversität bzw. Differenz in Museen und beim Umgang mit Kulturerbe diskursiv verhandelt und praktisch hergestellt? Dem titelgebenden „Doing Diversity“ folgend verstehen die 15 Autor\*innen des Bandes Diversität praxeologisch als „something that is *done*: that is, it is assembled through specific uses“ (S. 13). Sie sind also losgezogen, um in Berlin mit ethnografischen Fallstudien dieses Machen von Unterschieden ethnografisch zu fassen, oft am Beispiel von Institutionen und Projekten im Werden wie dem inzwischen eröffneten Humboldt Forum.

Gezeigt werden soll so, „how intentions and ambitions may shift or not be met, how particular infrastructures or formats may exert certain shaping effects, and how unexamined assumptions or entangled processes can lead to unanticipated outcomes“ (S. 13). Es geht also darum, die Differenzproduktion in ihrer ganzen Unklarheit und *messiness* zu verstehen und darzustellen. So gesehen erscheint das, was uns als vermeintlich klare Differenzmarkierung in den untersuchten Institutionen und Gruppen begegnet, viel weniger absichtsvoll, sondern oft als kontingenter und zufälliger Aushandlungsprozess. In dieser Hinsicht überzeugt der Band, weil die vielen Fallstudien immer wieder zeigen, wie kontingent und fallspezifisch die Ansätze sind, und wie sehr individuelles Engagement zu Erfolg oder Misserfolg beiträgt. Hier kann die ethnografisch enge Begleitung während der Konzeptionsphasen gute Einblicke in den Maschinenraum der Institutionen und Initiativen geben.

Schön gelingt das etwa in *Christine Gerbichs* Analyse des von ihr durchgeführten Partizipationsformats „Museums-Diwan“ im Museum für Islamische Kunst. Das Projekt sollte der wachsenden Islamfeindlichkeit entgegenwirken und zugleich kritisch „Western epistemological traditions“ dekonstruieren (S. 232), also den spezifisch westlichen Blick auf islamische Kunst infrage stellen. Dafür versuchte es, möglichst vielfältige Gruppen der Stadtgesellschaft zur Mitarbeit zu gewinnen und sie mit den

Kurator\*innen zusammenarbeiten zu lassen. Dies stieß immer wieder auf Widerstände. Im Museum gab es zuweilen Vorbehalte gegen die Diwan-Idee: Das Format sei zu zeitintensiv, um es nebenher mitzumachen, es behindere Arbeitsroutinen und habe kaum nachhaltige Effekte. Auch an einer Gruppe von Sozialarbeiter\*innen bissen sich die Initiatorinnen die Zähne aus, denen das Museum zu weit weg von ihrer Klientel schien, zu elitär und mit islamischer Kunst jenseits dessen, was die Menschen, mit denen sie zu tun hatten (und sie selbst), interessierte. Derlei Offenheit und kluge Selbstreflexivität prägt viele Beiträge des Bandes, ebenso wie das Engagement etlicher Autor\*innen innerhalb der Institutionen oder Gruppen, die sie beschreiben.

Allerdings verwischen dabei die Grenzen zum Aktivismus zuweilen, weshalb die Fallstudien immer wieder starke Setzungen vornehmen, ohne diese zu reflektieren: Gerbich z. B. geht selbstverständlich davon aus, dass wir in einer „postmigrantischen Gesellschaft“ leben, die es nur noch anzuerkennen gelte. Ebenfalls setzt sie voraus, dass mehr Partizipation auf direktem Weg zu „demokratischeren“ Institutionen führe: „organizational learning in the context of museums aims to foster democratization through participation“ (S. 229).

Auch changiert der Diversity-Begriff in den Beiträgen oft zwischen analytischer und normativer Kategorie, also zwischen dem, was man zu beobachten glaubt, und dem, was man für richtig hält. Explizit reflektiert *Sharon Macdonald* diese Differenz in ihrer Analyse der „Berlin Global“-Ausstellung des Humboldt Forums. Eher unterschwellig durchzieht sie *Magdalena Buchczyk*s gelungene Analyse des Museums Europäischer Kulturen. Buchczyk diagnostiziert einen Paradigmenwechsel im Sammlungsansatz weg von einem ‚positivistischen‘ Dokumentieren früherer Lebensweisen und ‚Kulturen‘ hin zu einer stark diversitätsorientierten und interventionistischen Haltung, die in der Sammlung einen „driver of social change through participation, inclusion and stake holder dialogue“ sieht (S. 201). Unklar bleibt, welche Funktion das Streben nach Diversität hier zeitigt und ob es mehr als bloß zeitgeistiges Vokabular ist.

Grundsätzlich liefert der Band einen guten Ein- und Überblick in die Forschungen am CARMAH, die sich zu einem Gutteil um das Humboldt Forum und die Fragen von kolonialem Unrecht und den richtigen Umgang damit drehen. *Larissa Förster* reflektiert über die Begriffe Unrechtskontext und *Human Remains* im deutschen Museumdiskurs. *Margareta von Oswald* berichtet bemerkenswert selbstkritisch von eigenen Kuratierungserfahrungen im Humboldt Lab Dahlem und von den Schwierigkeiten, sich zwischen Kritik an und Komplizenschaft mit der Institution zurechtzufinden. *Nnenna Onuoha* widmet sich der Ausstellung „Unvergleichlich: Kunst aus Afrika im Bode-Museum“, die das Bode-Museum in Kooperation mit dem Ethnologischen Museum Berlin als Kommentar zur Diskussion um das koloniale Erbe im Humboldt Forum ausrichtete. *Duane Jethro* befasst sich mit den Berliner Debatten um fragwürdige

Straßenamen (Mohrenstraße) und *Harriet Marrow* mit der Kolonialismusausstellung (2016/17) im Deutschen Historischen Museum.

Auch im Weiteren surfen die Beiträge hart am Wind der aktuellen politischen Debatten, untersuchen, wie im Naturkundlichen Museum Biodiversität dokumentiert, datafiziert und als Citizen-Science-Projekt aufgesetzt wird (*Chiara Garbellotto* und *Tahani Nadim*), wie migrantische oder Diaspora-Gruppen kulturelle Teilhabe einfordern und umsetzen (*Jonas Tinius, Rikke Gram, Katarzyna Puzon, Nazlı Cabadağ*) oder wie sich der Umgang mit dem Holocaust-Mahnmal durch Social Media verändert, was *Christoph Bareither* mithilfe von Überlegungen zu Emotionspraktiken und Affordanztheorien klug entschlüsselt. Kurzum: Ein Reader, der viel zu bieten hat und die Lektüre lohnt.

Darüber hinaus ist das Buch Produkt einer spezifischen erinnerungspolitischen Lage im Berlin der 2010er-Jahre, in deren Zentrum das koloniale Erbe und die post- oder dekolonialen Umdeutungsversuche stehen, die hier ausführlich dokumentiert werden. NS-Zeit oder jüdisches Erbe spielen hingegen kaum eine Rolle, was mit Blick auf die deutsche Erinnerungskultur signifikant ist, zumal sich rund um die jüdische Gemeinde und das Jüdische Museum in Berlin in den letzten Jahren wilde Szenen abspielten, die viel über andere Formen der Differenzmarkierung erzählen. Hier zeigt sich deutlich eine Verschiebung der Sichtbarkeiten und Forschungsinteressen zumindest der anthropologischen Fächer. Lohnend wäre es gewesen, zumindest ansatzweise in die Debatten um Opferkonkurrenzen zwischen deutsch-jüdischem und kolonialem Erbe einzusteigen oder in die reichlich missglückten Debatten über die neue ICOM-Museumsdefinition, die nicht zuletzt dadurch entstanden, dass die Problembeschreibungen von Universitätsakademiker\*innen und Museumsmitarbeiter\*innen weit auseinanderlagen.

*Thomas Thiemeyer, Tübingen*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.17>

**Jürgen Bärsch/Christel Köhle-Hezinger/Klaus Raschzok (Hrsg.)**

**Heilige Spiele.** Formen und Gestalten des spielerischen Umgangs mit dem Sakralen. Regensburg: Friedrich Pustet 2022, 368 S. ISBN 978-3-7917-3245-9.

Um die kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kirche und Frömmigkeit – noch im späten 20. Jahrhundert einer der Grundpfeiler unseres Fachs – ist es in letzter Zeit stiller geworden, insbesondere, was die historische Perspektive betrifft. Dabei hat der Kulturhistoriker Wolfgang Behringer noch jüngst gezeigt (*Der große Aufbruch. Globalgeschichte der Frühen Neuzeit*, 2023), wie gut sich der Blick auf das Zusammenspiel von Religion und Gesellschaft eignet, gesellschaftliche Prozesse nachzuzeichnen und damit auch neue Perspektiven auf die Gegenwart zu werfen.

Die Herausgeber:innen Jürgen Bärsch, Christel Köhle-Hezinger und Klaus Raschzok knüpfen hier in gewisser Weise an, folgen aber weniger dem Trend zu generalisierenden Darstellungen, sondern bleiben klassisch-volkskundlichen Traditionen auf angenehme Weise verhaftet, indem sie kulturwissenschaftliche mit katholisch-liturgiewissenschaftlichen und evangelisch-theologischen Ansätzen verschränken. Im Fokus stehen im Titel etwas missverständlich als „Heilige Spiele“ bezeichnete Praxen spielerischen – aber eben profanen – Umgangs mit Gottesdienst und Jahreslaufbräuchen. 19 Beiträge spannen dabei einen Bogen von den disziplinären Zugängen der Theologie und der Kulturwissenschaft beziehungsweise Museologie über spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Laienspiele bis zur modernen Performance Art.

Den Reigen eröffnet *Christel Köhle-Hezinger* mit einer Sequenz von Spielszenen seit dem 19. Jahrhundert, die lose aneinandergereiht einen Eindruck vermitteln, wie Taufe, Andacht, Gottesdienst oder auch Beerdigung von Kindern spielerisch begleitet und damit bewältigt wurden. Bei der Lektüre fällt gleich auf, wie stark die Verzahnung von kirchlichen mit profanen Praxen war und heute noch sein kann und wie sehr Sakrales damit auch auf den Alltag auszustrahlen vermag. Zugängen aus der Katholischen Liturgiewissenschaft, vom Theologen *Jürgen Bärsch* auf hohem Niveau gelegt und damit auch unserer Disziplin einmal wieder aktuell zugänglich gemacht, folgt das Pendant seines evangelischen Kollegen *Klaus Raschzok*, der mit seinem Aufsatz „Heilige Spiele. Eine Einführung aus der Perspektive des Faches Praktische Theologie“ deutlich macht, wie sehr auch der Protestantismus das Kirchenjahr praktisch-spielerisch begleitete, wie stark dabei aber die pädagogischen Beweggründe vom reformatorischen Schultheater über das christliche Laienspiel bis zu Chorgesang und Lektüre waren. *Christel Köhle-Hezinger* widmet sich anschließend der volkskundlichen Perspektive, stellt fachhistorische Reflexionen an, berücksichtigt dankenswerterweise auch die jüdische Kultur und weist den Weg zu Gegenwart und Zukunft der Beschäftigung mit dem Thema Spiel. Dabei wird deutlich, wie zeitgemäß und relevant diese Perspektivierung ist. Den musealen Zugang legen anschließend *Melanie Prange* und *Ute Ströbele*, die am Beispiel eines Ausstellungsprojektes des Diözesanmuseums Rottenburg zeigen, wie reich die Objektwelt religiöser Spielzeuge ist, wobei seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ein breites Spektrum an religiösen Kinderspielsachen hergestellt, verkauft und praktisch genutzt wurde.

Den hinführenden Beiträgen mit ihren methodischen Reflexionen folgen praktische Beispiele. Den Auftakt macht *Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz* mit ihren Überlegungen zur Anthropologie der Liturgie, die zeigen, dass der Gottesdienst immer auch eine Brücke zu lebensweltlichen Bezügen schlägt. *Christel Köhle-Hezingers* Beitrag „Religion – (k)ein Kinderspiel?“ führt über aktuelle Beispiele und subjektive Erfahrungen zur historischen Perspektive und macht deutlich, dass Pädagogik und Volksaufklärung an der Wende zur Moderne dazu führten, dass man sich auch seitens

der katholischen Kirche und ihrer Funktionsträger von älteren Erziehungsformen, die nun als naiv und überkommen galten, distanzierte. An diese Gedanken knüpft Klaus Raschzok an („Theater und Liturgie zwischen äußerer Differenzierung und innerer Annäherung“). Die reformatorische Bewegung reduzierte das bis dato weit verbreitete geistliche Spiel auf die Kinderkatechese; es kam zu einer Verengung der frei ausgeführten Spiele, an denen ja im Spätmittelalter auch Erwachsene beteiligt waren, auf das lutherische Schultheater, und seit dem 17. Jahrhundert erfolgte der puritanisch-pietistische Sturm auf das aktionsreiche Theater. Mosaikartig verdichten sich die folgenden Beiträge zu einem Bild vor- und frühmoderner Spielpraxen, das durch anschauliche Beispiele erhellt wird. *Johannes Tripps* öffnet ein Kaleidoskop an der spätmittelalterlichen Freude des Inszenierens, wobei die Karwoche den deutlichen Höhepunkt bildete. Jürgen Bärsch beleuchtet barocke Osterfeiern, *Nina Gockerell* konzentriert sich auf innerhalb wie außerhalb der Kirche genutzte Krippen, *Ingeborg* und *Bernhard Rüth* diskutieren die Krippe als Instrument der Brauchpflege und *Paul Post* zeigt am Beispiel des niederländischen Raums, wie groß die Bedeutung des kindlichen Nachspielens der Messe noch bis weit ins 20. Jahrhundert war. Deziert volkskundlich ist dann wieder der Zugang *Christine Akas*, die die reiche Objektausstattung katholischer Haushalte diskutiert und aufzeigt, wie Weihnachten vom Kirchenfest zur Familien- und Geschenkfeier mutierte. Eher skizzenartig sind die Beiträge von *Bernhard Leube* („Otto Riethmüllers Lukaspassion für Sprechchor“), *Alois Döring* („Was ist Nachfolge? Puppenspiel als Vermittlungsmedium heiliger Vorbilder“), *Juliane Stückrad* („Le Sacre du printemps. Zur Theaterethnologie des Sakralen“), *Guido Schlimbach* („Heiliges Spiel. Zeitgenössische Kunst im gottesdienstlichen Kontext“) und *Stephan Winter* („Wolf oder Lamm? Überlegungen zum Verhältnis von Liturgie und Performance Art“).

Was bleibt als Fazit? Den Band habe ich zunächst skeptisch zur Hand genommen, mich aber bald eingelesen und rasch gemerkt, wie wichtig und tragfähig die Brückenfunktion des Spiels für die Vermittlung religiöser Inhalte und lebensweltlicher Bezüge vom späten Mittelalter bis weit ins 19. Jahrhundert hinein war, wie konstant der Wandel auch hier erkennbar ist, wie bestimmend spielerische Praxen für die Lebenswelten der Vormoderne waren und was interdisziplinäre kulturwissenschaftliche Forschung leisten kann. Das liegt gewiss auch an der tiefen Expertise aller Beiträger:innen für ihr Sujet und an der wissenschaftlichen Sorgfalt beim Abfassen der Texte und bei der Redaktion. Und deutlich wird eben auch, dass sich Fest und Alltag kaum trennen ließen, dass Religion dann wirkmächtig ist, wenn sie gespielt wird, also profan rezipiert wird, und dass das Spiel das markanteste Instrument war, um kirchliche Praxen in die Lebenswelten der mittelalterlichen Bevölkerung und später der frühneuzeitlichen Konsumwelt zu transportieren. Eine Formulierung abschließender und verknüpfender Erkenntnisse wie auch eine stärkere Reflexion der Beiträge vor dem Hintergrund aktueller Forschung hätte dem Werk wahrscheinlich

gutgetan. Mich zumindest hätte dies jedoch dazu verleitet, nicht alle Aufsätze dieses überaus gewinnbringenden und lesenswerten Bandes zu studieren.

Gunther Hirschfelder, Regensburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.18>

### **Helen Ahner**

**Planetarien.** Wunder der Technik – Techniken des Wunderns. Göttingen: Wallstein Verlag 2023, 368 S. (zgl. Tübingen, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-8353-5430-2.

Welche Herausforderungen muss eine historische Ethnografie meistern, um keine Historiografie zu sein? Und wie lässt sich über Planetarien aus einer Perspektive der Empirischen Kulturwissenschaft schreiben, die sich insbesondere mit Fragen kollektiv erfahrener Emotionen und individuell erlebbarer Technik befasst? Diesen epistemischen Fragen stellt sich Helen Ahner zu Beginn von „Planetarien“, ein Buch, das auf ihrer Dissertationsschrift an der Universität Tübingen basiert. Das Werk atmet gleichsam den Geist des Tübinger Stadtschlösses. Es verwirklicht das Potenzial, das der Blick durch diese „EKW Brille“ (S. 345) eröffnet. Das Vergangene erscheint durch Ethnografie als dicht beschriebene Gewordenheit. Ahner gelingt das durch Erzählungen von der Atmosphäre halbkugelförmiger Kuppelbauten, in denen Projektoren Sternenhimmel an die Wand werfen, durch Schilderungen von Vorführenden, mit Zeigern ausgestattet, und Zuschauenden, die in Sesseln zurückgelehnt eine Reise in das kosmische Verhältnis des Menschen als Teil von Natur(enKulturen) durch Kulturtechniken der Naturbeobachtung unternehmen. So entsteht, zusätzlich durch das Prisma der Emotionen gebrochen, ein Verständnis von Wundern und Staunen, eine Wirkungsgeschichte von Projektoren. Dabei kommt die zeitgenössische Rezeption zu Wort. Sie reicht von Anthropomorphisierung über Technikbegeisterung bis hin zur Science-Fiction-Reverie.

Das Buch ist in drei große Abschnitte unterteilt. Der erste Teil ethnografiert den Gegenstand selbst und kann als konzise Planetariengeschichte *à jour* gewertet werden, die durch den historisch-anthropologischen Ansatz über die bisher erarbeiteten Ergebnisse renommierter Forschungsprojekte hinausgeht. Darauf aufbauend widmet sich Ahner im zweiten Teil der Technik, insbesondere der Apparatur des Projektors und dem Lichtzeiger. Der dritte Teil des Buches gilt den „Techniken des Wunderns“, schildert sinnliche Wahrnehmung ebenso wie Transzendenzerlebnisse über einen zentralen Begriff der EKW: den der Erfahrung. Dabei leistet die Autorin eine Anbindung der deutschsprachigen EKW an die internationale Kulturanthropologie.

Durch ihre Methodik überschreitet Ahner Formate der Technik-, Emotions- und Wissensgeschichte. Nicht Objekte, sondern Beziehungen zu Objekten und populärkulturelle Reflexion sinnlicher Erfahrung rücken in den Fokus. Denn körperlich erfahren wird im Planetarium die menschliche Sehnsucht nach Wissen und Verstehen.



Der Körper erlaubt Verinnerlichung von Erkenntnis. Die ethnografische „Nähe zum Gegenstand“ (S. 38) stellt sich auch deshalb ein, weil die Forscherin den Blick auf bedeutsame Details im Gewebe von Gewordenheiten lenkt. Kasual vermisst sie die Wahrnehmung über die semiotische Reichweite einzelner Objekte durch Relationierungen und Positionierungen von Akteur:innen.

Über den Vergleich von vier Planetarien in vier Städten, dem bayerischen München, dem thüringischen Jena, dem hanseatisch geprägten Hamburg und dem (post-)imperialen Wien gelingt Ahner auch die historische Situierung ihrer empirischen Tiefenbohrungen. Sie nimmt Lesende auf eine Zeitreise in eine politisch turbulente Ära mit, eine post-imperiale Zeit, die insbesondere auch von Klassen- und Bildungsdifferenzen zerklüftet war: Die 1920er- und 1930er-Jahre in den aus den Friedensverträgen von Versailles und Saint Germain hervorgegangenen Republiken Deutschland und Österreich.

Ahners Quellen – vor allem Zeitungsartikel, aber auch Fotografien – vermitteln anschaulich und lebhaft bedeutungsgeladene Empfindungen von Menschen. Sie machen das Buch zu einer unterhaltsamen Lektüre. Schon von den ersten Zeilen des Buches an verücken diese durch Archivreisen zusammengetragenen Textpassagen. Sie lassen in eine Welt von Gefühlen eintauchen, wo die Erfahrung von Großstadt, Moderne und Technik etwas ausstrahlte, dem Menschen zu einem Teil mit Romantik (Verzauberung), zu einem weiteren mit Witz und Ironie (Abwehr) und nicht zuletzt auch mit Schock (Ernüchterung) begegneten. Das Planetarium wird zu einem spekulativen Projektionsraum anthropologischer Selbstvermessung zwischen Alienträumen und vitalistisch erfahrener technischer Apparatur. Die Lokalität verspricht nichts weniger und nichts mehr als den Himmel. Sie erlaubt, vor den ersten physikalischen Reisen ins All teleskopisch gelenkte und semiotisch vorzeigbare Wachträume gemeinschaftlich zu erfahren. So tragen Planetarien vor dem astronautischen Blick auf die Erde und der Fotografie im All zur Etablierung eines neuen Menschenbildes und einer damit einhergehenden Kosmologie bei. Der Planetariumsboom der 1920er- und 1930er-Jahre verändert die Astrokultur – in Aby Warburgs Worten wird „Sternenglaube“ durch „Sternenkunde“ (S. 113) ersetzt. Und deshalb ordnet Ahner ihre Studie folgerichtig in die *Anthropology of Outer Space* ein.

Die Ausbreitung von Planetarien gründet auf Erfolgen in physikalischen Bereichen der Optik, Elektrizität und Astronomie. Sie ereignet sich im Kontext moderner Urbanisierung und Industrialisierung. Ahners Interesse, über die Reaktion der Zeitgenoss:innen in Erfahrung zu bringen, wie „Wunder“ und „Technik“ überhaupt in der Ära der Moderne wahrgenommen wurden, lässt interessensgeleitete Akteure der Volks- und Arbeitnehmerbildung erkennbar werden, die Wundern und Technik in den Dienst der Bildung stellen – und umgekehrt.

Neue Mächtige der Moderne treten als Akteure auf: das bildende unternehmerische Kapital des Besitzbürgertums einerseits – und die zu bildenden Bürger:innen

der jungen Republiken als Arbeitnehmerschaft andererseits. Hoch- und Volkskultur sind im Planetarium verschränkt. Die Akteure vereinen zwei Facetten des Menschseins: die des *homo oeconomicus* – und die des *homo spiritualis*. So leistet das Buch nicht bloß einen Beitrag zur Ethnografie des Vergangenen, sondern liefert gleichsam, wie jede gute Ethnografie, auch einen Spiegel für das, was derzeit die Welt bildet und bestimmt.

Durch ihre Feldforschung auch im Firmen-Archiv der Carl Zeiss AG erschließt sich, wie das Unternehmen neben Lohnauszahlung auch Bildung vermittelt und seine Angestellten durch Astro-Erziehung als Teil von Unternehmenskultur identitär bindet. Zeissianer:innen werden Bedeutungsträger:innen für die szientistische Botschaft. Optische Produkte haben gleichsam ein „Hau“. In Analogie zur von Marcel Mauss beschriebenen polynesischen Gabenökonomie gedacht, nach der Dinge mit dem Geist von Gebenden beseelt werden, ist das Planetarium mit *Messages* aufgeladen. Optikobjekte schaffen durch Repräsentation von Wissen Verbindungen, „Grenz-erfahrungen und Durch-einander“ (S. 339). Sie gestalten Kollektive und tragen sie mit und in sich. „Techniken des Wunderns“ im Planetarium befriedigen somit nicht bloß die Sehnsucht nach Wundern. Sie werden zu Medien der Bildung, die Unternehmen ebenso wie Museen und Volksbildnern dienen und bedienen dabei das Wundern als Erfahrungsmöglichkeit von Menschen. Nicht unähnlich zu Influencern heute vermitteln diese Akteure damaliges Wissen als kapitale Ressource: Wissen ist Macht und Bildung Kapital. Es nützt der Masse und – vor allem dem Kapital selbst. Erziehung, Bildung und Aufklärung: Durch Volksbildung, die Nationalidentität festigt, und unternehmenskulturelle Bildung, die Firmenidentität schafft, verschränken sich solcherart im Planetarium kollektive und individuelle Weltbezüge. Planetarien festigen die Etablierung der szientistischen Weltanschauung durch das Betreiben von „Edutainment *avant la lettre*“ (S. 71).

Die Ausbreitung des Szientismus ging mit der Industrialisierung Hand in Hand. Eine auf Beobachtung, Physik und Zufall basierende Astronomie löste die Vorherrschaft deterministischer Astrokulturen ab (von der Astrologie bis zum Christentum). Öffentliche Einrichtungen wie das Historische Museum oder das von der Carl-Zeiss-Stiftung gegründete Volkshaus in Jena wurden hierfür zentrale Schauplätze. Planetarien, Unternehmenskultur und Volksbildung waren Teil von Bildungsbestrebungen, die dem Geist der Aufklärung verschrieben blieben.

Das optische Unterfangen von Carl Zeiss und seine Investition in Planetarien werden dank Ahners Arbeit für die Rezensentin zum projektiven Vorgänger des heutigen Astrozentrismus, repräsentiert von Unternehmern wie Elon Musk, Jeff Bezos, ihren dem Silicon Valley entspringenden Unternehmen und etwaiger Reisetätigkeiten ins All. Die Art und Weise, wie die Mitarbeitenden von Carl Zeiss als Träger:innen der szientistischen Weltanschauung „gebildet“ werden, dient als Paradebeispiel einer unternehmerischen Form der Identitätsbildung. Doch bei Zeiss diente die astro-

kulturelle Fokussierung einem modernen, liberal geprägten Szientismus – das technoliberalistische Weltbild heutiger Unternehmen transportiert eine informatische Weltanschauung, die von Kalifornien aus eine unbegrenzte Mobilität von Kapital anstrebt. Auf der Basis technologischer Fortschritte, vor allem durch Halbleitertechnik und Computing, erobert das Kapital nun die Welt bis zum Mars hinaus.

Obwohl Planetarien stets mit dem Begriff des Wunderns beworben und beschrieben wurden, zieht die Autorin keine historische Vergleichslinie von den Wunderkammern frühneuzeitlicher Aristokratien zu modernen Wirtschaftsunternehmen. Es wäre sicherlich reizvoll, von der Autorin auch mehr über das Verhältnis von imperialfeudaler Kultur der Wunderkammern und wirtschaftsimperialen Unternehmenskulturen und ihren Wunderstätten zu erfahren. Dabei wären die Rolle der Bildung und der Besitz von Wissen weiter zu klären. Insbesondere, inwiefern sich Wissenschaften und Universitäten geschickt im *Pivoting* üben, dem substanziellen Ändern des Geschäftsmodells, um sich jeweils neuen ökonomischen und politischen Herrschaftsbedingungen anzupassen.

Welchen Auftrag leisten wirtschaftlich orientierte Unternehmen eigentlich für eine größere Öffentlichkeit? Welchen Preis zahlen Gemeinschaften dafür? Und wie wirkt sich das auf Wissenschaftsfreiheit aus? In welchem Verhältnis stehen staatliche Bildungsmaßnahmen und unternehmerische Bildungsinteressen? Wie wirken Unternehmen am populärkulturellen Imaginären mit? Auch diese Fragen kann man aus der gelungenen Ethnografie Helen Ahners mitnehmen und in andere Bereiche als die des Planetariums übertragen, um sich immer wieder neu über den Zustand der Welt produktiv zu wundern.

Anne Dippel, Jena

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.19>

**Dagmar Konrad**

**Missionskinder.** Migration und Trennung in Missionarsfamilien der Basler Mission des 19. Jahrhunderts. Münster, New York: Waxmann 2023, 368 S.  
ISBN 978-3-8309-4698-4.

Die Autorin versteht ihr neues Buch als Fortsetzung ihrer Dissertation, die dem Thema „Missionsbräute – Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission“ gewidmet war. Denn hier geht es um die Kinder, die den Ehen der Missionare und ihren Frauen entsprossen sind. Brisant ist, dass der Nachwuchs spätestens im Alter von sechs Jahren aus den Missionsgebieten Indien, Afrika und China nach Europa geschickt wurde, um im Kinderhaus der Basler Mission oder bei Verwandten aufzuwachsen, was zur Folge hatte, dass die Kinder ihre Eltern entweder nie oder erst nach Jahrzehnten wiedergesehen haben.

In der Einleitung werden die verschiedenen Fachgebiete vorgestellt, die das Thema berühren, die Quellen genannt, und das methodische Vorgehen wird skizziert. Dem folgen drei größere Abschnitte: I. „Im Missionsfeld“. Darin geht es um Schwangerschaft und Geburtshilfe, um den Alltag, die Erziehung sowie den Kulturkontakt vornehmlich mit den Kindermädchen. Abschnitt II. befasst sich mit „Abschied und Trennung“, während III. den Titel „Neues Leben in Europa“ trägt.

Die erste Frage, welche sich den Leserinnen und Lesern aufdrängt, ist, warum die Kinder mit sechs Jahren nach Europa geschickt und damit auf Dauer von den Eltern getrennt wurden. Das erscheint aus gegenwärtiger Perspektive, die um die Bedeutung intakter Kernfamilien weiß, skandalös, doch sollte man als Wissenschaftlerin bzw. Wissenschaftler mit den eigenen Emotionen vorsichtig umgehen und versuchen, so etwas wie eine emische Perspektive einzunehmen. Zunächst also: Worin liegt die Trennung aus Sicht der Institution und der Eltern begründet? Die offizielle Lesart sieht den hauptsächlichen Faktor in der „heidnische[n] Umgebung“ (S. 25), was bedeute, dass die „Knechte öfters Kinder ihrer Herrschaften selbst im zartesten Alter verführen, selbst Unzucht mit ihnen trieben“ (ebd.). Ferner werde durch den Anblick „von halbnackten, ja ganz nackten Gestalten das Schamgefühl abgestumpft“ (ebd.). Das ist ein Ausdruck kirchlich-traditioneller Sexualmoral und gleichzeitig auch der pietistischen Weltanschauung, der zufolge der Mensch im Sinne der Aufklärungsphilosophie als Tabula rasa auf die Welt kommt – damit zwar erzieh-, aber auch verführbar ist –, indes die Erbsünde ihm gleichzeitig den Stempel aufdrückt (S. 63), weswegen nota bene die Prügelstrafe als probates Erziehungsmittel galt (S. 70). In dem Zusammenhang war die Angst groß, dass einheimische Kindermädchen ihre Zöglinge verzärteln würden, statt sie mit harter Hand zu „erziehen“, um ihnen das „Böse“ auszutreiben (S. 93, S. 198). Daneben waren „pragmatische“ Überlegungen aufseiten der Eltern hinsichtlich der Trennung vorhanden, etwa wegen der Missionsarbeit zu wenig Zeit für die eigenen Kinder zu haben, sich ohne sie freier zu fühlen und sich zur Gänze der Missionsarbeit widmen zu können. Ferner hieß es, es nehme der Bekanntheitsgrad der Mission in Europa zu, wenn die Kinder dort seien, wodurch über die Hilfsvereine mehr Geld für die Missionsarbeit hereinkomme (S. 142, S. 172f.). Damit werden die Bedürfnisse des Kindes hintangestellt bzw. funktionalisiert, was aus Sicht des Rezensenten zu Gewissenskonflikten geführt haben dürfte, die kompensiert wurden, indem die Trennung als Glaubensprüfung aufgefasst wurde und man sich dergestalt den „Normalsterblichen“ gegenüber als überlegen präsentieren konnte (S. 110ff.).

Dennoch liegt ein gewisser Schatten über den Familien: „Die emotionale Bindung der Eltern an die Kinder war immer mit dem Gedanken an die Trennung verknüpft“ (S. 68). Oder: Große Bedeutung hatten Nachzügler, später Geborene, welche als „Trostkinder“ für den „verlorenen“ Nachwuchs bezeichnet wurden – womit ihnen eine große Bürde auferlegt wurde, da sie als „Garant für neues Eltern Glück“ dienten (S. 147): auch hier erneut die Funktionalisierung der Kinder.

Am meisten litten jedoch diese unter der Trennung: Ihnen wurden nicht nur die Eltern genommen, sondern auch die Heimat, in der sie aufgewachsen waren. Sie kamen nach Europa in die Fremde, sprachen zunächst kaum Deutsch und wurden entweder bei Verwandten oder im Kinderhaus untergebracht. Letzteres war weniger beliebt, aber auch die Verwandten waren kein Garant für ein gedeihliches Miteinander. Mit der Konfirmation mussten sie ihr Heim erneut verlassen, was für die Burschen wegen der Aussicht auf eine längerfristige Lehrstelle weniger problematisch war als für die Mädchen, für die oftmals ein unstetes Wanderleben begann, da sie vornehmlich als Haushaltshilfen nur zeitlich begrenzte Anstellungen fanden (S. 317–326: Fallbeispiel). Gleichzeitig nahm die Entfremdung von den Eltern zu, zumal es, jedenfalls in den Kinderhäusern, verpönt war, sich über emotionale Befindlichkeiten in Briefen zu äußern. Diese wurden von den Erziehern zensiert, „die Briefe der Kinder [...] sollten froh und vergnügt sein“ (S. 234). Eine über 80-jährige Frau, ehemals Missionskind, äußerte sich im Interview mit Dagmar Konrad folgendermaßen: „Die Frömmigkeit, die die Eltern hatten! Da habe ich gedacht, die müssen doch ganz anders handeln [...]. Kleine Kinder können nicht verstehen, warum es etwas Wichtigeres gibt als ihre eigenen Kinder. Das haben wir nicht verstanden. Und ich verstehe es eigentlich bis heute noch nicht“ (S. 339f.).

Aus dem Umstand, von den Eltern getrennt zu werden, die vertraute Heimat zu verlassen und sich in der Fremde einzuleben, habe sich, so Dagmar Konrad, ein „dauernde[s] Gefühl des ‚Andersseins‘“ entwickelt (S. 341), wozu in Europa beigetragen habe, dass sich die Missionsgemeinschaft als eigene Subkultur deutlich von der Mehrheitsgesellschaft unterschieden habe (ebd.). Die Missionskinder seien damit „die Anderen innerhalb der Anderen“ gewesen, vergleichbar mit den Subkulturen gegenwärtiger „Third Culture Kids“ (ebd.), weil weder die Herkunfts- noch die neue, sie umgebende Kultur zur Gänze gelebt wurde, sodass eine Drittkultur entstand.

Soweit zum Inhalt des Buches. Da der Rezensent nicht allein Ethnologe ist, sondern auch Psychoanalytiker, hätte er eine Bezugnahme auf psychodynamisches Gedankengut an der einen oder anderen Stelle als bereichernd empfunden. Wenn es etwa um die Entwicklung des Kindes in Bezug auf die Wahrnehmung des Todes geht (S. 87), wäre nicht die Europäische Ethnologie die nächstliegende Wissenschaft, sondern die Entwicklungspsychologie (etwa S. Reuter: Entwicklung des Todeskonzepts bei Kindern. In: Wittwer/Schäfer/Frewer 2020, S. 159–164), zumal im Verein mit der Bindungstheorie. Diese wurde von dem britischen Psychoanalytiker und Kinderpsychiater John Bowlby entwickelt und gehört heute zum Standardwissen in den psychologischen Wissenschaften. Sie geht davon aus, dass der Mensch ein von Beginn an vorhandenes Bedürfnis hat, enge, gefühlsbetonte Beziehungen zu Mitmenschen aufzubauen.

Auf der anderen Seite müsste man sich allerdings auch fragen, inwieweit die Erkenntnisse der zeitgenössischen Entwicklungs- und Bindungsforschung auf eine

religiöse Subkultur des 19. und 20. Jahrhunderts übertragen werden können. Vornehmlich Psychoanalytiker neigen ja dazu, unhistorisch und wenig kultursensibel zu denken und ihre Theorien unreflektiert auf vergangene Epochen zu projizieren. Dem entgegenhaltend hieße das konkret, sich zu überlegen, ob die kollektive Bindung an ein „höheres Wesen“ und an die „gemeinsame Sache“ sowie die Vorgabe, nicht eigene, sondern Gottes Wege zu gehen, individuelle Problemlagen bis zu einem gewissen Grad auszugleichen vermochten. Möglicherweise spielt in dem Zusammenhang auch eine Rolle, dass die „Missionsbräute“, wie Konrad in ihrer Dissertation anschaulich beschrieben hat, in die Fremde zogen und dort einen bis dahin nie gesehenen Missionar heirateten. Wer das akzeptieren konnte, hatte wahrscheinlich weniger Probleme, die eigenen Kinder bis zu einem gewissen Grad einem ungewissen Schicksal zu überlassen, als jemand, dem freie Partnerwahl ermöglicht wurde, zumal „alles im Auftrag des Herrn“ geschah. Eine gewisse Dominanz kollektiver Identität wäre demnach in Rechnung zu stellen, indes sollten aber gleichzeitig die Äußerungen individueller Identität, welche die Trennung von den Eltern und der Heimat als emotionale Belastung deutlich machen, Berücksichtigung finden. Das ist deswegen legitim, weil die Zeit der Missionsarbeit ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht sehr weit von jener Epoche entfernt ist, in der die Tiefenpsychologie entstanden ist – dem *Fin de Siècle*.

Diese Überlegungen relativieren nicht den Wert der Monografie, sondern sollen nur deutlich machen, dass der gelegentliche Blick über den Tellerrand der eigenen Disziplin erkenntnisfördernd sein kann.

Abschließend noch ein Wort zum Lektorat: Es ist eine Fülle an Fehlern in Bezug auf die Schreibweise von zusammengesetzten Verben und Substantiven vorhanden. Dazu ein paar Beispiele aus dem hinteren Teil des Buches: „aufrecht erhalten“ (S. 242); „zurück gelassen“ (S. 330); „herauf beschworen“ (S. 337); „des Miteinanderverbundenseins“ (S. 249); „lieb Gewonnenem“ (S. 321). Darüber hinaus sind einige Grammatikfehler vorhanden, etwa: „Im fernen Indien wie im schweizerischen Basel wurde der deutsche Patriotismus und der Glaube an den Sieg hochgehalten“ (S. 289). „Im Vorfeld der Konfirmation, dem absoluten Höhepunkt . . .“ (S. 316). Ferner ist eine nicht unerkleckliche Anzahl an Beistrichfehlern vorhanden.

Dennoch bleibt abschließend festzuhalten: Das Buch ist wie aus einem Guss verfasst, liest sich lebendig, es ist spannend und wühlt ob der Thematik auf. Die Interpretation der Quellen ist solide, und die ausführlichen Fallbeispiele bieten ein lebendiges Bild der Protagonistinnen und Protagonisten. Es stellt eine große Bereicherung dar.

Bernd Rieken, Baden bei Wien

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.20>

**Lubomír Sůva**

**Der tschechische Himmel liegt in der Hölle.** Märchen von Božena Němcová und den Brüdern Grimm im Vergleich. Ilmtal-Weinstraße: Jonas-Verlag 2021 [tatsächlich erschienen 2022], 286 S. (Zürcher Schriften zur Erzählforschung und Narratologie, 6; zgl. Göttingen, Univ., Diss., 2019). ISBN 978-3-89445-583-5.

Božena Němcová (1820–1862) ist im Alter von nur 42 Jahren verarmt und aufgegeben durch die ständige polizeiliche Bespitzelung infolge ihres tschechischen Patriotismus gestorben. Heute gilt die Autodidaktin mit minimaler Schulbildung als die „berühmteste Tschechin“ überhaupt, wie Radio Prag anlässlich ihres 150. Todestags im Jahr 2012 behauptete. Ihr Konterfei zierte den 500-Kronen-Schein (Abb. S. 53), und ihre Kindheitserinnerungen aus der ostböhmisches Stadt Böhmisches Skalitz und dem benachbarten Ratiborschitz mit dem Titel „Babička“/„Die Großmutter“ (1855) wurden ca. 350 mal aufgelegt und in rund 40 Sprachen übersetzt. Für die Erzählforschung interessant ist Němcová allerdings nicht aufgrund dieses autobiographischen, mehrfach verfilmten Romans, sondern wegen der von ihr gesammelten Märchen und Sagen, die sie 1845–1847 in sieben Bänden veröffentlicht hat. Für Tschechien besitzt sie eine ähnliche Bedeutung wie die Brüder Grimm für Deutschland, und sie gilt als Ikone der tschechischen Geschichte. Lubomír Sůva bringt uns die Schriftstellerin und Märchensammlerin Božena Němcová in seiner von Gerhard Lauer und Matthias Freise in Göttingen betreuten literaturwissenschaftlichen Dissertation durch die Analyse ihrer Märchensammlung sowie einen Vergleich zum Märchenkonzept der Brüder Grimm nahe.

Der Autor gliedert seine Arbeit in drei große, aufeinander aufbauende Kapitel: Das erste beschreibt die „Geburt des Volksmärchens“ durch die Brüder Grimm und erläutert die Entstehung ihrer „Kinder- und Hausmärchen“ hinsichtlich ihrer Quellen und Beiträge, ihrer Vorgehensweise, ihres Erzähltons, des Stellenwerts ihrer Märchen als Gattung der Romantik sowie deren mythologische Interpretation im 19. und überwiegend psychologische Lesart im 20. Jahrhundert. Soweit, so geläufig unter Erzählforschenden in der Europäischen Ethnologie.

Neues und Eigenständiges liefert das zweite Kapitel, in dem Němcovás Märchensammlung daraufhin untersucht wird, welche Rolle sie angesichts der Verunsicherungen durch Urbanisierung und Industrialisierung für die Stärkung des tschechischen Nationalgefühls gespielt hat. Sůva weist überzeugend nach, dass Němcová genau wie ihre deutschen Kollegen keine Scheu hatte, durch redaktionelle Eingriffe den gewünschten Märchentönen herzustellen. Folgerichtig begreift Sůva die Gattung „Volksmärchen“ als ein „literarisches Phänomen [...], das grenzübergreifend fast alle sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts um ihre nationale Emanzipation bemühen europäischen Kulturen prägt“ (S. 12). Mehr als für die Grimms bildeten Märchen für die Tschechin einen Ausgleich zu dem von ihr als „schmerzhaft empfundenen

Widerspruch zwischen Traum und Wirklichkeit“ (S. 108), den sie durch die Suche nach „Volkspoesie“ zu heilen suchte.

Die These von der romantischen Märchenkonzeption bei Jacob und Wilhelm Grimm einerseits und Božena Němcová andererseits untermauert der Autor im abschließenden Kapitel, in dem er exemplarisch Zaubermärchen mit weiblichen bzw. männlichen Helden und Heldinnen sowie Teufelsmärchen und -schwänke aus beiden Sammlungen einer vergleichenden Analyse unterzieht. Er kann dabei gut nachvollziehbar aufzeigen, dass es auch Němcová nicht darum ging, „den authentischen Stand der Volksdichtung ihrer Zeit zu dokumentieren“ (S. 220). Vielmehr verknüpft sie journalistische Schilderungen von Land und Leuten mit den mündlichen Erzählungen ihrer Gewährsleute und unterfüttert die so entstandenen Texte mit Elementen aus ihrer eigenen fantastischen Welt.

Es ist Sůvas großes Verdienst, Němcóvas Märchen- und Sagensammlung für die deutsche Erzählforschung erschlossen und erstmals einen Vergleich mit der „Gattung Grimm“ erarbeitet zu haben. Wir lernen dabei, dass die Grimms in ihren Kinder- und Hausmärchen eine „ungetrübte Phantasie“ (vgl. ihre „Vorrede“ in der Ausgabe von 1819) walten ließen, während Fantastisches bei Němcová nur durchscheint, wenn sie in ihren Märchen Kinderspiele, Bräuche und Charaktere aus tschechischen Dörfern beschreibt. Sozialkritisches schwingt deutlicher als bei den Grimms mit, wenn z. B. der verzweifelte Petr im Märchen „Des Teufels rußiger Bruder“ von einem Leben in der Hölle träumt, das allemal besser sein muss als das unter seinen herzlosen Mitmenschen (S. 217). Die Idee von der „Hölle als Paradies“ (S. 217) ist paradigmatisch für Němcóvas Denken und inspirierte den Verfasser daher zu Recht zum Titel seines Werkes.

Hilfreich für weitere Forschungen wie z. B. die noch ausstehende Gegenüberstellung der Grimms und Němcóvas literarischem Vorbild Karol Jaromír Erben (1811–1870) ist der Index (S. 251–259), in dem – tabellarisch aufbereitet – sämtliche Märchen Němcóvas mit Erstveröffentlichungen bzw. Varianten deutscher Übersetzung (falls vorhanden) und ATU-Klassifizierung enthalten sind. Ebenfalls lobend hervorzuheben sind das Layout mit der durchgängig fett gedruckten Hervorhebung von Schlüsselbegriffen und der ausführliche, informationsgesättigte Fußnotenapparat, in dem die Leserschaft immer wieder mit überraschenden Details aus Leben und Werkgeschichte dieses tschechischen Idols bedient wird (z. B. Fußnote 121, S. 123: Gerüchte um Němcóvas möglicherweise adlige Abstammung).

*Heidrun Alzheimer, Bamberg*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.21>



**Julia Büchel**

**Repräsentation – Partizipation – Zugänglichkeit.** Theorie und Praxis gesellschaftlicher Einbindung in Museen und Ausstellungen. Bielefeld: Transcript 2022, 244 S. (zgl. Basel, Univ., Diss., 2020). ISBN 978-3-8394-5707-8.

In den letzten Jahren hat sich der Diskurs über die Entwicklungen von Museen und ihrer Beziehung zum Publikum vervielfältigt. Diese Entwicklungen bewegen sich beispielsweise von Ausstellungsüberarbeitungen, Digitalisierungsstrategien bis hin zu Neugestaltungen und -konzeptionen der Institutionen. Die Vervielfältigung zeigt sich sowohl auf theoretisch-konzeptionellen als auch auf praxisorientierten Ebenen.

In ihrer 2022 veröffentlichten Dissertationsschrift möchte Julia Büchel diese beiden Ebenen anhand einer Diskursanalyse von Museumskonzepten und einer Untersuchung von Ausstellungsbeispielen miteinander verschränken. Für sie steht ein mehrstufiger und nichtlinearer Forschungsprozess im Vordergrund, in dem sie wissenschaftliche Textanalysen mit einer qualitativen Feldanalyse verknüpft. Zum Schluss legt sie in Form von Tabellen und Netzdiagrammen dar, wie sich die Erkenntnisse ihrer Forschung wiederum auf die Praxis übertragen lassen.

Julia Büchel beschreibt zunächst die Ansprüche an Ausstellungen von den Anfängen des Museums als Institution bis heute und legt einen besonderen Schwerpunkt auf die Zeit seit der Etablierung der sogenannten „Neuen Museologie“ in den 1980er-Jahren. Sie nennt einflussreiche Auswirkungen auf das Museums- und Ausstellungswesen, wie etwa ein verändertes Verständnis von demokratischen Bildungsmöglichkeiten, ein zunehmender Wunsch nach kulturellen Erfahrungen, die Interaktion und Kreativwerden ermöglichen, und die Abkehr eines Verständnisses von Museen als „neutralen“ und „objektiven“ Institutionen aus kritischer Perspektive. Auf museumstheoretischer Ebene schafft es Büchel, wichtige Impulsgeber:innen, wie Nina Simon, Léontine Meijer-van Mensch, Carmen Mörsch, Richard Sandell und Nora Sternfeld, die sich alle bereits seit vielen Jahren mit aktuellen Vermittlungsformen und Fragen nach Repräsentation und Partizipationsmöglichkeiten im Museum beschäftigen, in ihre Argumentation einzubinden.

Indem sich Museen abwechselnd in einer Krise befinden oder eine positive Zukunftsvision für sie imaginiert wird, erkennt Büchel vor allem eine „um sich greifende Unsicherheit nach Richtungen, Rollen und Funktionen sowie gleichzeitig eine gewisse Aufbruchsstimmung der Institutionen“ (S. 14). Für die heutige Lage als bestimmend bezeichnet Büchel den Wettbewerbsgedanken und die Ökonomisierung, die die Museumsarbeit beeinflussen (S. 16). Darüber hinaus nennt sie eine veränderte Kulturrezeption als Grund dafür, dass Museen oftmals nicht klar ist, auf welche Art sie einen sinnvollen Beitrag zur Freizeitgestaltung potenzieller Besucher:innen leisten können. Büchel folgert aus der Vielfalt an konzeptionellen und vermittlerischen Handlungsmöglichkeiten für Museen, dass es schwierig für viele Institutionen

sei, eine für sie zutreffende Auswahl vorzunehmen (S. 17). Zugleich beschreibt sie kurz die aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen und Umbrüche als einen übergeordneten Rahmen, der in den nächsten Jahren zu einem erneuten „Paradigmenwechsel“ in der Museumslandschaft führen könnte (S. 18).

Zentral für Büchels Arbeit ist eine Kritik an prägenden Begrifflichkeiten, die im Museumsdiskurs verwendet werden, da sie häufig nicht trennscharf definiert und teils unterschiedlich verstanden werden. Ihrer Beobachtung nach sind vor allem seit den 2010er-Jahren Museumskonzepte (wie das Museum 3.0/Museum 4.0 etc.) nicht mehr als solche gekennzeichnet, sondern in Form von Ausstellungsbeispielen benannt, wobei es zu einer „hehre[n] Vermischung von abstrakten Forderungen sowie konkret eingesetzten Mitteln und Medien in Ausstellungen“ kommt (S. 24).

Die Autorin konzentriert sich in ihrer Forschung auf die drei Grundbegriffe Repräsentation, Partizipation und Zugänglichkeit und zeichnet zu jedem dieser Begriffe die Veränderungen ihrer Epistemologie nach und wie sich diese auf den Museumskontext ausgewirkt haben. Dabei attestiert sie dem Begriff der Repräsentation aufgrund seiner Vielschichtigkeit immer notwendige Fragen nach dem Wer, Wie oder Was. Hier könnte ergänzt werden, dass bei einer offenen Analyse von „Partizipation“ und „Zugänglichkeit“ ebenso nach diesen drei Parametern gefragt werden sollte, wengleich sie im Museumskontext breiter, eindeutiger oder fundierter rezipiert wurden. Schließlich orientiert sich Büchel für ihre Forschung selbst an der von Richard Sandell im Jahr 1998 formulierten Definition dieser drei Begriffe (S. 81).

Büchel nutzt die historische Einordnung aus dem ersten Teil ihrer Arbeit in der Folge „als Orientierungshilfe für Ausstellungsanalysen und -umsetzungen“ (S. 12) und bezieht sich auf drei Fallbeispiele aus der Museumspraxis, die sie im Rahmen einer Feldforschung untersucht hat. Ihren analytischen Fokus richtet sie auf die drei bereits genannten und in den Ausstellungen behandelten Parameter der Repräsentation, Partizipation und Zugänglichkeit. Sie entscheidet sich für einen Vergleich dreier Dauerausstellungen: „Archäologie Schweiz“ des Landesmuseums Zürich, die Kernausstellung „It’s all about me. And I’m not alone.“ des Museums für Kommunikation in Bern und „GROSS“ im Museum der Kulturen Basel. Hier setzt die Autorin die jeweilige Ausstellung in einen Entstehungskontext, beschreibt den Rundgang und einzelne Aspekte der Ausstellungen wie die Übersichtlichkeit oder die Angemessenheit der Kommunikationsmedien.

Bei ihrer Ausstellungsbeschreibung und -analyse hätte eine subjektive Besucher:innenperspektive an vielen Stellen deutlicher gemacht werden können. Wahrnehmungen und Nutzungserfahrungen anderer Besucher:innen werden in der Feldanalyse kaum deutlich, obwohl in der dritten Person geschrieben wird. Darüber hinaus ist zu vermuten, dass die Autorin ein größeres Vorwissen zur jeweiligen Ausstellung als die meisten Besucher:innen besitzt und ihre Wahrnehmungen und Erkenntnisse nicht für alle Besucher:innen gelten. Zugleich arbeitet die Ausstel-

lungsbeschreibung und -analyse von Büchel mit einem Verständnis von normativen Maßstäben, was die ästhetische Qualität, Verständlichkeit von Texten oder auch Orientierungsmöglichkeiten für Besucher:innen von Ausstellungen betrifft. Überdies wäre eine Mitbetrachtung der Konzeption von Wechselausstellungen aus den jeweiligen Museen vielleicht eine erkenntnisreiche Ergänzung gewesen und böte mindestens anschlussfähiges Material für folgende Auseinandersetzungen. Entgegen der Annahme, dass Wechselausstellungen weniger über das generelle Programm eines Museums aussagen als Dauerausstellungen, ließe sich mit diesem Vergleich vermutlich doch einiges über das Selbstverständnis der jeweiligen Institution und der Rolle von Teilhabe bzw. Involvierung der Besucher:innen mittels bestimmter Formate feststellen.

Im Vergleich der drei Fallstudien legt Büchel die Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Umgang mit gesellschaftlicher Einbindung der drei Institutionen umfangreich und überzeugend dar, indem sie sich auf die drei Begriffe der Repräsentation, Partizipation und Zugänglichkeit stützt, was den Vergleichsebenen eine verständliche Struktur gibt. In einer Schlussbetrachtung skizziert die Autorin schließlich zwei unterschiedliche Tendenzen in der Museumsentwicklung, die sich jedoch nicht ausschließen: gesellschaftliche Einbindung mittels eines zwischenmenschlichen und eines technologischen Ansatzes. Darüber hinaus beschreibt sie die Potenziale der Digitalisierung für die Museumsentwicklung.

Julia Büchel gelingt es, aus einer mittlerweile unüberschaubaren Fülle an Museums- und Ausstellungskonzepten wichtige Momente und Veränderungen in der Institutionsgeschichte des Museums herauszuarbeiten und in einen nachvollziehbaren Zusammenhang zu bringen. Stellenweise wären über die Rezeption von Partizipationsmöglichkeiten hinausgehende Erkenntnisse spannend gewesen, wie etwa die im Zusammenhang mit neuen Museumskonzepten von Büchel kurz angesprochene „Angst vor dem Verlust der Deutungshoheit“ (S. 65), die dazu führt, dass diese als Gefahr wahrgenommen werden kann.

Da Julia Büchel selbst als Kuratorin tätig ist, ist ein Ziel ihrer Arbeit, „das erlernte Wissen und die Erfahrungen daraus für meine praktische Arbeit, im Museum und in die Lehre einfließen zu lassen“ (S. 9). Diesem Ziel wird sie gerecht, insofern sie eine umfangreiche, vergleichende und klar strukturierte Untersuchung der gesellschaftlichen Einbindung von Museen in den letzten Jahren vornimmt und diese in übersichtlichen Schaubildern greifbar und so beispielsweise auch für andere Museumsmitarbeiter:innen nutzbar macht.

*Janette Helm, Berlin*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.22>

**Jenny Hagemann**

**Vererbte Regionen.** Aneignungen und Nutzungen von regionalem Heritage im Wendland und in der Lausitz im Vergleich. Bielefeld: Transcript 2022, 356 S. (vgl. Hannover, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-8376-6278-8.

In ihrer wegweisenden Arbeit erforscht Jenny Hagemann die vielschichtigen Aneignungen und Nutzungen von regionalem Heritage im Wendland und in der Lausitz. Dabei beschäftigt sie sich mit einer Frage von prinzipieller und durchaus großer theoretischer Tragweite: Wie und warum konstruieren Menschen heute (im Wendland und in der Lausitz) ihre regionale Zugehörigkeit durch die Nutzung von Cultural Heritage?

Beide Untersuchungsregionen dienen hinsichtlich ihrer historischen Entwicklungen sowie der aktuellen Handlungsräume als faszinierende Fallstudien für den Vergleich von kulturellem Erbe. Sie verdeutlichen, wie Menschen und Gesellschaften sich mit ihrer Umgebung identifizieren und wie dies in verschiedenen Kontexten genutzt wird. Jenny Hagemanns Studie bietet einen tiefen Einblick in die Interaktion zwischen lokalem Erbe, Identitätsbildung und den dynamischen Prozessen, die das kulturelle Erbe in diesen Regionen prägen. Im Fokus stehen dabei nicht nur die Unterschiede, sondern auch die Gemeinsamkeiten in der Art und Weise, wie Menschen ihre Vergangenheit in ihre Gegenwart integrieren und wie dies ihre gemeinsame Zukunft formt.

Strukturiert hat Hagemann ihre Arbeit in vier Hauptabschnitte. In einem ersten Teil widmet sie sich der Methodik zur Analyse der Interviews und legt ihre Arbeitsschritte umfangreich und nachvollziehbar dar. Im weiteren Verlauf der Arbeit beschäftigt sich die Autorin mit den regionalen Identitäten der Untersuchungsgebiete. Dabei skizziert sie aktuelle Selbstverständnisse sowie deren historische Entwicklungen und setzt sie in Beziehung zueinander. Anschließend widmet sich Hagemann der diskursiven Analyse zugänglicher Heritage-Verhandlungen und zeichnet diskursanalytisch die regionale Identität beider Regionen nach. Bevor die Autorin ihre Ergebnisse darstellt, setzt sie sich im vorangehenden Kapitel interpretativ mit ihren Interviews auseinander.

Hagemann gibt ihrem empirischen Material (Zeitraum 2017 bis 2019; acht bis neun Interviews je Region) viel Raum und setzt die Perspektiven der Akteur:innen durchdacht in den Fokus der Untersuchung. Zentral sind für die Autorin demnach die subjektiven Perspektiven und individuellen Verortungsprozesse, welche für die Fragestellung eine maßgebliche Bedeutung haben.

Im gesamten Verlauf der Studie reflektiert die Autorin ihre Rolle angemessen. Dies ist von besonderer Wichtigkeit, da sie sich selbst als Teil des Feldes wahrnimmt. Ihre Positionierung zum Forschungsfeld stellt die Autorin differenziert dar. In die Lausitz bestehen bereits im Vorfeld des Projekts private und berufliche Verbindun-

gen. Deren Einfluss auf die Kontaktaufnahme legt Hagemann offen und reflektiert sie umfangreich. Im Gegensatz zur Lausitz bestanden im Wendland vorab keine persönlichen Verbindungen. Aufgrund ihres Daseins im Feld sieht sich die Forscherin in der Reflexion ihrer Rolle als gewordene Akteur:in. Auf einer weiteren Ebene setzt sie sich mit ihrer Rolle als Heritage-Maker auseinander.

Durch die Kombination historischer und kulturanthropologischer/ethnologischer Ansätze und die Ergänzung durch empirisches Material in Form diverser Expert:innen-Interviews diskutiert Hagemann dicht am Material den Zusammenhang von regionaler Identität und Cultural Heritage in seinem Geworden-Sein und Ist-Zustand (S. 43f.). Sie ergänzt diese Untersuchungen um eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Begriffen „kulturelles Erbe“ und „Cultural Heritage“ und schlägt dabei Cultural Heritage als „Vergegenwärtigung der Vergangenheit, um den Anforderungen der Gegenwart zu begegnen“ (S. 31) vor und liefert damit neue Erkenntnisse im Bereich der Heritage-Studies und der Regionalgeschichte.

*Michelle Orth, München*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.23>

**Cornelia Kühn (Hrsg.)**

**Gemeinwohlorientiert, ökologisch, sozial.** Aushandlungen um alternative Wirtschaftspraktiken in der Zivilgesellschaft. Wiesbaden: Springer VS 2023, 259 S. ISBN 978-3-658-38502-6.

Wohltuend mögen die Titelschlagwörter „Gemeinwohlorientiert, ökologisch, sozial“ in den Ohren derer klingen, die (noch) von einer anderen Welt nach dem Kapitalismus träumen. Der vorliegende Sammelband enthält interdisziplinäre Forschungen, die sich Fragen und Horizonten alternativer wirtschaftlicher Praktiken widmen. Diese stellen in sich Versuche dar, „Wege in einen strukturellen Wandel zu einer sozial und global gerechten, ökologisch verantwortlichen Zukunft zu weisen“ (S. VI). Hervorgegangen ist dieser im Jahr 2023 erschienene Band aus dem Abschlussworkshop eines DFG-Projekts mit dem Titel „Nachhaltige Entwicklung von unten? Die Gemeinwohl-Ökonomie zwischen utopischen Visionen, zivilgesellschaftlichen Initiativen und basisdemokratischen Entscheidungen“ (S. XI). Dieser Kontext ist wichtig, denn gerade die sogenannte Gemeinwohlökonomie (GWÖ) bildet, wenn auch nicht ausschließlich, eine Schlüsselpraktik und -kategorie für die hier diskutierte Publikation, die einem thematisch strukturierten dreiteiligen Aufbau folgt.

Der erste Block fasst Forschungen rund um die GWÖ zusammen und ist eher allgemein angelegt. Nach deren Vordenker Christian Felber wird die GWÖ als „aktivistische Bewegung“ (S. VI) gedacht, welche auf „veränderte[n] wirtschaftliche[n] Anreizmechanismen“ (S. VII) setzt, um die Wirtschaft von innen heraus zu trans-

formieren. Die Vision der Bewegung sieht eine breite, mit den *UN Sustainable Development Goals* einhergehende Veränderung der Rahmenbedingungen für Unternehmen vor und wird fortlaufend graswurzelartig weiterentwickelt. Ihr „Kerninstrument [...] besteht [dabei] in der Gemeinwohl-Bilanz“ (S. 14). Unternehmen, die sich der GWÖ freiwillig anschließen, erstellen einen sogenannten Gemeinwohl-Bericht, der ihre Aktivitäten hinsichtlich der GWÖ-Kategorien reflektiert, und unterlaufen dann eine externe Prüfung, woraus die Bilanzierung resultiert. Dieses Steuerungselement geht, laut einem Beitrag, „über ein reines Berichterstattungsinstrumentarium hinaus[...], indem normative Wertvorstellung [sic] die Grundlage bilden und für eine hohe Gemeinwohl-Punktzahl Anforderungen mit transformativem Charakter an Unternehmen gestellt werden“ (S. 35). Die Autorin *Katharina Bruns*, die sich den Bilanzierungsprozess in teilnehmender Beobachtung genauer angesehen hat, sieht in den Methoden der GWÖ transformatives Potenzial für eine Veränderung ökonomischer Praxis im Allgemeinen.

*Cornelia Kühn* nimmt ihre „empirische[n] Forschung zu gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen in Berlin sowie zum Verein der Gemeinwohl-Ökonomie Berlin-Brandenburg“ zum Anlass, „die performative Herausbildung von Subjektivität in ihren Möglichkeiten und in ihren Begrenzungen“ (S. 61) für eine nachhaltige Postwachstumsgesellschaft zu untersuchen. Dabei argumentiert die Ethnologin, dass für die Herausbildung einer solchen Gesellschaft ein kultureller Wandel von Subjektformen, also weg von Individualismus und Konsumismus oder „materiellem Wohlstand und einem auf Konkurrenz aufbauenden sozialen Aufstieg“, hin zu Formen, die sich an Werten wie „Kooperation, [...] Gemeinsinn, [...] Genügsamkeit und der Übernahme von Verantwortung für die Gemeinschaft“ orientieren, nötig wäre (S. 64).

Gleich zu Beginn wird klar, dass dieser Sammelband keine disziplinären Trennungen, beispielsweise in der Gliederung, aufweist, und die Interdisziplinarität des publizierten Workshops teils begriffliche Schärfe verhindert. So werden der zentrale und viel verwendete Begriff von Gemeinwohl oder der im öffentlichen Diskurs inflationär gebrauchte Begriff der „Nachhaltigkeit“ nicht definiert.

Der zweite Teil versammelt Beiträge, deren Fokus auf größeren „Organisationen“ liegt und ihr Wirken in und um das Gemeinwohl betrachten. Die Zukunftsforscherin *Josefa Kny* nimmt für ihre Promotionsforschung multinationale Unternehmen in den Blick und fragt, ob diese im Sinne der GWÖ überhaupt Gutes tun können. Meist waren es „kleine und mittlere Unternehmen bis 500 Mitarbeiter:innen“, die eine Gemeinwohl-Bilanz erstellten (S. 93), Unternehmen mit über zehntausend Mitarbeiter:innen hätten bislang noch keine Gemeinwohl-Bilanz erstellt. Auch darum mangelt es in dieser Schnittmenge an Forschungen. Anhand ihrer Fallbeispiele E.O.N, dm-drogerie markt, der Otto Group und MAN diskutiert Kny Daten, die sie unter anderem aus Fokusgruppendifkussionen mit Führungskräften aus den jeweiligen Unternehmen gewonnen hat. Hier führte sie vorstrukturierte Interviews über

deren internes Handeln in Bezug auf Gemeinwohlökonomie-Kriterien. Die Dringlichkeit eines (sozial-)ökologischen Umbaus der Gesellschaft wird von *Cosima Wiemer* anhand des Fallbeispiels der unter dem Meeresspiegel liegenden Insel Pellworm, die stark agrarisch geprägt ist, dargelegt. Die Feldforschung der Kulturwissenschaftlerin nimmt dafür die unterschiedlichen Perspektiven der Insulaner:innen in den Blick und zeigt das diskursive Spektrum auf, in dem sich die Regionalentwicklung bewegt.

Die Beiträge im dritten Teil fokussieren solidarische Praktiken selbst und zoomen somit ein Stück weiter hinein in wirtschaftliches Handeln zum Gemeinwohl. So wird beispielsweise die Solidarische Landwirtschaft von *Philipp Degens* und *Lukas Lapschies* als „Governance Unit“ gedacht. Sie verdeutlichen in ihrer Forschung, wie das Netzwerk als handlungsermöglichendes und gesellschaftspolitisches Feld mit einer Binnenlogik agiert. Dabei greifen die Autoren auf die „Theorie strategischer Handlungsfelder“ (S. 191) zurück und zeigen anhand empirischer Beispiele, wie Binnengruppen im Netzwerk, wie die „AG Rechte Tendenzen“ (S. 208), auf Spannungsfelder reagieren und Wege des kooperativen Konfliktlösens prozessual und strukturell entwickeln (S. 189). Somit treten in solchen alternativwirtschaftenden Zusammenschlüssen gesamtgesellschaftliche Konfliktfelder als Chance in den Vordergrund, um Lösungen zu erarbeiten und zu integrieren. Diese Handlungen adressieren, so die Autoren, das „Gemeinwohl“ als Übergeordnetes und gehen über die internen Kreise hinaus (S. 209). Ein weiteres empiriebezogenes Forschungsbeispiel von *Heike Derwanz* nimmt sogenannte Tauschhäuschen in den Blick, in denen Konsumüberfluss, insbesondere von Kleidung, in Zirkulation gebracht wird. Die Autorin sieht die Entstehung des Überflusses vor allem als Konsequenz des Aufkommens der Fast Fashion Industrie. Menschen können nach der Logik des Gebens und Nehmens Ware aus diesen Schränken oder Häuschen mitnehmen oder bringen. Betrieben wird die Infrastruktur in diesem Beitrag ausschließlich im Ehrenamt. Die Autorin folgert aus ihrer Forschung, dass „Kommunen und Institutionen [darüber] nachdenken [sollten], die Arbeit in den Kisten in bezahlte Sorgearbeit umzuwandeln“ (S. 231). Der letzte Beitrag liefert erneut einen ethnographischen Blick, diesmal auf philosophische Experimente auf einem „Utopiefestival“. Innerhalb des Festivalzeitraums von einer Woche beobachtet die Autorin *Ina Kuhn*, wie Teilnehmende tauschlogikfreie Diskurse und alternativwirtschaftliche Praktiken jenseits kapitalistischer und monetärer Logiken entwickeln und dabei Zukunft als „feldeigene Logik“ (S. 254) produzieren. Im hier betrachteten Feld, schreibt Kuhn, „ist [Zukunft] eine Gegenwart, die sich nicht an der Zukunft orientiert; in der Aufgaben sich spontan verteilen, in der nicht gehortet, sondern geteilt wird“ (S. 255). Der Aspekt von Zeit, den die Autorin herausarbeitet, bricht mit einigen Prämissen, unter denen auch vorangegangene Beiträge verfasst sind, nämlich dass sich durch eine „simple“ Reorganisation von Prinzipien eine Neudefinition wirtschaftlichen Handelns ergeben kann – durch verändertes Regelwerk, wie bei der GWÖ oder die Übertragung von Verantwortung auf staatli-

che Akteure, die sich um die Verwaltung von Überfluss kümmern sollen. Anstelle dessen tritt in Kuhns Beitrag die Idee von Zeit als Ressource und Gabe; Knappheit existiert auf dem „Utopiefestival“ nicht. Eine ideelle Parallele zu Marshall Sahlins prominenten wirtschaftsanthropologischen Argumenten in „Stone Age Economics“ (1972) kann hier gedacht werden. Die ursprünglichen Wohlstandsgesellschaften, bei Sahlins jagende und sammelnde Gesellschaften, lebten im Überfluss von Zeit und Ressourcen, jedoch waren laut dem Wirtschaftsanthropologen ihre Bedürfnisse begrenzt. Moderne kapitalistische Gesellschaften hingegen drehen dieses Paradigma auf den Kopf und institutionalisieren Knappheit in nie dagewesener Weise (Sahlins, S. 3). Der Topos von Knappheit wird im Sammelband ebenfalls bedient. Die Freiburger Kollegin Sarah May betrachtet die Verhandlung von Knappheit im „spezifischen Kontext Bauen mit Holz“ (S. 136). Knappheit versteht May in Rückgriff auf Niklas Luhmann als etwas, das erst durch „die soziale Wahrnehmung von Beschränkung entsteht“ (S. 127), was sie ethnographisch beobachtet. Sarah May vertritt die Position, dass ein kulturanthropologisches Verstehen der komplexen Alltagswirklichkeiten und Akteur:innenperspektiven helfen könne, „die Debatte um [...] die wirtschaftliche Nutzung von Rohstoffen“ zu entemotionalisieren, und sogar ein kritisches Kommentieren ermögliche (S. 136). Dabei schreibt sie den Wirtschaftswissenschaften zu, „Knappheit als gegebenes Ressourcenproblem“ zu begreifen, und setzt anstelle des Plurals von ökonomischen Wissenschaften, die sich jenseits neoklassischer Theorie bewegen, einen Singular. Im nächsten Gedankenschritt attestiert May der Disziplin der Kulturanthropologie, „auf die Umsetzung und Ausgestaltung dessen“, also der Prämissen der Wirtschaftswissenschaften zu blicken (S. 137). Gerade jedoch ein Fach wie das unsere, das sich um die Aufdeckung kapitalistischer Denk- und Wirkweisen bemüht und somit stets vom Rand arbeitet, sollte sich fragen, für wen „wir“ unsere Wissenschaft machen. Sollten wir die Diskurse „der Mächtigen“ reproduzieren oder historisch sensibilisiert „Wirklichkeit“ beschreiben?

In der Verkettung der Beiträge liest sich der Band wie ein informativer Abriss über Themen rund um „die“ Gemeinwohlökonomie. Während der hier vorgelegte interdisziplinäre Mix, der häufig empirisch unterfüttert ist, unterschiedliche Zugänge zu vielfältigen Akteursgruppen und Perspektiven ermöglicht, was wiederum unterschiedliche Innensichten zulässt, treten tiefere Zusammenhänge hinter der Multiperspektivität und Fragmentierung der Beiträge zurück.

Die Gemeinwohlökonomie wird im Band als etwas präsentiert, das zwar schon in Teilen da ist und verschiedene Praktiken impliziert und Milieus tangiert, jedoch noch lange nicht im „Mainstream“ (S. 54) angekommen ist. Die Forschungsergebnisse kommen daher teils zu eher ernüchternden Ergebnissen und mahnen Handlungsbedarf an. Beispielsweise sei das Transformationspotenzial der GWÖ dadurch limitiert, dass sich „insbesondere [ohnein schon] nachhaltig agierende Unternehmen“ für sie entscheiden (S. 55), Großunternehmen würden selbst „keine treibende



Kraft für gemeinwohlorientiertes Wirtschaften [werden, sondern agierten] tendenziell reaktiv und unter dem Primat ihrer Selbsterhaltung“ (S. 108). Es brauche ein verändertes Regelwerk auf politischer Ebene, um den Ansatz GWÖ zu stärken (S. 54). Die Interviewdaten rund um die Tauschhäuschen „deuten darauf hin, dass es für die Geber\*innen [von Ware] das Gewissen erleichter[e], um Platz im Kleiderschrank für Neukäufe zu machen“, was laut einer Greenpeace-Umfrage aus dem Jahr 2015 einer der Hauptgründe fürs Aussortieren war (S. 228).

Gemeinsamkeit der Beiträge ist ihre Fokussierung auf Praktiken. Wenngleich zahlreiche solcher Praktiken aufgefächert werden, wie Regionalentwicklungs- und Nachhaltigkeitsdiskurse auf der Insel Pellworm oder unternehmensinterne „Peer-Verfahren“ im Bilanzierungsprozess (S. 34), wird das gesamte System, nämlich der Kapitalismus, nicht in den Blick genommen. Teils starke Bilder vermitteln die lebensweltzerstörenden Dynamiken globalwirtschaftlich agierender Unternehmen, wie die Sarah Mays Beitrag einleitende Metapher einer „die Erde dreifach umrundenden Reihe von Kippplastern mit der jährlich von der deutschen Bauindustrie verbrauchten Menge an Bausand und -kies“ (S. 116) zeigen soll. Die Beiträge kommen dennoch ohne Bezüge zur Ausbeutung von Ländern des globalen Südens durch diese Praktiken aus (dazu bspw. Forschung von J. Hickel et al.: *Imperialist appropriation in the world economy: Drain from the global South through unequal exchange*, 2022).

Im Kontext ihrer Forschung zitiert Katharina Bruns den „Wissenschaftlichen Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen“: „Wissen und Einsicht allein [...] reichen [nicht aus], um unsere Lebenspraktiken und die Infrastrukturen des Alltags zu verändern. Man weiß, dass das stärkste Moment der Veränderung einer Praxis die Praxis selbst ist“ (S. 54). Gilt das auch für die Praktik des wissenschaftlichen Arbeitens und unser „Kerngeschäft“, das Schreiben?

Die verstorbene Ursula le Guin wusste um die imaginative Kraft der Sprache: Bei einem ihrer letzten öffentlichen Auftritte erinnerte die Autorin daran, dass wir im Kapitalismus leben, dessen Kräfte unausweichlich scheinen, und nach einer kurzen rhetorischen Pause fügte sie hinzu, dass das auch über das göttliche Recht von Königen gesagt wurde („Full Speech: Ursula K. le Guin’s passionate defense of art over profits“, 2019).

*Elisa Stowe, München*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.24>

**Melanie Haller/Traute Helmers/Stefanie Mallon (Hrsg.)**

**Der Tod und das Ding.** Textile Materialitäten im Kontext von Vergänglichkeit. Münster, New York: Waxmann 2020, 406 S. (Kasseler Studien zur Sepulkralkultur, 24). ISBN 978-3-8309-4249-8.

Der vorliegende Sammelband besteht aus dreizehn interdisziplinären Aufsätzen, die in vier Bereiche gruppiert sind. Diese sehr unterschiedlich langen Abschnitte sind nach der Materialität der Objekte strukturiert, also von ihrer konkreten Erfahrbarkeit hin zu abstrahierten metaphysischen Erfahrungen. Im Fokus stehen dabei sowohl die menschliche Vergänglichkeit als auch der ‚Tod‘ von Objekten.

Beginnend beim umfangreichsten Aspekt „Kleidung, Textilien und Vergänglichkeit auf den ‚Bühnen‘ des Alltags“ vermittelt das Buch Wissen zur Rolle von Objekten im Kontext von Tod und Vergänglichkeit. *Helmers* widmet sich hierzu in ihrem ausführlichen Beitrag der Frage, welche Praktiken beim Planen der eigenen Totenkleidung zum Tragen kommen. Aufbauend auf methodischen und theoretischen Herangehensweisen zeigt sie an vier Fallstudien unter den Aspekten Familie, Körper, (Anti-)Mode und Todesbild die Funktion der Totenkleidung als Ausdruck des Selbstbildes.

Noch vor dem Ende des Lebens setzt die Designerin *Göttke-Krogmann* an und wirft einen Blick auf funktionale Textilien, die den körperlichen Verfall im Alter abmildern sollen, sowie auf Vergänglichkeit als Konsumprinzip und Designelement. Einen großen Schritt zurück zur Kindheit macht *Ruda* mit einer Forschung zu Totenkopfsymbolen als langanhaltendem Trend in der Kinder- und Jugendkleidung. Hier untersucht er anhand zahlreicher Objekte anschaulich die Hintergründe des modischen Totensymbols.

Das umgekehrte Konzept der Lebensphasen von Objekten steht im Zentrum des Beitrags von *Heike Derwanz* zum ‚schnellen Tod‘ der Fast Fashion und dem damit verbundenen Aussortieren von Kleidung, das sowohl individuell als auch institutionalisiert in Kleiderkammern und Recycling-Unternehmen stattfindet. Die Autorin vermittelt anhand eigener Feldstudien, welche Unterschiede sich zwischen diesen Arten des Aussortierens zeigen und welche Prozesse und Maßstäbe offenbart werden. Zusammenhänge zwischen textilen Objekten und Vergänglichkeit zeichnen *Mallon* und *Rüß* in ihren Beiträgen. Hierbei hinterfragen sie den Umgang von Menschen mit ihrer Sterblichkeit und prüfen, wie sich dieses Thema auch in den uns umgebenden Dingen manifestiert und als Ausdrucksmittel benutzt wird. *Rüß* zeigt am Beispiel von Musikperformances eindrucksvoll, wie sich die Darstellung des Todes auf der Bühne auf die Erlebniswelt der Musik auswirken kann.

Es folgt im zweiten Bereich die museologische Annäherung anhand der Frage nach textilem Ausstellen, Vermitteln und Bewahren im Zeichen von Vergänglichkeit. Dies untersucht *Sommer* anhand von Kriegsdioramen im Kontext von Todesnähe und

Verletzlichkeitsnarrativen. Hierbei stellt er fest, dass deutsche Museen eine möglichst neutrale, wenig empathisch geleitete Annäherung verfolgen. Die Frage nach der Schaulust und dem Ausstellen einer Moorleiche fokussiert anschließend *Scheele* anhand bisheriger Ausstellungen und deren Neukonzeption mit Blick auch auf die zugehörigen Textilien. Einen Schritt früher setzt *Wiesner* mit ihrer Vorstellung eines Textilfundes an. Sie zeigt, wie eigentlich abgelegte jüdische Ritualgegenstände durch ihre Wiederentdeckung und Nutzung für Forschung und Ausstellungen ein neues Leben erhalten.

*Gohl-Völker* widmet sich Versehtextilien als rituellen, handgefertigten Objekten im Übergang des Sterbens, zu denen bisher keine wissenschaftlichen Monografien vorliegen. Die Autorin stellt die christlichen Symbole und ihre Bedeutung auf den profanen Objekten vor, deren Bilder und Worte eng mit der religiösen Handlung der Letzten Ölung verbunden sind. Diese Textilien vermitteln so zwischen Glauben und Alltag und geben zugleich Orientierung im Übergang vom Leben zum Tod.

Der dritte Abschnitt widmet sich in zwei Beiträgen dem Spannungsfeld von Kleidung und Vergänglichkeit in Texten. *Oberhänsli-Widmer* untersucht anhand verschiedener Quellen aus rund 3000 Jahren Totenausstattung und Jenseitsvorstellungen. Die hinterlassene Kleidung Verstorbener und deren nachwirkende Anwesenheit analysiert *Hülsebeck*. Ausgehend von der Bedeutung zwischen Kleidung und Körper fragt sie nach den Strategien von Hinterbliebenen in literarischen Werken, in denen gerade die Kleidung Symbolwert für die Erinnerung an den Toten besitzt. Anhand sozialer Konstruktionen thematisiert sie den Umgang mit Verstorbenern, die mögliche Weiternutzung der Textilien und die abstrakte Präsenz Toter durch ihre Kleidung.

Abschließend bildet der Beitrag von *Haller* zur Liminalität von Moden, Kleidung und Textilien eine letzte, eigenständige Sektion, die die Beiträge des Bandes anhand deren Vergänglichkeitsdimension ordnet. Ausgehend von der Frage nach der Vergänglichkeit von Mode und deren fachgeschichtlicher Bedeutung wendet sich die Autorin dem Spannungsfeld von Ästhetik und Liminalität nach Turner zu. Ziel ist die Verortung des Bandes in der interdisziplinären Kleidungsforschung.

Insgesamt liegt mit diesem Sammelband ein facettenreicher Einblick in das Themenfeld Vergänglichkeit und Textilien vor, der dessen Komplexität deutlich erkennen lässt. Gerade die Kombination aus materieller Forschung mit einem weiteren kulturellen Konzept wie Vergänglichkeit ist eine zukunftsweisende Strategie zur fokussierten Kulturanalyse.

Melanie Burgemeister, Regensburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.25>

**Julia Schulte to Bühne (Hrsg.)**

**Charly für 'ne Mark.** Eine Disco im Museum. Cloppenburg: Stiftung Museumsdorf Cloppenburg 2021, 303 S. (Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens, 50). ISBN 978-3-938061-46-6.

Dass Freilichtmuseen zunehmend Gebäude der jüngeren Vergangenheit translozieren und Interviews mit Zeitzeug:innen an Bedeutung gewinnen, dürfte sich inzwischen herumgesprochen haben. Das Museumsdorf Cloppenburg verfolgt dabei besonders lebendige Ansätze: 2018 präsentierte es die Sonderausstellung „4 Wände“, zu der auch ein Rundgang durch eine bewohnte Eigenheimsiedlung gehörte – und 2021 eröffnete es die Landdiskothek „Zum Sonnenstein“ aus Harpstedt (Lkr. Oldenburg). Ihre museale Aufgabe ist es, bei voller Ausstattung und Funktionstüchtigkeit dem Publikum „nicht nur ein Stück Musikgeschichte näher zu bringen, sondern in Kombination mit einem ganz neuen Vermittlungskonzept die Jugendkultur der 1980er-Jahre wieder erlebbar zu machen“ (S. 136). Was manchem zunächst als nostalgisches Unterhaltungsprojekt erscheinen mag, spiegelt ein ganz wesentliches Kapitel der Freizeit-, Musik- und Jugendkulturgeschichte der jüngeren Vergangenheit – die im ‚Buch zur Disko‘ quellengesättigt dokumentiert wird.

Das erste Drittel des Buchs bietet Grundlagenforschung: *Werner Straukamp* befasst sich mit dem Diskothekenangebot im nordwestlichen Niedersachsen, genauer: entlang der Bundesstraße 213. Akribisch spürt er mithilfe von Zeitungsartikeln, Annoncen und Zeitzeugenberichten jeder Diskothek und jedem Jugendzentrum nach, deren Kommen und Gehen auch in einer Zeitleiste systematisiert wird. Zeitlich setzt er mit dem Durchbruch der angloamerikanisch geprägten Jugend- und Musikkultur Mitte der 1960er-Jahre ein – überhaupt bildet die internationale Popgeschichte stets die Hintergrundfolie der Entwicklungen in der ländlichen Region. Die Betreiber von Tanzsälen stiegen nun zunehmend von der teuren Live-Musik auf das Abspielen von auch qualitativ zuverlässigeren Schallplatten um. Zugleich entstanden so neue Freiräume für Jugendliche und junge Erwachsene; die Diskotheken avancierten zu identitätsstiftenden Anlaufpunkten für ein je eigenes Klientel – etwa für die Fans ‚progressiver‘ Rockmusik oder jene zeitgenössischer Charts-Sounds. Der gesamte Diskobetrieb erlebte eine Professionalisierung: Discjockeys (DJs) spielten ihre Playlists auf leistungsstarken Musikanlagen zu passender Lichtshow ab, die Räumlichkeiten wurden modisch-kreativ gestaltet, Gastronomie und Veranstaltungen erhöhten den Besuchsanzug. In den Hochzeiten gab es im Untersuchungsgebiet rund 80 Diskotheken, die pro Woche bis zu 150.000 Besucher:innen anzogen. Der Niedergang setzte dann ab 1990 ein: Die Zahl der potenziellen Diskobesucher:innen nahm durch den demografischen Wandel ab; städtische Großraumdiskotheken wurden zur ernsthaften Konkurrenz.

Nach diesem Überblick bilden kürzere Beiträge eine Mikrostudie zum „Sonnenstein“ und seiner Musealisierung. *Eva Geiß* und *Michael Schimek* zeichnen die Geschichte des Gebäudes nach, das bereits 1885 als Schützenhaus und Tanzsaal errichtet und in der Folgezeit mehrfach umgebaut und erweitert wurde. So entstand zunächst schrittweise eine Gastwirtschaft mit Saalbetrieb, die 1959 zum ‚Gesellschaftshaus‘ mit Klubzimmer, Sektbar und regelmäßigem Musikbetrieb transformiert wurde. Ab 1973 übernahmen die von *Bernd Oeljeschläger* porträtierten Klaus und Gunda Sengstake den „Sonnenstein“ als Pächter (später als Eigentümer), um ihn konsequent zur Diskothek – und zu einer regionalen Institution – auszubauen. Dabei halfen nicht nur DJs, sondern auch ein umfassendes Speiseangebot, gelegentliche Live-Konzerte und sogar ein eigenes Taxiunternehmen, das die Gäste sicher nach Hause brachte. Dem Rückgang des Interesses in den 1990er-Jahren begegnete man mit der Ausrichtung auf ein etwas älteres Publikum; 2008 gab das Paar den „Sonnenstein“ auf. 2018 wurde das Gebäude weitgehend in Großteilen – eines davon bildete die komplette Sektbar – ins Museumsdorf Cloppenburg transloziert.

Im ‚Katalogteil‘ des Bandes befassen sich 41 kürzere Texte in großer Breite mit der Event- und Sachkultur im „Sonnenstein“, was ihn beinahe zum Disco-Nachschaugewerk macht. Berichtet wird u. a. von Theken und Sitzgelegenheiten, der technischen (und pragmatischen) Evolution der Sound- und Lichtanlagen, bunten Eintrittsbändchen und -stempeln (sowie den nicht ausbleibenden Betrugsversuchen), Werbestickern (die selbst in Thailand wiedergefunden wurden), dem Getränkeangebot (inklusive der Spezialität „Charly“), den Toiletten (zugleich Umkleiden und Orte gelegentlicher Schlägereien) nebst Kondomautomaten, und sogar von den extravaganten Outfits der Chefin Gunda Sengstake (und mancher Besucherinnen). Auch das Programm wird beleuchtet, das neben DJs und Live-Auftritten auch Gesangswettbewerbe, Schützenfestgesellschaften und selbst kuriose Veranstaltungen wie die Gastspiele von Hypnotisuren und Schlangenbeschwörern umfasste.

Fazit: Der reich illustrierte Band (rund 500 Abbildungen!) mit dem angemessen schrillen Umschlag ist Begleitbuch zum Museumsgebäude, Forschungsbericht, Chronik, Quellensammlung und Diskografie zugleich. Wer sich mit Musik-, Pop- und Jugendkultur sowie mit der Infrastruktur des ländlichen Raums befasst, kommt an ihm kaum vorbei. Er versteht es, ein gründlich kontextualisiertes Bild des Phänomens Landdiskothek zu zeichnen – auch wer seine Blütezeit aktiv miterlebt hat, erhält neue Einblicke, Zusammenhänge und ‚Aha-Erlebnisse‘. Und, bei aller Sachlichkeit, am Ende doch auch nostalgische Gefühle, die sich bei Zeitzeug:innen unweigerlich einstellen werden.

*Markus Rodenberg, Bad Windsheim*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.26>

**Brücke-Museum/Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin/Stiftung  
Stadtmuseum Berlin/Daniela Bystron/Anne Fäser (Hrsg.)**

**Das Museum dekolonisieren?** Kolonialität und museale Praxis in Berlin. Bielefeld:  
Transcript 2022, 240 S. ISBN 978-3-8376-6427-0.

Nicht nur ethnologische Museen setzen sich seit der „Krise der Repräsentation“ (James Clifford) verstärkt mit ihrer kolonialen Vergangenheit auseinander. Auch Kunst- und kulturhistorische Museen hinterfragen eurozentrische Machtstrukturen in ihren Ausstellungen und ihre von Hierarchien durchzogenen Sammlungen. Kolonialität prägt die Institution selbst wie auch die museale Praxis. Viele Museen haben die Notwendigkeit der aktiven Aufarbeitung erkannt, scheitern aber schnell an den institutionell gewachsenen Strukturen: Zum einen befassen sich oft nur zeitlich befristete Projekte mit dem Thema, zum anderen ist die interne Perspektive nach wie vor von einer *weißen* Mehrheitsgesellschaft geprägt. Wie kann so ein Prozess also gelingen? Wie müssen Strukturen reflektiert und Machtverhältnisse aufgebrochen werden?

Diesen Fragen widmeten sich drei unterschiedliche Berliner Landesmuseen zwischen 2020 und 2022 gemeinsam mit dem Projektverbund „Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt“ in explorativen Pilotprojekten: das Brücke-Museum, das Deutsche Technikmuseum und das Stadtmuseum Berlin. Das Ziel der drei Projekte war es, die kolonialen Kontexte der jeweiligen Museumsgeschichte und ihren Einfluss auf die gegenwärtige Museumspraxis zu eruieren. Ihre Erfahrungen haben sie 2022 in dem hier besprochenen Band versammelt. Externe Expert\*innen und Aktivist\*innen bringen Wissen, Sichtweisen und Erfahrungen ein, die den Institutionen in ihrem Arbeitsalltag fehlen. Die 13 zum Teil sehr unterschiedlichen Beiträge sind in sieben Themenschwerpunkte unterteilt: Haltung und Verantwortung, Kolonialismus und koloniale Kontinuitäten, Inreach, Wissen/Kanon/Sprache, Sammlung, Städtische Erinnerungskultur und Perspektivwechsel. Zusätzlich blicken die drei Museen auf ihre Projekte zurück. Die einzelnen Aufsätze enthalten zwar durchweg interessante Erfahrungsberichte, bleiben aber größtenteils konkrete Hinweise auf die praktische Umsetzung schuldig. Trotzdem spannen sie Perspektiven auf, die ein Gewinn für die museale Praxis sein und Mitarbeitende für vielfältige koloniale Kontexte sensibilisieren können.

Im Beitrag „Ich fände es schön, wenn sich Museen verletzlich zeigen!“ spricht *Hedda Ofoole Knoll* (Expertin und Trainerin für Anti-Diskriminierung und Intersektionalität) mit Mariane Pöschel (Stiftung Stadtmuseum Berlin) über konkrete Hinweise für eine diskriminierungssensible und kritische Kulturarbeit. Knoll erzählt von ihren Erfahrungen des Willkommen-geheißens-Werdens im Museum, von neuen Zugängen für marginalisierte Gruppen, Content-Warnungen in Ausstellungen und der Erleichterung, Macht abzugeben. Zum Schluss betont sie die Wichtigkeit der Öffnung von Museen als Orte für alle: „Gerade die Chance öffentlicher Orte sollte aber doch die

Begegnung und die Möglichkeit des Austausches sein. Wenn wir das schaffen, haben wir schon viel erreicht“ (S. 71).

*Josephine Ansa* *Valerie Deutesfeld* nimmt die Lesenden in ihrem Beitrag „Location Unknown“ mit auf eine inspirierende Reise des Fragenstellens: „Wie Ihnen als lesende Person vielleicht aufgefallen ist, stelle ich vermehrt Fragen. Dies liegt in der Annahme begründet, dass durch Fragen ein In-Frage-Stellen veräußert wird, das nach Erkenntnis sucht und das Bedürfnis nach einem Prozess des Lernens ausdrückt“ (S. 150). Dieser Lernprozess stellt sich während der Lektüre der intimen Innensicht der Beraterin ein, die diese nach einem Besuch der Ausstellung „Whose Expression? Die Künstler der Brücke im kolonialen Kontext“ mit den Lesenden teilt, um zu zeigen, „was derzeitige Zustände von musealer Darstellung kolonialer Kunst bei nicht-weißen Besuchenden auslösen können“ (S. 153).

Insgesamt entpuppt sich der Perspektivwechsel – auch durch die Illustrationen von *Patricia Vester* – als Stärke dieses Bandes, der ebenso wie die zahlreichen niedergeschriebenen Gespräche den Dialog über den Text hinaus anstoßen kann. Grundlage dieses Dialoges ist der Umstand, dass es die drei Berliner Museen geschafft haben, trotz aller Unterschiedlichkeit ähnliche Erfahrungen, Konfliktlinien und Fragestellungen zu identifizieren. Und so kann dieses Buch – auch wenn die expliziten praktischen Hinweise rar sind – ein Anstoß für weitere Museen sein, ihre gewachsenen Strukturen immer und immer wieder zu hinterfragen. Denn die Auseinandersetzung mit dem Thema Kolonialismus in Museen benötigt, so das Redaktionsteam, „einen langen Atem, Kontinuität, Zeit und Veränderungen von Strukturen. Es ist noch ein langer Weg, der sich lohnt und in aller Konsequenz besritten werden muss!“ (S. 15).

*Tim Schaffarczik, Tübingen*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.27>

**Thomas Kühn (Hrsg.)**

**Dinge. Bilder. Menschen.** Beiträge zur Volkskunde, Geschichte und Museumsarbeit in Hagenow, Mecklenburg und darüber hinaus. Festschrift für Henry Gawlick zum 65. Geburtstag. Wismar: Callidus. Verlag wissenschaftlicher Publikationen 2023, 272 S. ISBN 978-3-949534-08-9.

Der Rückentext verkündet die Vielfalt dieses Bandes, der einem „Vollblutvolkskundler“ gewidmet ist. Henry Gawlick ist im gegenständlichen Bereich der Volkskultur ebenso bewandert wie in ihrer plattdeutschen Mundart, eingeschlossen die mecklenburgische Regionalgeschichte. Damit war den 17 Autorinnen und Autoren ein weiter Spielraum gegeben. Herausgeber Thomas Kühn ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Museum für Alltagskultur der Griesen Gegend und Alte Synagoge Hagenow.

*Heike Krause* und *Paul Mitchell* liefern baugeschichtliche Aspekte der Hagenower Stadtkirche (S. 15–34). Der Repräsentationsbau entspricht nicht ganz dem Forschungsgebiet des Jubilars, der eher in der Bauernhausforschung versiert ist, doch die mittelalterlichen Rudimente des mehrfach überformten Sakralbaus bieten wichtige Informationen auch für den Lokalhistoriker. *Stefan Reißig* bleibt mit dem Hagenower Orgelbauer Johann Heinrich Runge dem Thema verbunden (S. 35–57). Hier hat der Jubilar an der Ermittlung und Bestandserfassung der Überlieferung mitgewirkt. Ein Hinweis auf das neuorthodoxe Kirchenregiment des Oberkirchenrats unter Theodor Kliefoth wäre hilfreich gewesen, weil er die Förderung des romantischen Orgelbaus erklärt.

*Ralf Gehler* ist Kenner musikalischer Volkskunst in Mecklenburg (S. 59–76). Er zeigt mit Detailkenntnis die Mischung aus musikalischem Interesse der Bevölkerung, Anforderungen an die Musikanten und deren entbehrungsreiches Leben. Ein Berufskollege von Gawlik ist *Olaf Both* aus dem Schönberger Volkskundemuseum (S. 77–88). Im „Dorfsbuch für die Gemeinde Wölschendorf, Volkenshagen dom. Amts Rehna“ fand er eine Quelle zum Umgang mit „den Armen“ im 19. Jahrhundert. Doch das Buch zeigt auch die Möglichkeiten dieser Menschen auf, sich zur Wehr zu setzen. „Mudder Höpsch“ wandelte sich beispielsweise von einer Geächteten zu einem Original, das sogar dem Großherzog vorgestellt wurde. Es ist der Spagat zwischen Fürsorgepflicht und einer Art „Dienst nach Vorschrift“.

Den Bereich „menschliche[r] Niederungen“ hat *Florian Ostrop* von der Stiftung Mecklenburg gewählt (S. 89–99). Der Fall liegt in seinen Anfängen etwa 100 Jahre zurück. Es ist die beklemmende Geschichte eines Mannes, der erotische Fantasien als Hochstapler an minderjährigen Mädchen auszuleben sucht. Sie endet mit dem Sohn des Sexualstraftäters, der Arzt werden konnte und seinen hippokratischen Eid in Auschwitz im Dienst der SS brach.

Der Herausgeber selbst beschreibt, wie es den Weltenbummler und Fotografen Anton Weil nach Hagenow verschlug, wo er eine kleine Stadt mit „überschaubarer Konkurrenz“ vorfand (S. 101–120). Der Beitrag zeigt interessante Einblicke in das Geschäftsgebaren einer Kleinstadt um 1900.

*Menno Dirks* wendet sich einem anderen modernen Gewerbe der Zeit um 1900 zu (S. 121–132). Die Konzentration auf den Handel lässt leider keinen Raum dafür, dass das Fahrrad zur Emanzipation der Frauen um 1900 beitrug. Seine Ausführungen zum Fahrradhandel ziehen sich als Längsschnitt bis in die DDR. Das Autorenregister verrät, dass *Edwin Vorrath* und *Peter Schmedemann* zu den Gründern der Arbeitsgruppe Eisenbahngeschichte von 2002 gehören und das Ehrenamt im Museum vertreten (S. 133–145). Ihnen ist mit der „Lehrausbildung“ ein Schwenk in die Volkskunde gelungen. Die Einschätzung dieser ehrenamtlichen Arbeit liefert am Ende des Beitrags Thomas Kühn als Mitautor.

*Andrea Kaufmann* wendet sich dem Comic bzw. der Graphic Novel zu und kann mit einem Hagenow-Bezug aufwarten. Schließlich liefert sie eigene Comicbilder zur



Museumsarbeit mit dem sammelnden Eichhörnchen – Respekt. *Wolfgang Brückner*, einer der wichtigen wissenschaftlichen Vordenker der Volkskunde in Deutschland, rennt mit seiner Frage: „Was sucht Religion im Museum?“ offene Türen ein (S. 161–172). Eher ist zu fragen, ob Museen auf Religion verzichten können. Doch er thematisiert die Geschichte der musealen Darstellung religiöser Kontexte als Ausdruck philosophischer Zeitströmungen.

Einen Blick auf religiöse Massenprodukte liefert *Erdmute Nieke* (S. 173–189). Ihr Kontakt zu Gawlick ist über die Neuruppiner Bilderbogen und die jüdische Geschichte in der Hagenower Synagoge in doppelter Hinsicht gegeben. Ein religiöses Thema für Juden ist im 19. Jahrhundert beispielsweise ein Markt, der in Neuruppin erkannt wurde. Die Autorin beschreibt sehr anschaulich etliche Beispiele aus der Neuruppiner Werkstatt. Daran schließt sich das christliche „Kleine Andachtsbild“ an (S. 191–217). *Konrad Vanja*, einer der profiliertesten Volkskundler in Museumsdiensten, führt damit die Forschungen von Adolf Spamer weiter. Die „Frömmigkeitskultur“ des industriellen Zeitalters systematisiert und analysiert Vanja in einzelnen Sammlungen und leitet mit den „Toten- und Sterbebildchen“ in die Gegenwart.

Darstellungen zu Behältern aus Kiefernurzeln des Sammlers und Autodidakten *Wolfgang Beelitz* aus dem Fläming (S. 219–228) und geflochtene Sitzflächen im Elbe-Weser-Dreieck von *Wolfgang Dörfler*, auch einem ehrenamtlich tätigen und wissenschaftlich anerkannten Publizisten, führen ebenfalls in die Gegenwart (S. 229–244). Beide Beiträge zur Sachkultur haben einen umfangreichen Abbildungsteil. *Kuno Karls* lieferte Fotos, die aus dem beruflichen Leben seines Freundes Henry Gawlick erzählen (S. 245–260). Leider sind Register offenbar aus der Mode gekommen. Sie hätten diesem sehr guten (auch sehr gut redigierten) Jubelband hervorragend zu Gesicht gestanden.

*Wolf Karge, Schwerin*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.28>

**Monika Kania-Schütz (Hrsg.)**

**Die Deutsche Alpenstraße.** Deutschlands älteste Ferienroute. München: Volk Verlag 2021, 288 S. ISBN 978-3-86222-397-8.

Ein Land fahrend entdecken: Das ist in Deutschland auf 145 Themen- und Ferienstraßen möglich, so viele wie nirgends sonst auf der Welt. Das Freilichtmuseum Gntleiten hat sich der ältesten Ferienstraße gewidmet: Der Deutschen Alpenstraße. Anlass gab eine Gasolin-Tankstelle, die ab 1955/56 an der Deutschen Alpenstraße stand und mittlerweile als bisher jüngstes Architektur-Exponat im Freilichtmuseum zu sehen ist.

In 14 Beiträgen liefert die Publikation nicht nur Einblicke in die Entstehung der Deutschen Alpenstraße, sondern spannt darüber hinaus den Bogen zu Themen rund um Tourismus, Mobilität, Architektur und Straßenbau, Freizeitkultur sowie regionale Klischees. Durch die kompakten Beiträge und das ansprechende Bildmaterial richtet sich die Publikation als Museumskatalog klar an eine breite Öffentlichkeit. Dennoch sind die Beiträge stets inhaltsreich, wodurch der Katalog auch für ein Fachpublikum von Interesse bleibt. Insgesamt liegt der zeitliche Fokus auf den Anfängen der Deutschen Alpenstraße in den 1930er-Jahren sowie auf den Jahren des sogenannten Wirtschaftswunders.

Angesichts der Tatsache, dass die oben genannte Tankstelle nun ins Museum gewandert ist, stellt sich jedoch die Frage nach der Zukunft der Deutschen Alpenstraße. Kurze Überlegungen stellt beispielsweise *Brigitte Hainzer* zur Vermarktung vor dem Hintergrund des Klimawandels an. Ein ausführlicher Blick in die Gegenwart oder nahe Zukunft wäre eine stimmige Ergänzung zur kulturgeschichtlichen Perspektive gewesen. Auch da dies die Möglichkeit geboten hätte, mit potenziell aufkommenden nostalgischen Gefühlen zu brechen, die nicht zuletzt auch durch das Bildmaterial hervorgerufen werden. Dennoch handelt es sich um eine gelungene Museumspublikation, deren hohe Themendichte unterstreicht, wie lohnend es für Freilicht- und Regionalmuseen sein kann, Themen abseits des klassisch-agrarwirtschaftlichen Bereichs aufzugreifen.

Für Interessierte folgt eine knappe Übersicht der Aufsätze, auch wenn eine derart kurze Zusammenfassung nicht den tiefgehenden Beiträgen und deren Autor\*innen gerecht werden kann. Der Untersuchungszeitraum der Publikation beginnt bereits 1858 mit einem Aufsatz von *Monika Kania-Schütz*, die sehr ausführlich die Reise von König Maximilian II. vom Boden- bis zum Königssee beschreibt. Sie beobachtet Parallelen zwischen dieser und späteren Reisen, bei denen es nicht darum ging, von A nach B zu kommen, sondern die Reisen an sich ein Erlebnis darstellten. Auch *Thomas Zeller* beleuchtet die Zeit vor dem Bau, wobei er landschaftsorientierte Straßen für Automobile in Europa und Nordamerika in den Blick nimmt, die als Vorbilder herangezogen wurden. Auch wenn die Idee der Deutschen Alpenstraße früher entstand, fallen relevante Planungs- und Bauphasen in die Zeit des Nationalsozialismus. Die Deutsche Alpenstraße wurde zum NS-Prestigeprojekt. Die Aushandlungen zwischen ästhetischen und ideologischen Ansprüchen, praktischer Umsetzung sowie internen Konflikten und medialer Propaganda beleuchtet *Christian Packheiser*. *Bernd Kreuzer* widmet sich in seinem Beitrag u. a. ebenfalls dieser Zeit und zeigt die politische Vereinnahmung der Straße durch die Nationalsozialisten auf. Ebenso thematisiert er das gegenseitige Bedingen von Tourismus, Straßenbau und Automobilität.

Das Thema Tourismus, insbesondere das Aufkommen des Tourismus nach dem Zweiten Weltkrieg, zieht sich als roter Faden durch die Publikation. So beleuchtet

*Burkhard Lauterbach* den aufkommenden Automobiltourismus in Zeiten des sogenannten Wirtschaftswunders. Mit der gleichen Periode beschäftigt sich *Alexander Schütz*, indem er auf die Unterbringungen und Verpflegungsformen an der Deutschen Alpenstraße blickt. Im Zusammenhang mit Tourismus stehen auch die Beiträge von *Brigitte Hainzer* und *Stephan Bachter*. Sie beschäftigen sich mit der Vermarktung der Ferienstraße seit den 1990ern. Bachter geht dabei vor allem auf die eher spärlich vorhandenen Souvenirs der Alpenstraße ein, indem er einen Bezug zur Frömmigkeitskultur herstellt. In beiden Aufsätzen spielen regionale Klischees eine Rolle. Ein Thema, welches auch *Jan Borgmann* in seinem Beitrag über die stereotype Vermarktung bayerischer Lebensarten aufgreift, wobei er eine Kontinuität der Bildwelten von den 1930er-Jahren bis in die Gegenwart herausstellt. In Hinblick auf den Anlass für die Publikation wundert es nicht, dass sich vier Beiträge den Themen „Tanken“ und „Automobil“ widmen. So beschäftigt sich beispielsweise *Simon Kotter* mit der historischen Entwicklung der Alpenrennen, insbesondere des Kesselbergrennens. *Claudia Richartz* widmet sich explizit der Gasolin-Tankstelle und dem ehemaligen Standort in Brem. *Georg Waldemer* beleuchtet die Entwicklung der Tankstelle in Bezug auf Architektur und Funktion. Den Abschluss bildet der Beitrag von *David Immerz*, in dem er 20 (ehemalige) Tankstellen strukturiert, dokumentiert und mit eindrücklichem Bildmaterial untermauert.

*Verena Plath, Stainach-Pürgg*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.29>

### **Ariane Karbe**

**Museum Exhibitions and Suspense.** The Use of Screenwriting Techniques in Curatorial Practice. London, New York: Routledge 2022, 190 S. ISBN 978-0-367720-43-8.

Ausstellungen dienen hauptsächlich der Wissensvermittlung und der Unterhaltung. Ariane Karbe analysiert in „Museum Exhibitions and Suspense“, ob sich filmische Spannungsmethoden in die Ausstellungsarbeit übertragen und sich somit die Ausstellungen spannender gestalten lassen. Aus klassischen Hollywood-Filmen arbeitet sie die dramaturgischen Mittel heraus, welche Spannung (suspense) erzeugen, und prüft, wie sie sich auf Ausstellungen projizieren lassen. Damit sollen Kurator\*innen Methoden an die Hand bekommen, um Spannung in Ausstellungen herzustellen. Karbe ist Drehbuchautorin und freie Kuratorin und nutzt in diesem Buch die Erfahrung aus beiden Professionen, um die Ähnlichkeiten von Filmen und Ausstellungen aufzuzeigen.

Karbe untersucht, wie sich Mittel und Methoden aus der Filmkunst in Ausstellungen übertragen lassen, um sie für die Besucher\*innen interessanter zu machen.

Dafür beschreibt sie, wie Spannung wirkt, und bedient sich dabei der Literatur zu klassischen Hollywood-Filmen. Die Untersuchung von drei Ausstellungen zeigt, wie darin Spannung erzeugt wurde, und studiert, ob die Mittel dazu den filmischen Methoden ähneln. Karbe analysiert drei Filme und drei Ausstellungen durch Sequenzprotokolle, um die Narrative in Szenen und Abschnitten aufzubrechen, dabei die eigenen Reaktionen aufzuzeichnen und Methoden zur Spannungsgenese herauszuarbeiten.

Mit einem Gedankenexperiment will Karbe aufzeigen, wie sich der Spannungsbogen durch eine Ausstellung durch die bewusste Anwendung von filmischen Stilmitteln verbessern lassen könnte. Sie kommt zum Schluss, dass dramatische Methoden aufgrund der epischen Natur von Ausstellungen nur unzureichend anwendbar sind. Deshalb unterscheidet Karbe zwischen einer „wilden“ und einer „milden“ Spannung: Während die wilde Spannung durch eine starke emotionale Bindung zur Geschichte zustande komme, sei die milde Spannung ein schwaches, diffuses Bedürfnis danach, zu sehen, wie die Geschichte weitergeht. Da Ausstellungen laut Karbe einen epischen, d. h. fragmentarischen, nicht-linearen Charakter haben, sind Methoden, die eine milde Spannung hervorrufen, dafür besser geeignet.

Karbe spricht davon, dass Spannung das Engagement des Publikums erhöht, und versucht deshalb, einige Methoden für die Spannungsentwicklung bei Ausstellungen auszuarbeiten. Karbe wählt als eine Herangehensweise die Introspektion ihrer eigenen Reaktionen, die auftauchen, während sie sich „wie eine ‚normale‘ Besucherin“ (S. 21) durch die ausgewählten Ausstellungen bewegt. Dabei orientiert sie sich an der vorhergehenden detaillierten Beschreibung der Methoden, anhand derer klassische Hollywood-Filme Spannung aufbauen. Damit gelingt es ihr, ihre Reaktionen und Gefühle beim Ausstellungsbesuch genauestens zu beobachten, zu protokollieren und zu kategorisieren. Das erlaubt ihr, ein gutes Verständnis dafür aufzubauen, welche Form von Spannung der Besuch von Ausstellungen hervorruft.

Sie selbst gibt zu bedenken, dass sich Ausstellungen und klassische Hollywood-Filme zu sehr unterscheiden, um direkt Methoden von einem zum anderen zu übertragen. Deshalb macht Karbe in Kapitel acht die entscheidende Unterscheidung zwischen epischen und dramatischen Herangehensweisen. Sie folgert daraus, dass epische Mittel zu einer sogenannten milden Spannung („mild suspense“) führen. Diese sei im Gegensatz zu der emotionalen, zielorientierten wilden Spannung („wild suspense“) besser für Ausstellungen geeignet, da sie eine leichte Neugier hervorruft, ein vages Interesse dafür, wie es weitergeht.

Ich war überrascht, dass Karbe bei ihrer Arbeit darauf verzichtete, ihre Schlussfolgerungen durch eine Besucher\*innenumfrage empirisch zu unterstützen. Das Mitbeziehen anderer Perspektiven, einer Analyse von Erwartungen, Reaktionen und Bewertungen anderer Ausstellungsbesucher\*innen hätte mich im Rahmen des Themas sehr interessiert. Um ihre Schlussfolgerungen zu untermauern, stellt sie kurz

drei ihrer eigenen Ausstellungen vor, um aufzuzeigen, wie Methoden zum Schreiben von Drehbüchern in die kuratorische Praxis aufgenommen werden können. Sie beschreibt eine Audiotour durch die Dauerausstellung der Villa Freischütz/Meran, die Konzipierung von Filmstationen eines Teils der Dauerausstellung des LVR-Industriemuseums in Oberhausen und einen Umbau der Dauerausstellung im Museum der Trostfrauen in Berlin. Karge stellt knapp dar, wie und wo sie die bereits herausgearbeiteten Mittel angewendet hat, um milde Spannung zu erzeugen. Hier hätte ich mir eine ausführlichere Beschreibung gewünscht, da mich als Kuratorin gerade die praktische Anwendung der Methoden sehr interessiert.

In ihrem Buch erklärt Karbe verständlich, wie Spannung wirkt und mit welchen Mitteln sie aufgebaut werden kann. Außerdem liefert sie eine gute Methode, wie Ausstellungen durch ein Reaktionsprotokoll während des Besuchs analysiert werden können. Das Buch zeigt auf, wie Ausstellungen durch die Augen der Filmwissenschaft betrachtet werden können und dadurch an Perspektive gewinnen.

*Julia Marzoner, Hanau*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.30>

---

## **Anschriften der Autorinnen und Autoren**

*Prof. Dr. Christoph Bareither,*

Universität Tübingen, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft,  
Burgsteige 11, 72070 Tübingen, christoph.bareither@uni-tuebingen.de

*Manuel Bolz, M.A.,*

Georg-August-Universität Göttingen, Institut für Kulturanthropologie/Europäische  
Ethnologie, Heinrich-Düker-Weg 14, 37073 Göttingen,  
manuel.bolz@uni-goettingen.de

*Laura Brammsen, M.A.,*

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Seminar für Europäische Ethnologie/  
Volkskunde, Johanna-Mestorf-Straße 5, R. 205, 24118 Kiel,  
brammsen@volkskunde.uni-kiel.de

*PD Dr. Anne Dippel,*

Friedrich-Schiller-Universität Jena, Seminar für Volkskunde (Empirische  
Kulturwissenschaft)/Kulturgeschichte, Zwätzengasse 3, 07743 Jena,  
anne.dippel@uni-jena.de

*Brigitte Heck, M.A.,*

Referat Alltags- und Regionalkultur im Badischen Landesmuseum Karlsruhe,  
Schloss Karlsruhe, Schlossbezirk 10, 76131 Karlsruhe,  
brigitte.heck@landesmuseum.de

*Dr. Maren Heibges,*

Technische Universität Berlin, Institut für Psychologie und Arbeitswissenschaft,  
Fachgebiet Arbeitswissenschaft, Marchstr. 23, 10587 Berlin, heibges@tu-berlin.de

*Dr. Maximilian Jablonowski,*

Universität Wien, Institut für Europäische Ethnologie, Hanuschgasse 3, A-1010  
Wien, maximilian.jablonowski@univie.ac.at

*Dr. Birgit Johler,*

Kuratorin Volkskundemuseum am Paulustor, Universalmuseum, Paulustorgasse  
11–13a, A-8010 Graz, birgit.johler@museum-joanneum.at

*Dr. Lisa Maubach,*

Abteilung Alltagskultur und Sprache im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Endericher Str. 133, 53115 Bonn, Lisa.Maubach@lvr.de

*Dr. Herbert Nikitsch,*

Michaelerstraße 13/11, A-1180 Wien, herbert.nikitsch@gmx.at

*Mag. Kathrin Pallestrang,*

Volkskundemuseum Wien, Laudongasse 15–19, A-1080 Wien, kathrin.pallestrang@volkskundemuseum.at

*Mag. Magdalena Puchberger,*

Volkskundemuseum Wien, Redaktion Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Laudongasse 15–19, A-1080 Wien, magdalena.puchberger@volkskundemuseum.at

*Univ.-Prof. Dr. Alexandra Schwell,*

Alpen-Adria-Universität Klagenfurt/Celovec, Institut für Kulturanalyse, Universitätsstr. 65–67, A-9020 Klagenfurt/Celovec, alexandra.schwell@aau.at

*Prof. Dr. Manfred Seifert,*

Philipps-Universität Marburg, Institut für Europäische Ethnologie/  
Kulturwissenschaft, Deutschhausstraße 3, 35032 Marburg, manfred.seifert@staff.uni-marburg.de

*PD Dr. Marketa Spiritova,*

Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Barer Str. 13, 80333 München, spiritova@volkskunde.badw.de

*Prof. Dr. Markus Tauschek,*

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Maximilianstraße 15, 79100 Freiburg, tauschek@ekw.uni-freiburg.de

*Sarah Thanner, M.A., M.A.,*

Friedrich-Schiller-Universität Jena, Seminar für Volkskunde (Empirische Kulturwissenschaft)/Kulturgeschichte, Zwätzengasse 3, 07743 Jena, sarah.thanner@uni-jena.de

*Libuše Hannah Vepřek, M.A., M.Sc.,*

Universität Tübingen, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft,  
Burgsteige 11, 72070 Tübingen, libuse.veprek@uni-tuebingen.de

*Mag. Susanne Wicha,*

Universität Wien, Fachbereichsbibliothek/Institut für Europäische Ethnologie,  
Hanuschgasse 3/1, A-1010 Wien, Tel.: +43 1 4277 16680,  
susanne.wicha@univie.ac.at

*PD Dr. Sabine Wienker-Piepho,*

Dorfstraße 16b, 79100 Freiburg i. Br., wienker-piepho@online.de



Daniel Habit,  
Christiane Schwab,  
Moritz Ege, Laura Gozzer,  
Jens Wietschorke  
(Hrsg.)

# Kulturelle Figuren

Ein empirisch-  
kulturwissenschaftliches  
Glossar

Festschrift für Johannes Moser

*Münchener Beiträge zur  
Volkskunde, Band 49, 2023,  
324 Seiten, br., 37,90 €,  
ISBN 978-3-8309-4801-8*

*E-Book: 33,99 €,  
ISBN 978-3-8309-9801-3*

Daniel Habit, Christiane Schwab, Moritz Ege,  
Laura Gozzer, Jens Wietschorke (Hrsg.)

# Kulturelle Figuren

Ein empirisch-kulturwissenschaftliches Glossar



Münchener Beiträge zur Volkskunde  
WAXMANN

In diesem Buch werden Figuren und Figurierungen als essenzielle Bestandteile kultureller Ordnungen und Entwicklungen betrachtet. Die Beiträge untersuchen Figuren als verdichtete Darstellungen der sozialen Welt und beleuchten die Dynamiken von kulturellen Vorstellungen zwischen Medien und Alltagsleben. Dabei erschließen sie neue Perspektiven auf die Bedeutung von Figuren als Identifikations- und Subjektivierungsschemata und auf das Wechselspiel zwischen diskursiven Repräsentationen und performativen Praktiken. Die Autorinnen und Autoren leisten einen methodologischen und epistemologischen Beitrag zu Funktionen und Wirkungsweisen von Figuren und Figurierungen und präsentieren mit scharfem und bisweilen auch humoristischem Blick eine beispielhafte Galerie kultureller Figuren aus Vergangenheit und Gegenwart.

**WAXMANN**

www.waxmann.com  
info@waxmann.com

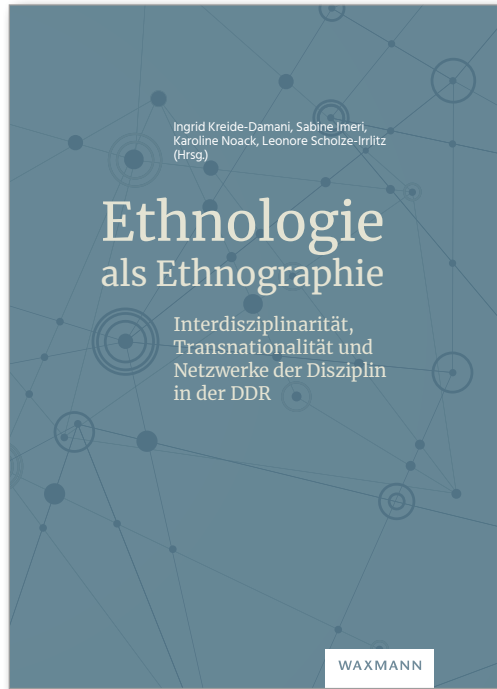
Ingrid Kreide-Damani,  
Sabine Imeri, Karoline Noack,  
Leonore Scholze-Irrlitz (Hrsg.)

## **Ethnologie als Ethnographie**

**Interdisziplinarität,  
Transnationalität  
und Netzwerke der  
Disziplin in der DDR**

2024, br., 49,90 €, 526 S.,  
ISBN 978-3-8309-4820-9

E-Book: open access,  
ISBN 978-3-8309-9820-4  
[doi.org/10.31244/9783830998204](https://doi.org/10.31244/9783830998204)



Der Band vermittelt neue Einsichten in die Fachentwicklung der Ethnologie in der DDR von 1945 bis in die 1980er Jahre. Diese war wesentlich durch den Versuch geprägt, die zuvor getrennten Fächer „Völkerkunde“ und „Volkskunde“ als „Ethnographie“ zu konzeptualisieren. Die in diesem Sinne eigenständige DDR-Ethnologie hatte sich in Abgrenzung zur Entwicklung des Faches in der BRD herausgebildet.

Dieser Band versammelt Arbeiten von Autor\*innen, die zum Verständnis einer „Ethnologie als Ethnographie“ in der DDR, ihren interdisziplinären Einbettungen und globalhistorischen Bezügen beitragen. Sie erweitern damit gleichzeitig auch das Wissen über die Ethnologie im deutschsprachigen Raum insgesamt.

**WAXMANN**  
[www.waxmann.com](http://www.waxmann.com)